

Wahler, Charlotte (Ed.)

Book

Forschen mit Geschlecht? Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft: Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 19. bis 22. Sept. 2002

edition der Hans-Böckler-Stiftung, No. 83

Provided in Cooperation with:

The Hans Böckler Foundation

Suggested Citation: Wahler, Charlotte (Ed.) (2003) : Forschen mit Geschlecht? Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft: Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 19. bis 22. Sept. 2002, edition der Hans-Böckler-Stiftung, No. 83, ISBN 3-93514-559-4, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/116335>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Forschen mit Geschlecht? Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft

edition der
Hans **Böckler**
Stiftung 

Fakten für eine faire Arbeitswelt.

Charlotte Wahler (Hrsg.)

Forschen mit
Geschlecht?
Zwischen Macht und
Ohnmacht: Frauen
in der Wissenschaft

**Dokumentation der
neunten Wissenschaftlerinnen-
Werkstatt der Promovendinnen
der Hans-Böckler-Stiftung
vom 19. bis 22. September 2002**

edition der Hans-Böckler-Stiftung 83

© Copyright 2003 by Hans-Böckler-Stiftung
Hans-Böckler-Straße 39, 40476 Düsseldorf
Buchgestaltung: Horst F. Neumann Kommunikationsdesign, Wuppertal
Produktion: Der Setzkasten GmbH, Düsseldorf
Printed in Germany 2003
ISBN 3-935145-59-4
Bestellnummer: 13083

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des öffentlichen Vortrages,
der Rundfunksendung, der Fernsehausstrahlung,
der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile.

VORWORT	7
EINLEITUNG	9
DIE TAGUNG:	17
RAUM SCHAFFEN FÜR DEN AUSTAUSCH	19
Bericht aus der Vorbereitungsgruppe zur Wissenschaftlerinnen – Werkstatt 2002 <i>Nadia Bleil</i>	
ZUM ERSTEN MAL BEI DER WISSENSCHAFTLERINNENWERKSTATT	23
<i>Antje Meißner</i>	
EINSATZ VON GROSSGRUPPENMETHODEN AUF TAGUNGEN IM WISSENSCHAFTSBEREICH AM BEISPIEL DER OPEN SPACE TECHNOLOGY (OST)	27
<i>Nadja Bleil</i>	
DIE ARBEITSGRUPPEN:	41
1. FRAUEN UND IHRE ANSPRÜCHE AN SICH SELBST	43
<i>(Claudia Pfefferlein)</i>	
ARBEITSLOS LEBEN	45
<i>Susanne Hildebrandt</i>	
RESSOURCENORIENTIERTES COACHING FÜR AKADEMIKERINNEN ALS UNTERSTÜTZUNG FÜR IHRE KARRIEREPLANUNG – EIN PRAXISBEISPIEL	53
<i>Claudia Pfefferlein</i>	

INTEGRIERTE QUALITATIVE METHODENBEGLEITUNG FÜR PROMOVIERENDE DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG	63
<i>Marion Niehoff</i>	
2. FRAUEN, MÜTTER, WISSENSCHAFTLERINNEN	75
WIWE 2002 MIT KIND – EIN EXPERIMENT UND REISEBERICHT	77
<i>Martina Henn-Sax</i>	
ALLEINERZIEHENDE MÜTTER UND TRENDS IN DEN US-AMERIKANISCHEN UND DEUTSCHEN SOZIALHILFEMASSNAHMEN	81
<i>Dorian Woods</i>	
GESCHLECHTERFORSCHUNG:	91
DER ORT UND DAS ICH. FRAUEN IN DER WISSENSCHAFT ODER WEIBLICHE SUBJEKTPOSITION IM RAUM DER WISSENSCHAFT	93
<i>Charlotte Wahler</i>	
MIGRATION – EIN WEG FÜR FRAUEN – IN DER LITERATUR: ZEITGENÖSSISCHE MIGRATIONSROMANE KARIBISCH-US-AMERIKANISCHER AUTORINNEN IM KONTEXT VON GESCHLECHTERFORSCHUNG	109
<i>Margarethe Herzog</i>	

WEIL ICH EIN MÄDCHEN BIN ...!? FEMINISTISCHE MÄDCHENARBEIT UND DIE EINFLÜSSE VON FEMINISTISCHER THEORIE UND GESCHLECHTER- FORSCHUNG.	131
<i>Andrea Brebeck</i>	
WANDEL DER ARBEITSWELT – PERSPEKTIVEN FÜR FRAUEN?! AUSWIRKUNGEN AKTUELLER GESELLSCHAFTLICHER UND WIRTSCHAFTLICHER ENTWICKLUNGEN AUF BESCHÄFTIGUNGSPERSPEKTIVEN VON FRAUEN UND AUF DAS GESCHLECHTERVERHÄLTNIS	147
<i>Kathrin Walter</i>	
ZUR LEBENSREALITÄT VON MIGRANTINNEN IN DREIEICH – EINIGE WESENTLICHE FORSCHUNGSERGEBNISSE –	153
<i>Ulrike Fichera, Gisela Ehrlich, Semra Kanısıcak</i>	
HOW CAN WE KNOW THE DANCER FROM THE DANCE? EINIGE ANMERKUNGEN ZU KÖRPER UND GESCHLECHT IM ORIENTALISCHEN TANZ	179
<i>Margarete Keulen</i>	
DIE DOKTORINNENEHRUNG:	189
PERFORMANCE	193
<i>Sibel Vurgun/Charlotte Wahler</i>	
DIE FRAUEN UND IHR LEBEN: DIE MOLEKULARE EVOLUTION DER STIPENDIATIN MARTINA ZU DR. HENN-SAX ODER: WIE ICH DIE LETZTEN TAGE MEINER DISS ÜBERSTANDEN HABE.	197
<i>Martina Henn-Sax</i>	

ICH BIN FERTIG, TOTAL FERTIG	201
<i>Sabine Krajewski</i>	
ICH BIN FERTIG!	203
<i>Marion Maschke</i>	
VON DEN MÜHEN, DOKTORIN ZU WERDEN	209
<i>Marion Niehoff</i>	
TOTAL FERTIG – EIN ERFAHRUNGSBERICHT	213
<i>Anja Stichs</i>	
AUTORINNEN-VERZEICHNIS	217
SELBSTDARSTELLUNG DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG	223

Die große Wand im Treppenhaus der Villa, an der die Portraits der Teilnehmerinnen hängen, zeugt von der Vielfalt der Themen, die das Motto der Tagung umkreisen: »Forschen mit Geschlecht? Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft.«

Aus allen Bereichen der Wissenschaft sind Frauen vertreten: Soziologinnen, Naturwissenschaftlerinnen, Literaturwissenschaftlerinnen, Pädagoginnen, Politologinnen ... in diesem interdisziplinären Umfeld entstehen jedes Jahr auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt spannende Diskussionen, Arbeitsgruppen, Austausch beim Mittagessen und in den Kaffeepausen. Und diesmal eine neue Methode, ein »Open Space« für die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, in der Hummeln und Schmetterlinge zur Tagungsform gehören? Das Interesse und die Bereitschaft der anwesenden Frauen, sich in diesem »Offenen Raum« einzubringen, war spürbar schon in den ersten Stunden.

Durch die eigenverantwortliche thematische Organisation der Tagung durch die Teilnehmerinnen selbst kamen sehr schnell die verschiedenen Facetten unseres Themas zum Aufleuchten. Und sehr effektiv wurde gearbeitet, diskutiert, intensiv wurden Erfahrungen ausgetauscht, alte Freundschaften gepflegt, neue geknüpft.

Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt hat sich inzwischen als wichtiges Ereignis auf dem Weg zum »Doktorin-werden« etabliert. Hier können die Frauen, die oft einzeln und isoliert arbeiten, ihre spezifischen Fragestellungen diskutieren und mentale Unterstützung erfahren. Mut machen die Gesichter derer, die »es geschafft haben«. Erschöpft, aber glücklich wirken die frisch gebackenen Doktorinnen, deren Erfahrungen so wertvoll sind für die eigene Arbeitssituation.

Forschen mit Geschlecht – die zeitlich begrenzte Promotionsphase ist für viele Frauen ein Zwischenraum, der mit Ängsten besetzt ist, Zukunfts-, Leistungs-, Alltagsängsten. Die hier dokumentierte Wissenschaftlerinnen-Werkstatt hat in der Form des Open Space viel dazu beigetragen, diesen Zwischenraum auch als einen offenen Raum der Möglichkeiten, der Freiheit und der Kreativität zu erfahren.

Einleitung

WILLKOMMEN IM OPEN SPACE

Charlotte Wahler

Forschen mit Geschlecht – die Frage impliziert auch diejenige nach der Aktualität der Frauenbewegung. Anders als in der Hochzeit der Bewegung steht nicht mehr nur die politisch-gesellschaftlich-arbeitsweltliche Gleichberechtigung im Vordergrund, sondern die tiefergehenden strukturellen Ungleichheiten, deren Ursachen im Orkus der Geschichte liegen. Der Versuch der Neuen Frauenbewegung, eine weibliche Genealogie zu (er)finden, ist schnell an Grenzen gestoßen: »Weil in der Rede über die Geschlechter die Geschlechterverhältnisse in der Sprache immer schon wirksam sind, stoßen die Studien zu ›Weiblichkeit‹ und Frauen bzw. zur Geschichte der Geschlechter in ihren Darstellungen stets so schnell an die Grenze ihrer Vorstellungen¹.« Die unterschiedlichen Orte und Bilder von Frauen und Männern in der Kulturgeschichte haben sich so sehr in die herrschenden symbolischen und imaginären Strukturen eingeschrieben, dass männliche und weibliche Geschichte nicht nebeneinandergestellt betrachtet werden kann. Eine ›Geschichte der Frauen‹ ist gerade im Raum der Wissenschaft verwoben in eine Machtstruktur, deren Knotenpunkte zum einen auf die Art unseres körperlichen Gewordenseins verweisen, die zum andern aber auch Aufschluss über die eigentliche Grundlage unseres Denkens, d.h., des christlich-abendländischen Logos geben. Und drittens wird nur hier die Frage möglich, ob es eine Art weiblicher Opposition geben kann gegen diese (strukturellen) Machtverhältnisse im Wissenschaftsbetrieb. (*Hoffentlich fällt die Macht eines Tages allen Menschen auf den Wecker*²).

Dem Ort einer möglichen weiblichen Opposition (und sei es in der Negation) sich zu nähern heißt, sich durch die Schichten der durch die Schrift überlieferten Sachverhalte zu wühlen. Um an den Rand einer Zeit zu kommen, die schriftlos war (im heutigen Sinne) und die vorpatriarchal, also vor dieser Geschichte war. Die Schrift hat die gesamte Struktur der kulturellen Überlieferung verändert. Mit der Schrift fing die Entwicklung unserer patriarchal-christlich-kapitalistischen Geschichte überhaupt erst an. Logos und Literatur, welch eine verhängnisvolle Affäre! Und wir mitten darin, eine Doktorarbeit schreibend!

1 Weigel, Sigrid; *Topographie der Geschlechter*, Reinbek 1990, S. 16.

2 Klaus Theweleit zitiert Vlado Kristl zu Beginn seines »Buch der Könige« Bd.1, Frankfurt/M. 1988.

Materie wird zur Metapher des Weiblichen, das nur gedacht und beschrieben werden kann aus der Position des Logos. Wodurch wird der ›Geist‹ männlich, oder besser, wodurch wird er schließlich angeblich geschlechtsneutral? Walter Benjamin schreibt: »Es ist wahr: das Dasein des Weiblichen verbürgt die Geschlechtlosigkeit des Geistigen in der Welt ... Es ist noch das größte Geheimnis, wie ...³« Und stellt uns damit die Aufgabe, dieses Geheimnis zu lüften, diesen ganzen ›Nachtwald voller Fragen‹ zu durchlaufen.

Leben und, in unserem Zusammenhang wesentlich, forschen als Frau im Wissenschaftsbetrieb mit all seinen problematischen Implikationen ist heute vielleicht kein mainstream-Thema mehr, jedoch die brennende Aktualität der Geschlechterfrage äußerte sich auf der Tagung in den vielen Arbeitskreisen, in der Energie, mit der sich die Teilnehmerinnen in den Diskurs stürzten.

Der persönliche Charakter vieler Beiträge in diesem Band kann nicht hinwegtäuschen über die Ernsthaftigkeit, mit der genau an der Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Privatheit und Öffentlichkeit gearbeitet wurde und wird. Genau hier nämlich, an der Grenzüberschreitung, kann es zu einer Angleichung jener bisher als unvereinbar betrachteten Bereiche⁴ kommen, in der sich für Frauen (und für Männer) eine größere Freiheit entwickelt.

Die Struktur der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt war diesmal völlig neu, denn die Teilnehmerinnen bestimmten ihre Themen und ihre Arbeitseinteilung selbst, d.h., es wurde wirklich genau an den Themen gearbeitet, die den Frauen am meisten »auf den Nägeln brennen«. Das Experiment mit der Open-Space-Methode wurde zum vollen Erfolg. Sofort nach der Einführungsrunde bildeten sich lebhaft Arbeitsgruppen.

Im ersten Teil des Tagungsbandes berichtet Nadja Bleil aus der Vorbereitungsgruppe über die Planung und Organisation der Tagung, der obligatorische Erfahrungsbericht einer Erstteilnehmerin ist diesmal von Antje Meißner verfasst. Die neue Tagungsmethode stellt Nadja Bleil in ihrem Beitrag vor. Sie erläutert den von Owen Harrison in den USA entwickelten Open Space, der für Klein- und Großgruppen gleichermaßen geeignet ist. Die Arbeit vor und um den Open Space wurde von ihr perfekt organisiert, so dass es den Teilnehmerinnen an nichts fehlte.

3 Benjamin, Walter; Ges. Schriften II/I, Frankfurt/M. 1991, S. 130.

4 Wie es z.B. noch in der Vita activa der Hannah Arendt geschieht.

Der zweite Teil befasst sich mit den Arbeitsgruppen. Die Themen der zehn Arbeitsgruppen kreisten weitgehend an der oben genannten Schnittstelle von strukturellen und vermeintlich persönlichen Implikationen des Tagungsthemas:

- Differenzen zwischen Selbst- und Fremdbild,
- Vereinbarkeit von Kindererziehung und wissenschaftlicher Arbeit,
- die Frage nach der Macht in Geschlechter- und Frauenforschung,
- Frau/Forscherin – Wahrnehmung und wahrgenommen werden in unterschiedlichen kulturellen Kontexten,
- Diskrepanz zwischen Eigenverantwortung und Abhängigkeit,
- Ansprüche von Frauen an sich selbst,
- die Relevanz von Klasse und Geschlecht an der Hochschule.

Auch in der Arbeitsgruppe, die sich mit der Post-doc-Förderung befasste, ging es um die persönliche Erfahrung von gegenwärtigen unsicheren Arbeitssituationen und die sich daraus entwickelnden Zukunftspläne und -ängste. Und um Methoden, damit umzugehen und Lösungswege zu finden.

Eine weitere Arbeitsgruppe beschäftigte sich mit dem Thema: Postmoderne Vielfalt und feministische Politik. Wie stellen sich bisher angestrebte Änderungen gesellschaftlich-struktureller Verhältnisse im Diskurs postmoderner Vielfalt dar? Es gibt kein »ausserhalb« der Macht, auch nicht in feministischen Politikformen. Wie kann im Diskurs der Identitätsvielfalt ein »Wir« geschaffen werden, ohne Ein- und Ausschlüsse zu (re-)produzieren? Und auch hier taucht die Frage auf, wie sich Begriffe wie Subjekt, Erfahrung und Wissen zwischen postmodernen und feministischen Ansätzen vermitteln lassen.

Die Arbeitsgruppe »Einwirkungsmöglichkeiten und Grenzen für Frauen an den Hochschulen« beschäftigte sich zum einen mit der (Un-)wirksamkeit von spezifischen Frauen-Positionen an der Hochschule (z.B. Frauenprofessuren), zum anderen mit den Auswirkungen männlicher Arbeitsstrukturen auf »weibliche« Prioritäten im Forschungszusammenhang.

Unter dem zusammenfassenden Titel »Frauen und ihre Ansprüche an sich selbst« spiegelt sich der Arbeitsgruppenschwerpunkt in dem Beitrag von Claudia Pfefferlein, die mit einem Praxisbeispiel aus ihrer Coaching-Arbeit auf Problemlösungen im Lebens- und Arbeitskontext von Akademikerinnen verweist, ebenso wie bei Susanne Hildebrandt, die ihre Promotion vor nunmehr bald drei Jahren abgeschlossen hat. Sie beschreibt anhand ihres eigenen Lebens die kulturellen und strukturellen Mechanismen von Selbst- und Fremdansprüchen und zieht daraus mit scharfem Blick eine politische Zeitdiagnose. Marion Niehoff stellt ihr Pilotprojekt zur integrierten qualitativen Methodenbegleitung für Promovierende der

Hans-Böckler-Stiftung vor. Aufgrund mangelnder Einbindung und Unterstützung können die Blockaden, die fast zwangsläufig im Prozess der Arbeit an der Promotion entstehen, oft nicht effizient gelöst werden. Hier werden konkrete Hilfestellungen aufgebaut.

Ein zweiter Schwerpunkt ist durch die Beiträge von Martina Henn-Sax und Dorian Woods gegeben: Es geht unter zwei unterschiedlichen Aspekten um die Kinderfrage. Die Rahmenbedingungen für eine frauen- und kinderfreundliche Gesellschaft sind in der Bundesrepublik Deutschland nicht gegeben. Bundesfamilienministerin Renate Schmidt nennt folgende Fakten⁵: 70 Prozent der Mütter, die zu Hause sind, wären lieber erwerbstätig. 40 Prozent der Akademikerinnen sind mit 39 Jahren – oft unfreiwillig – kinderlos. Von Martina Henn-Sax wird in Form eines Erfahrungsberichts die Problematik der Vereinbarkeit von Mutter- und Wissenschaftlerin-Sein angesprochen. Dorian Woods stellt in ihrem Beitrag die unterschiedlichen Modelle von Sozialhilfemaßnahmen für alleinerziehende Mütter in Deutschland und den USA vor.

In den Beiträgen zur Geschlechterforschung werden die Arbeitsschwerpunkte einzelner Forscherinnen vorgestellt. Mein Beitrag handelt von einer Ortsbestimmung, nämlich der weiblichen Subjektposition im Raum der Wissenschaft. Margarethe Herzog betreibt Geschlechterforschung in zeitgenössischen Migrationsromanen und zeigt weibliche Lebensentwürfe zwischen zwei Welten auf. Andrea Brebeck geht es in ihrem Beitrag um die Diskussion einer theoretischen Standortbestimmung in der Mädchenarbeit. Sie betrachtet die konzeptionellen Ansätze von Mädchenarbeit/Mädchenpolitik auf der Folie von verschiedenen feministischen Theorieströmungen, um die Einflüsse von feministischer Theorie für die Konzeptentwicklung sichtbar zu machen.

Der Beitrag von Kathrin Walter kommt aus einem weiteren Frauen-Arbeitszusammenhang der Hans-Böckler-Stiftung, dem stipendiatischen Projekt »Wandel der Arbeitswelt – Perspektiven für Frauen?!«, das aus der früheren AG Frauen hervorgegangen ist. Die Veränderungen der Arbeitswelt durch globalisierte Wirtschafts- und Finanzstrukturen werden hier unter dem Fokus Chancengleichheit für Frauen und Männer analysiert.

Ulrike Fichera und die Internationale Frauengruppe Dreieich stellen ihre Forschungsergebnisse zur Lebensrealität von Migrantinnen in Dreieich vor. Für ihre Studie befragten sie 13 Migrantinnen zu ihren Lebensentwürfen, Migrationsgründen und -erfahrungen, zu ihrer Lebenssituation in der hessischen Stadt. Marga-

5 Im Interview mit der Main Post vom 5. April 2003.

rethe Keulen schließlich, die als Leiterin des Bauchtanz-Workshops den körperlichen Aspekt auf der Tagung »ins Spiel« brachte, stellt sich in ihrem Beitrag der Frage nach Körper und Geschlecht im orientalischen Tanz.

Dem Stellenwert der Doktorinnenehrung als liebgewordener Tradition soll dieser Tagungsband gerecht werden durch die Erfahrungsberichte der diesmal geehrten Frauen, denn die wichtige Vorbildfunktion derer, die ihre Arbeit bereits erfolgreich »verteidigt« haben, entsteht nicht nur durch das Erbringen der Arbeit als Leistung, sondern im Ringen mit einer großen Aufgabe, nämlich der Entwicklung einer Persönlichkeit, die dem neuen Status gerecht wird und den Frauen meist eine umfassendere Fähigkeit abverlangt, nämlich gerade das private Leben in einer bislang männlich strukturierten Karriere neu zu gestalten. Die Nachdenklichkeit über die Relevanz des Privaten für die Arbeitszusammenhänge – die natürlich auch in der gegenläufigen Richtung wirksam ist – ist allen Beiträgen als Tonspur zu Grunde gelegt.

Allen, die zum Entstehen dieses Tagungsbandes beigetragen haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt, den Tagungs-Teilnehmerinnen, den Autorinnen und der Hans-Böckler-Stiftung. Ganz besonders aber gilt mein Dank dem Vorbereitungsteam, denn die Open-Space-Erfahrung, die menschliche Nähe und der Spaß an der Organisationsarbeit hatten noch lange Zeit Auswirkungen auf das einsamere Arbeiten am Schreibtisch.

Charlotte Wahler

Ramsthal, im April 2003

Die Tagung

RAUM SCHAFFEN FÜR DEN AUSTAUSCH

BERICHT AUS DER VORBEREITUNGS- GRUPPE ZUR WISSEN- SCHAFTLERINNEN-WERKSTATT 2002

Nadia Bleil

Die Vorbereitung der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2002 begann genau genommen am 12. September 2001, einen Tag nach den Ereignissen in New York. Viele Teilnehmerinnen waren vorzeitig abgereist, die noch anwesenden Frauen auf der WiWe 2001 standen unter Schock durch die schrecklichen Bilder. So konnte nur sehr schwer ein neues Vorbereitungsteam gefunden werden. Mit dem Vorschlag zur Durchführung einer Open-Space-Veranstaltung jedoch erklärten sich spontan mehrere Frauen bereit, die Organisation zu übernehmen.

Insgesamt fanden (neben telefonischem und e-mail-Kontakt) über das Jahr verteilt zwei Vorbereitungstreffen statt, eines am 1./2. Februar 2002, das andere vom 1. bis 3. Juni 2002, in denen konkrete Verabredungen und Arbeitsaufteilungen stattfanden. Zum Vorbereitungsteam gehörten Sibel Vurgun, Roya Moghaddam, Charlotte Wahler, Barbara Heisig und ich.

ERSTES VORBEREITUNGSTREFFEN

Freitag, 1. Februar, und Samstag, 2. Februar, trafen wir uns bei Charlotte in Ramsthal. Da in ihrem Haus genügend Arbeitsraum zur Verfügung stand, kamen wir auf die Idee, ein »Mini – Open – Space« durchzuführen mit zwei Zielen: Zum einen konnten die Organisatorinnen den Ablauf und die Rahmenbedingungen einer solchen Veranstaltungsform kennenlernen und zum anderen bietet diese Form des Arbeitens sowohl inhaltlich effektives Vorankommen als auch eine sofortige Dokumentation des Erarbeiteten, was wir als Grundlage für die weitere Vorbereitung nutzen konnten.

Wir verlebten miteinander zwei arbeitsreiche Tage in konstruktiver und fröhlicher Atmosphäre. Das Treffen brachte folgende Ergebnisse: Als Motto der Veranstaltung wurde festgelegt: »Forschen mit Geschlecht«. Der bewusst offen gehaltenen

ne Titel sollte hier Raum schaffen für die ganz unterschiedlichen Assoziationen, die dabei entstehen. Wir erstellten einen ersten Entwurf für Einladungen. Für den Empfang der Teilnehmerinnen und den Beginn der Tagung sammelten wir Ideen, Ort und Anreisezeiten mussten ebenfalls festgelegt werden.

Wichtig war für uns auch, die Art und Weise des Informationsaustausches innerhalb des Organisationsteams abzusprechen, damit wir jederzeit auf dem Laufenden darüber waren, was bereits erledigt war und was als nächstes von wem übernommen werden sollte. Um besser koordinieren zu können, fertigten wir für unser weiteres Vorgehen einen Zuständigkeits- und Tätigkeitsplan mit vorläufigen Zeitangaben an.

Diese Ergebnisse stellten wir in Form einer Dokumentation direkt zusammen, so hatten wir alle unsere Unterlagen in der Hand. In der Aufgabenverteilung legten wir fest, dass ich die Hauptverantwortung für die Durchführung der Open-Space übernehmen würde. Weiterhin kümmerten wir uns um die Planung der Doktorinnenehrung, die ja als wichtiger Teil der Tagung besonderer Kreativität bedurfte – und wir hatten einige ganz gute Ideen ...

Die unterschiedlichen Verantwortungsbereiche, wie beispielsweise für die Anmeldungen, die Rahmenbedingungen, die Kommunikation mit dem Haus und der Stiftung, die Einladung etc. teilten wir unter uns auf.

Auf dieser Basis konnten wir gut sortiert in die Organisation starten. Die erste Einladung wurde etwa Mitte April losgeschickt. Insgesamt wurden zu drei Zeitpunkten Einladungen per mail (durch Charlotte und mich) und zweimal Einladungen per Post (übernommen von Iris Henkel und dem Setzkasten) verschickt. Weiterhin kümmerten wir uns auch darum, dass eine Ankündigung für die WiWe 2002 im Internet auf den HBS-Seiten erschien. Dazu wurde Kontakt mit dem Verantwortlichen aufgenommen.

Der Versuch, Materialien in Absprache mit dem Haus zu organisieren, schlug leider völlig fehl, da das Haus nicht bereit war, Materialien extra zu beschaffen. Daher entschlossen wir uns, das was nötig war, selbst bzw. in Zusammenarbeit mit dem Verein Arbeit, Bildung, Forschung zu besorgen und über die Hans-Böckler-Stiftung direkt abzurechnen.

Weitere Arbeiten bestanden darin, den Informationsfluss und die Entscheidungsfindung per mail aufrechtzuerhalten, das Programm für die Tagung und den Arbeits- und Ablaufplan für das Organisationsteam zu erstellen sowie einen Kostenplan anzulegen.

Anfang Mai erreichte uns die Nachricht, dass das Haus für unsere Veranstaltung eventuell zu klein sei. Daraufhin fuhren Barbara und ich nach Magdeburg-Otters-

leben, um uns die Räumlichkeiten vor Ort anzuschauen. Dabei konnten schon die ersten Absprachen getroffen werden und die Mitarbeiter des Hauses versicherten uns, dass der größte Raum (der Speisesaal) tatsächlich zu Verfügung stehen würde.

ZWEITES VORBEREITUNGSTREFFEN

Das zweite Treffen fand Anfang Juni statt und ging über drei Tage. Wir trafen uns wieder bei Charlotte, ihr Haus war erstens von den Räumlichkeiten her wunderbar geeignet und zweitens tat uns Stadtbewohnerinnen das Leben auf dem Lande einfach richtig gut! Sonnenschein und Vogelgezwitscher gaben eine wunderbare Kulisse für angeregtes Arbeiten. Wir nutzten die Zeit unter anderem dafür, das Vorgehen genauer zu abzusprechen, d.h., den Ablauf zu konkretisieren und um für die Doktorinnenehrung die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Nach diesem Treffen und in der zweiten Phase der Vorbereitung wurde der Ablaufplan modifiziert und der Kostenplan von mir komplettiert. Eine Woche vor der Wissenschaftlerinnen – Werkstatt begann ich damit, die Materialien für die Vorbereitung zusammenzutragen und konkrete Vorbereitungen zu treffen.

DURCHFÜHRUNG DER VERANSTALTUNG

Wir reisten bereits am 18. September in Magdeburg-Ottersleben an, um mit der Gestaltung der Räumlichkeiten beginnen zu können und Absprachen mit dem Haus treffen zu können. Während sich die Vorbesprechungen und Materialbeschaffung mit dem Haus als schwierig gestaltet hatten, stellte sich nun heraus, dass wir vom Verantwortlichen und seinen MitarbeiterInnen sehr gut betreut und versorgt wurden. Es war kein Problem, das eine oder andere umzustellen, Dinge zu ordern oder Veränderungen vorzunehmen. Daher kann ich über die Zusammenarbeit vor Ort nur das Beste berichten.

Am Anreisetag war wie geplant alles perfekt vorbereitet und wir starteten gelassen die Veranstaltung. Die open-space selbst lief, trotz erheblich geringerer Teilnahme als erwartet, sehr produktiv.

Die Doktorinnenehrung bildete wie auch bei den anderen Wissenschaftlerinnen – Werkstätten einen Höhepunkt der Veranstaltung und wurde von den Teilnehmerinnen ebenfalls sehr gelobt. Wir hatten den festlichen Rahmen etwas aufgelockert, indem wir zusätzlich zu den Doktorhüten echte Reisigbesen

überreichten – zum Zwecke der Befreiung des wissenschaftlichen Raums vom Muff der tausend Jahre – und durch den gemeinsamen Verzehr eines Steins der Weisen in Kuchenform. Es gab wie bisher ein großartiges Fest und auch wieder einige Tränen der Rührung.

Dass sich am nächsten Tag relativ schnell ein neues Vorbereitungsteam für die nächste Tagung fand, kann als Zeichen dafür genommen werden, dass die Teilnehmerinnen sich sehr wohl fühlten und die Staffel der WIWE-Tagungen gerne weitertragen möchten.

An dieser Stelle möchte ich meinen großen Dank für die Zusammenarbeit mit dem gesamten Organisationsteam und mit dem Referat Promotion ausdrücken. An keiner Stelle gab es größere Irritationen, wie sie so häufig bei der Organisation solcher Veranstaltungen auftreten. Ich konnte mich durch die Unterstützung des Teams vollkommen unbelastet auf die Durchführung der Veranstaltung konzentrieren, da sowohl Anreise- und Unterbringungsprobleme als auch Organisatorisches komplett von den anderen Beteiligten übernommen wurde. Zusätzlich standen sie mir in den Arbeitsgruppenphasen, bei der Erstellung der Dokumentation und bei der Vorbereitung der Tagesabschnitte ohne Wenn und Aber zur Seite. An keiner Stelle hatte ich das Gefühl, allein verantwortlich zu sein, sondern ich fühlte mich immer als Teil eines sehr gut funktionierenden Teams, in dem nicht nur hart gearbeitet, sondern auch viel gelacht wurde. Der Erfolg der Veranstaltung ist dieser Zusammenarbeit zu verdanken.

Die Tatsache, dass dies eine reine Frauenveranstaltung ist und von Frauen für Frauen, die in ähnlicher Situation (Promovierende) sind, organisiert wird, war für mich besonders aktivierend. Es ist für mich ein großer Anreiz zu versuchen, bei der nächsten Wissenschaftlerinnen – Werkstatt unter den zu Ehrenden zu sein.

Ein Wermutstropfen war allerdings die geringe Teilnahme. Ein Open-Space-Prinzip besagt: »Die da sind, sind genau die Richtigen«. Für diese Wissenschaftlerinnenwerkstatt kann ich das mit Bestimmtheit sagen. Für weitere Werkstätten wünsche ich mir, dass wir, die promovierenden Frauen der Hans-Böckler-Stiftung, die Chance wieder verstärkt für uns nutzen, miteinander zu arbeiten und voneinander zu lernen, unsere Erfahrungen auszutauschen und uns gegenseitig Mut zu machen auf dem oft steinigen Weg zur Doktorinnenwürde.

ZUM ERSTEN MAL BEI DER WISSENSCHAFTLERINNEN- WERKSTATT

Antje Meißner

»WIWE 2002« – stand im Herbst in meinem Terminkalender. Gehört hatte ich schon davon. Nicht nur durch den Namen »Wissenschaftlerinnenwerkstatt« fühlte ich mich angesprochen, sondern auch durch das Thema der WIWE 2002: Forschen mit Geschlecht? Frauen zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft. *Neuland* war für mich aber die Methode des open space, die als Arbeitsgrundlage für die Veranstaltung diente.

Kein Neuland war zumindest das Jugendbildungshaus in Magdeburg/Ottersleben. Das kannte ich schon, Gott sei Dank! Der Charme dieser Gründerzeitvilla im Stil der Neo- Renaissance mit dem schönen Amtsgarten aus dem Jahre 1892/93 erleichterte mir den Entschluss zur Anreise.

Als sich der Raum bei unserer ersten Begegnung füllte, stellte ich mit Erleichterung fest, dass mir viele Gesichter der Wissenschaftlerinnen bekannt, ja sogar herzlichst vertraut waren.

Nun konnte ich mich auf open space einlassen und auch alles andere sollte sich mir erschließen.

Gleich zur Eröffnung wurde uns das Geheimnis der Technik des open space näher gebracht. Diese Arbeitsweise, bei der es sich um eine offene, prozessuale Konferenzform handelt, bietet in nicht vorherbestimmter, aber dennoch strukturierter Form ein selbstorganisiertes Arbeiten für größere Gruppen. Lediglich das Gesamtthema der WIWE war als Vorgabe für einen inhaltlichen Rahmen gedacht. Es blieb unserer Kreativität, unserem Interesse, unseren Ansprüchen und unserer Neugier überlassen, wer von uns sich wo einbringen mochte und unter welchen Aspekten wir dann arbeiten wollten, eben ganz im Stil des open space.

Die neunte Wissenschaftlerinnenwerkstatt widmete sich thematisch der Kategorie Geschlecht und den damit zusammenhängenden politischen, sozialen und persönlichen Strukturen. Den Teilnehmerinnen wurde damit die Möglichkeit gegeben, die Relevanz von Geschlecht im Lebens- und Arbeitskontext interdisziplinär zu betrachten und zu diskutieren.

Die persönliche Verortung als Forscherinnen und die nachstehenden Zahlen lieferten die Grundlage für hitzige Debatten und zeigen die Aktualität des Themas in aller Deutlichkeit auf:

»Nur knapp 10% der Professuren und in der außeruniversitären Forschung nur ca. 5% der Führungspositionen sind hierzulande von Frauen besetzt. Das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung stellt fest: eine *gläserne Decke* bestehend aus *informellen Strukturen* und einer *männlichen Arbeitskultur* verhindert, dass mehr Frauen nach oben kommen. In einer neuen großen Metastudie der Europäischen Union wurde festgestellt: Nicht nur in Deutschland, sondern überall in Europa stehen Protektionismus, Vetternwirtschaft und Direktvergabe von Stellen einem gerechten und effektiven Auswahlverfahren diametral entgegen: Das Geschlecht eines Menschen fällt in der Forschung stärker ins Gewicht als die Leistung!«¹

Nach der Begrüßung durch das open space-Begleiteteam – Nadja Bleil, Sibel Vurgun, Barbara Heisig, Charlotte Wahler – und einer Einleitung ergaben sich aus unseren persönlichen Anliegen die Themengrundlagen für einzelne Arbeitsgruppen. Alle Teilnehmerinnen konnten dem folgen, was für sie wichtig und interessant war. Die Aspekte individueller Selbst- und Fremdbilder, die Vereinbarung von Mutterrolle und Wissenschaftlerin und die Diskrepanz von persönlichen und gesellschaftlichen Ansprüchen an Frauen waren Schwerpunktthemen. Aber auch Themen im Zusammenhang mit Macht, Einwirkungsmöglichkeiten und Partizipation von Frauen sowie die Bedeutung von Klasse und Geschlecht an Hochschulen, wurden rege diskutiert.

Wer im Anschluss an diese vielen anregenden Debatten den Kopf frei bekommen musste, konnte am ersten Abend entweder seine restlichen Energien beim Kreisen der Hüften, sprich Bauchtanz ausagieren oder in konzentrierter Ruhe die physischen Akkus per Meditationstechnik »Qi Gong« aufladen. Auch für die Organisation dieser zwei Workshops sei dem Vorbereitungsteam gedankt, denn was für die Teilnehmerinnen im Gesamtablauf der WIWE oft selbstverständlich erscheint, wurde in der Vorplanung wohlgedacht und bereicherte die Werkstatt.

In der am dritten Tag anschließenden Konvergenzrunde wurden alle bearbeiteten Themen, ähnlich einer Top- Ten- Liste aufgelistet. Als Ergebnis und Ausblick konnten nun Ideen und Vorschläge für eigene Projekte eingebracht und folgend erste Schritte und Handlungspläne erarbeitet werden. Auch die Möglichkeit der Präsentation dieser Arbeitsergebnisse lieferte im Anschluss daran neue Anregungen für diverse Umsetzungsziele.

1 Vgl. Tagesspiegel, 26.03.02.

Ein anderer Höhepunkt der Wissenschaftlerinnenwerkstatt war die liebevoll gestaltete Doktorinnenehrung. Das WIWE- Vorbereitungsteam sorgte mit einem sehr stilvollen und festlichen Ambiente für die Ehrung von fünf frisch gebackenen Doktorinnen mit Laudatio und Eintrag in das Doktorinnenbuch. Heute muss ich zugeben, dass diese Atmosphäre einen besonderen Eindruck bei mir hinterlassen hat, verbunden mit großem Respekt vor der Leistung der Doktorinnen.

Mit Sekt und einer unwiderstehlichen Eistorte in Form eines »Steines der Weisen«, den die Doktorinnen an alle verteilten, ging es zum inoffiziellen Teil des Abends über, sprich, wir feierten bis in die frühen Morgenstunden.

Gleich zu Beginn der Tagung erschlossen sich mir einige bedeutsame Aspekte des Nutzens der Wissenschaftlerinnenwerkstatt. Nicht nur als liebgewordene Tradition der Promovendinnen der Hans- Böckler- Stiftung sollte an deren Fortbestehen unbedingt festgehalten werden. Sie bietet einen wichtigen Raum zu gemeinsamen Diskussionen und Reflexionen und das nicht nur auf wissenschaftlicher Ebene. Neben der Möglichkeit, kollegiale Prozesse des Forschens, Projekte oder auch Netzwerke herzustellen, bleibt viel Zeit für das Knüpfen privater Verbindungen und freundschaftlicher Beziehungen.

Ein Lob an Nadja Bleil, Sibel Vurgun, Barbara Heisig und Charlotte Wahler für die gelungene WIWE 2002. Ebenso lobenswert ist die Kinderbetreuung, die die Teilnahme von Promovendinnen mit Kindern ermöglicht, die überdies den täglichen Anforderungen in ihrer Doppelrolle als Mutter und Wissenschaftlerin gerecht werden müssen. Die Eindrücke der Wissenschaftlerinnenwerkstatt 2002 weckten in mir die Vorfreude auf die nächste WIWE und haben mich animiert, im neuen Organisationsteam mitzuarbeiten.

EINSATZ VON GROSSGRUPPEN- METHODEN AUF TAGUNGEN IM WISSENSCHAFTSBEREICH AM BEISPIEL DER OPEN SPACE TECHNOLOGY (OST)

Nadja Bleil

Tagungen und Konferenzen, wie sie von wissenschaftlichen Organisationen durchgeführt werden, laufen häufig nach einem festgelegten Schema ab. Meist sind es drei bis vier Phasen, die sich in solchen Veranstaltungen abwechselnd finden lassen: Referate mit anschließender Diskussion, moderierte Podiumsdiskussionen, thematisch festgelegte und moderierte Arbeitsgruppen und Referate oder Zusammenfassungen, die den Abschluss anzeigen.

Die Hauptvorträge werden von möglichst bekannten Expertinnen zum Thema der Veranstaltung gehalten. Wer schon einmal eine Tagung organisiert hat weiß, dass so eine Veranstaltung gut besucht wird. Wer Interesse an Inhalten und der Meinung verschiedener Expertinnen zu einem Thema hat, ist auf den herkömmlichen Konferenzen genau richtig. Wer aber eher an einem Austausch unter Kolleginnen interessiert ist und selbst aktiv werden möchte, der hat auf klassischen Tagungen nur sehr wenig Möglichkeiten dazu.

Michael Pannwitz schreibt zu diesem Dilemma: »Konferenz? Tagung? Da denkt mensch an Vorträge mit endlosen Folien, ewigem Sitzen, Langeweile, einem vorgegebenen Programm, das auf alle ein bisschen, doch auf niemanden richtig passt, an Podiumsdiskussionen, die »Schlauere« vorne auf der Bühne führen, an Räume mit Dämmerlicht und dahindämmernder Teilnehmerschaft. Was mensch sich herbeisehnt, sind die angenehmen und kreativen Pausen und das Treffen und den Austausch mit den Kolleginnen.«¹

Wenn zu einem bestimmten Thema weniger Inhalt vermittelt als vielmehr gearbeitet werden soll, empfiehlt es sich, die klassische Tagungsform zu verlassen und andere Möglichkeiten zu suchen, in denen der Austausch und der Kontakt mit vie-

1 Diese Passage ist aus einem Text, der von Michael M. Pannwitz anlässlich einer Einladung zur open-space-Konferenz im September 1999 in Wien zum Thema »Was lernen wir für den nächsten Krieg in Europa?« zusammengestellt wurde, entnommen worden.

len Menschen im Mittelpunkt steht und ein oder mehrere Arbeitsergebnisse erwünscht sind.

In diesem Beitrag gehe ich der Frage nach, ob es denkbar ist, eine Großgruppenmethode wie Open Space Technology in wissenschaftlichen Kontexten stärker nutzbar zu machen. Dazu stelle ich grundlegende Denkprinzipien vor und beschreibe den Ablauf einer Open – Space- Veranstaltung. Abschließend erfolgen einige Reflektionen über den Einsatz der Methode im wissenschaftlichen Kontext.

Folgende Prinzipien sind für die erfolgreiche Gestaltung von innovativen Großgruppenveranstaltungen dieser Art zentral.

ÄNDERUNG DES DENKENS ALS VORAUSSETZUNG FÜR DEN EINSATZ VON GROßGRUPPEN-INTERVENTIONEN

Die Methode (auch genannt Großgruppenintervention), die ich in diesem Artikel beispielhaft vorstelle, kommt aus dem Bereich der Organisationsentwicklung und -beratung und wurde in den USA entwickelt und evaluiert². Der Open space technology (OST) wird ein hoher Stellenwert als wirksame Intervention bei Veränderungsprozessen zugeschrieben. Sie stellt in ihrem ursprünglichen Sinn ein Instrument dar, welches den Menschen dabei helfen soll, mit den rasanten Veränderungen unserer Zeit und in den Organisationen besser fertig zu werden. Interventionen in Großgruppen helfen aber nicht nur, Beteiligte in einem Veränderungsprozess zusammenzubringen und Ängste sowie Chancen zu offenbaren und zu bearbeiten, sondern sie machen auch auf der Ebene des kollektiven und individuellen Lernens häufig ungenutzte Potentiale zugänglich. Bisher werden diese Methoden hauptsächlich vom mittleren Management oder internen und externen Beraterinnen in Organisationen eingesetzt, die sich in einem Veränderungsprozess befinden.

Folgende Denkprinzipien legt Königswieser (2000) aus persönlicher Sicht und Erfahrung zur Konstruktion von Großgruppenmethoden zugrunde³:

2 Holman & Devane (2002) S.12.

3 Vergleiche auch: Königswieser, Roswita & Exner, Alexander (1998): Systemische Intervention. Architekturen und Designs für Berater und Veränderungsmanager, Stuttgart: Klett Cotta (2000) S. 313 – 329.

■ Abschied von klassischen Konventionen:

Eine gute Tagung hat ein durchgängig minutiös geplantes Programm. Die Teilnehmerinnen sind passiv und bekommen etwas geboten und die Moderation sorgt dafür, dass bestimmte Fragen gestellt und bestimmte Meinungen geäußert werden, damit es keine Störungen gibt. Bereits im Vorfeld werden nicht zu viele Menschen einbezogen, damit der Prozess nicht außer Kontrolle gerät. Veranstalterinnen und Referentinnen sind verantwortlich für das Gelingen der Veranstaltung. Eine straffe Moderation ist notwendig, da Großgruppen irrational sind und weder eine Meinung bilden, noch gute Entscheidungen treffen können. Es wird eine Kinobestuhlung aufgebaut: Vorn spielt die Musik und die Kommunikation geht vom Podium zum Publikum.

Das Chaos soll vermieden werden, daher gibt es feste Regeln, z.B. Rednerinnenlisten. Die Expertinnen sitzen vorn und als Referentinnen und Vortragende wissen sie auf alles eine Antwort. Es gibt möglichst wenig lange Pausen und Gespräche – die Zeit muss für das Referieren und strukturierte Diskutieren von Inhalten genutzt werden. Die Kommunikation sollte immer rational und analytisch bleiben, dabei ist ausschließlich linke Gehirnhälfte aktiv. Eine geschäftliche, professionelle Atmosphäre wird geschaffen, Hierarchien sind sachlich und neutral und persönliche Themen völlig fehl am Platz.

Jeder lernt für sich allein und braucht zum Lernen die richtigen Informationen, die referiert werden müssen. Probleme lösen heißt: erst die Wurzel des Übels analysieren und dann eliminieren.

Die Dinge werden, vereinfacht auf zentrale Botschaften, an das Publikum gebracht und die unangenehmen Dinge möglichst nicht breitgetreten, da die Welt aufgrund ihrer Komplexität nicht verstanden werden kann. Veränderung heißt, zielorientiert und effektiv von A nach B und konsequent nach Plan vorzugehen. Mit mehr als zwanzig Leuten kann man nicht interaktiv arbeiten und Kleingruppen brauchen Moderation und Anleitung, sonst erzielen sie kein Ergebnis im Sinne der Veranstaltung. Eine gute Veranstaltung setzt professionelle Technik, wie Powerpointfolien, Videos, Beamer oder Laptop ein. Die Pausen und das Essen sind nebensächlich und nehmen möglichst wenig Zeit in Anspruch.

■ Hinwendung zu neuer Denkweise:

Für Großgruppeninterventionen wird zwar ein Grundkonzept geplant, doch im weiteren Verlauf auf den Prozess vertraut. Das heißt für die Veranstalterinnen, an einem bestimmten Punkt *die Kontrolle an die Gruppe abzugeben*. Dann werden die Teilnehmerinnen aktiv und bringen ihre Energie ein und unterschiedliche,

spontane Meinungen der Teilnehmerinnen werden offengelegt. Bereits im Vorfeld werden so viele verschiedene Menschen wie nötig und möglich eingeladen: Mächtige, Betroffene, Wissensträgerinnen ...

Im Verlauf der Veranstaltung übernimmt die Gruppe die Verantwortung für das Gelingen der Veranstaltung⁴ und die Erfahrungen zeigen, dass große Menschengruppen in der Lage sind, gute Entscheidungen zu treffen, wenn das Interventionsdesign passt.

Wenn Veranstaltungen in hohem Maße selbstorganisiert sind, herrscht ein Klima der Offenheit, denn Leute trauen sich, etwas zu sagen. Dialoge und Gespräche zwischen Personen und Gruppen sind Hauptbestandteil des Prozesses und fördern die Netzwerkbildung. Expertinnen müssen nicht auf alles eine Antwort wissen, sondern können Impulse setzen. Mit Unsicherheiten gehen die Menschen gemeinsam um. Gemeinsames Essen und Pausen sind unstrukturierte, aber produktive Arbeitszeiten, denn sie fördern die Kommunikation, den Austausch und die Geselligkeit. Die Teilnehmerinnen übernehmen nicht nur für die Gruppe, sondern auch für sich selbst die Verantwortung.

Eine Großgruppenveranstaltung soll auch Gefühle, Körperlichkeit und Sinnlichkeit zum Schwingen bringen (Musik, Bewegung, Bilder). Leidenschaft, Betroffenheit und Authentizität stärken das Gemeinschaftsgefühl und persönliche Bezüge stellen den wichtigsten Zusammenhang zum Veranstaltungsthema her.

Verunsicherungen und Veränderungen können unbequem und unangenehm sein, aber darüber darf und soll gesprochen werden. Der Fokus des Lernens liegt auf kollektiver Ebene, denn Menschen lernen am besten durch Erleben (diskutieren, experimentieren, ausprobieren und Erfahrungen austauschen). Die Herangehensweise ist nicht, endlos die Wurzel des Übels zu analysieren, sondern neue Visionen zu entwickeln, die von vielen geteilt werden.

Da die Dinge nie gut oder böse sind, sollte immer differenziert werden. Unangenehme Wahrheiten müssen gesagt werden, auch wenn sie manchmal weh tun.

Die Gruppe sitzt am besten in kleinen Kreisen und größeren Kreisen und möglichst in einem großen Raum gemeinsam. Die Technik sollte nicht dominieren und frontale Referate auf ein Minimum beschränkt bleiben, denn nicht Hochglanzfolien sondern soziale Kontakte bleiben in Erinnerung. Essen und Trinken bedeutet

4 Wie die Übernahme der Verantwortung durch die Gruppe realisiert werden kann, beschreibe ich im Abschnitt »Ablauf einer Tagung nach Open Space Technology«.

mehr als nur Nahrungsaufnahme. Essen ist ein Ritual, das Menschen näher bringt. Es symbolisiert Wertschätzung.

OPEN SPACE TECHNOLOGY (OST)

Holman und Devane (1999) gliedern in ihren Ausführungen Großgruppenmethoden in:

- A)** Planungsmethoden (z.B. Zukunftskonferenz), die helfen für Organisationen oder Kommunen eine (Entwicklungs- oder Arbeits-) Richtung zu finden und festzulegen,
- B)** Strukturierungsmethoden (z.B. Participative Design Workshop), die Arbeitsbeziehungen unter den Mitgliedern einer Organisation definieren und neue Strukturen für das Arbeiten schaffen und
- C)** Anpassungsmethoden (z.B. Open-Space-Technology), die für unterschiedliche komplexe Ziele einsetzbar sind und Planung, Strukturierung sowie Prozessförderung und -begleitung beinhalten können.

Eine Anpassungsmethode wie OST scheint für eine »wissenschaftliche« Tagung gut geeignet zu sein, da sie flexibel einsetzbar ist. Sie geht von einer systemischen Sicht aus und ist auf die Zukunft fokussiert. Sie soll u.a. helfen, die Teilnehmenden zu ihren gewünschten Resultaten zu bringen, weniger dient sie dazu, Probleme zu lokalisieren.

ENTSTEHUNG

Diese Methode wurde vor ca. 17 Jahren von dem amerikanischen Organisationsberater Harrison Owen als eine neue, sehr effektive Arbeitsmethode für große Gruppen entwickelt. Als Owen nach einer internationalen Konferenz eine Feedback-Umfrage durchführte, gaben die Teilnehmerinnen an, dass sie am meisten von den informellen Kaffeepausen profitiert hatten, weil sie dort die wichtigsten Themen ungezwungen und tiefgehend diskutieren und Kontakte knüpfen konnten. Überrascht von diesem Umfrage-Ergebnis entwickelte Owen eine ziel- und lösungsorientierte Konferenz-Methode, bei der es wichtig ist, dass die Menschen sich wohl fühlen (»Wohlfühl-Kommunikation«) und ihre kreativen Potentiale entfalten können. 1985 wurde OST zum ersten Mal von Owen durchgeführt.

ABLAUF EINER TAGUNG NACH OPEN SPACE TECHNOLOGY (OST)⁶

In nicht vorherbestimmbarer, aber dennoch sehr strukturierter Form arbeiten große Gruppen (von 10 bis über 1000 Teilnehmerinnen) selbstorganisiert über ein bis drei Tage an »brennenden« Fragestellungen. Vorgegeben wird der inhaltliche Rahmen, das Thema oder Motto des open space. Zentrale Voraussetzungen zum Gelingen einer Open Space Veranstaltung sind Leidenschaft bezogen auf das Thema und die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung durch die Teilnehmenden. Das Motto sollte beides sicherstellen. Die Wahl und die Formulierung eines Mottos für die Veranstaltung ist daher von fundamentaler Wichtigkeit. Die Menschen sollen aufmerksam werden. Gleichzeitig muss genügend offener Raum für Vorstellungen und Ideen bleiben. Unter welchen Aspekten das Thema bearbeitet wird, entscheiden die Teilnehmerinnen während der Veranstaltung selbst.

Zu Beginn des open space sitzen alle Teilnehmer/innen im Kreis (oder konzentrischen Kreisen). Die Kommunikation im Kreis gibt es seit Menschengedenken. Sie führt zu einem offenen und gleichberechtigten Austausch (unbewusste Wirkung des Kreises).

Die Begleiterin eröffnet die Konferenz und stellt den Ablauf und das Wesen der Methode vor – wesentlich sind vier Grundsätze und ein Gesetz:

Die vier Grundsätze:

- *Die da sind, sind genau die Richtigen!*

Ich denke nicht an die, die nicht da sind, sondern ich konzentriere mich auf die Anwesenden.

- *Was immer auch geschieht, es ist das einzige, das geschehen kann!*

Ich konzentriere mich auf das Hier und Jetzt. Ich nehme die Möglichkeiten um mich herum wahr.

- *Es fängt an, wenn die Zeit reif ist!*

Ich warte gelassen auf den richtigen Zeitpunkt. Ich begeben mich in den Rhythmus der Menschen um mich herum.

5 Nach einem internen Methodenskript der Open-Space-Begleitergruppe des Vereins Arbeit, Bildung, Forschung e.V., basierend auf Owen, Harrison (2001): Open Space Technology. Ein Leitfaden für die Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta.

■ *Vorbei ist vorbei, nicht vorbei ist nicht vorbei.*

Ich haushalte mit meiner Zeit und meiner Energie und wende mich anderen Dingen zu, wenn eine Aufgabe erledigt ist. Ich nutze meine Energie und bearbeite eine Aufgabe so lange, wie es sinnvoll und nötig ist.

Diese Grundsätze sind auf Plakaten deutlich sichtbar aufgehängt. Sie vermitteln Vertrauen in den Prozess (der Selbstorganisation) und in die Richtigkeit dessen, was sich ereignen wird.

Das Gesetz der zwei Füße

Dies ist das Gesetz der Freiheit, der Selbstverantwortung und der Selbstorganisation. Jeder Teilnehmer soll sich genau an dem Ort aufhalten, wo es für ihn interessant und angenehm ist. Wenn eine Person weder etwas lernen noch etwas beitragen kann, soll sie sich an einen für sie produktiveren Ort begeben.

Dieses Gesetz hat zwei *Erscheinungsformen*:

Einige Personen bewegen sich von Arbeitsgruppe zu Arbeitsgruppe. Sie sind **Hummeln** und befruchten die anderen Gruppen, indem sie Ideen und Ergebnisse wie kostbaren Blütenstaub von Gruppe zu Gruppe weitertragen.

Aber nicht alle Teilnehmerinnen arbeiten ständig in Gruppen. Sie findet man in den Fluren oder beim Essen. Es sind die **Schmetterlinge**, die Pause machen und dabei wie zufällig Informationen sammeln, Impulse geben, wertvolle Beobachtungen machen sowie informelle Gespräche anzetteln. Hummeln und Schmetterlinge sind die Träger von Informationen, die den Gesamtprozess voran bringen!

Wenn die Arbeitsweise in der Eröffnungsrunde erklärt wird, existiert noch kein inhaltlicher Ablaufplan. Diese Vorgehensweise ist für viele Menschen sehr ungewohnt: Neulinge im open space würden am liebsten den Raum verlassen. Sie fühlen sich unsicher und befremdet. Keiner weiß, wohin das Ganze führen wird und was er jetzt machen soll oder will. Das Eis bricht, wenn sich die Ersten in die Mitte wagen mit ihrem Anliegen. Man tritt in die Mitte des Kreises und stellt sich und sein Anliegen, das man mit anderen diskutieren möchte, kurz vor. Ein Anliegen ist das, was mir wichtig ist und nicht das, was ein anderer tun soll!

Eine Anliegen-Wand ist dazu vorbereitet, auf der auch Zeiten und Räume angeboten werden. Die »Einberuferin« eines Anliegens wählt Zeit und Arbeitsraum aus und hängt ihr Blatt an den entsprechenden Platz. Alle Anliegen bilden die Themen für die nachfolgenden Arbeitsgruppen. Somit entwickeln die Mitwirkenden ihre Agenda selbst.

Der Marktplatz

Der Marktplatz wird eröffnet, wenn alle Anliegen benannt sind. Alle Beteiligten kommen zur Anliegen-Wand, schauen sich die Agenda genau an, tauschen sich aus, verhandeln und entscheiden, bei welchen Themen sie mitarbeiten wollen und welches die beste zeitliche Planung ist.

Die Arbeitsgruppenphasen

Dann wird völlig selbstorganisiert in verschiedenen Gruppen gearbeitet (parallel oder nacheinander ablaufend). Optimal sind mit Stellwänden abgeschirmte Arbeitsecken in großen Räumen. Zu laut darf es allerdings nicht sein, denn die Gruppen sollten sich nicht stören. Metaplan-Material und Flipshart sind bereit gestellt. Die Arbeitsgruppe spricht ab, wer die kurze und prägnante Protokollierung auf vorbereiteten Protokollbögen übernimmt.

Die Leserunde

In allen Arbeitsgruppen entstehen also Ergebnis-Protokolle. Diese werden an einer »Nachrichtenwand« aufgehängt. Alle haben somit die Möglichkeit sich anzusehen, was diskutiert und erarbeitet worden ist. Bis dahin ist das Thema vor allem divergierend, das heißt in seinen vielfältigen Aspekten bearbeitet worden. Das ist wichtig, um ein breites Spektrum an Ideen und Lösungsansätzen zu bekommen.

Die Konvergenzphase

Bei einem open space zwischen ein und zwei Tagen kann eine Konvergenzphase (Zusammenführen der Ergebnisse) eingeplant werden. Unter Anleitung der Begleiterin werden nach der Leserunde zunächst alle Arbeitsgruppen-Ergebnisse einzeln priorisiert. Damit ergeben sich die Top-Themen aller Mitwirkenden.

Handlungspläne

Für die hoch gewichteten Themen (Top-Themen) werden Verabredungen getroffen. Es finden sich die Menschen zusammen, die das Thema und seine Umsetzung in der Praxis vorantreiben wollen. Der Prozess der Umsetzung wird somit nachhaltig getragen von denjenigen, die bereit sind, sich weiter zu engagieren und die Verantwortung zu übernehmen.

WIRKUNG

Die Methode geht von der grundsätzlichen Annahme aus, dass jeder Mensch alle Kompetenzen besitzt, ein Thema selbstbestimmt zu bearbeiten und voranzutreiben. Open space bietet dazu einen Rahmen, in dem ein Maximum an Selbstorganisation stattfinden kann. Jegliche Kontrolle wird abgelehnt und als kontraproduktiv und »Innovationshemmer« angesehen. Durch einfache Regeln (»Geh mit dem Fluss«) wird ein Bewusstsein für die (eigenen) Energien und ein Umfeld für gleichberechtigtes und intensives Lernen geschaffen, in dem sich kreative Prozesse und ein gemeinsames Lernklima entwickeln können. Vorgegeben wird nur, was für einen reibungslosen Ablauf benötigt wird (zeitliche Struktur und Arbeitsmöglichkeiten).

Teilnehmerinnen können in verschiedenen Arbeitsgruppen unterschiedliche Rollen einnehmen: Einberuferin (Initiatorin) einer Arbeitsgruppe sein, Informations- oder Wissensvermittlerin, Kritikerin oder »Schülerin« sein und von anderen lernen, die Arbeitsergebnisse protokollieren ...

BEGLEITUNG

Nach Owen ist die wichtigste Aufgabe der Begleitung, »Raum und Zeit zu kreieren und zu erhalten«. Dies wird in der Eröffnungsrunde eingeleitet, in der Vertrauen geschaffen wird in den Prozess, der sich ereignet. Ebenso wichtig ist es aber auch, Spannung vor dem Unbekannten zu erzeugen und zu erhalten. Die Begleiterin

- ... muss volle authentische Präsenz besitzen
- ... im Hintergrund und dennoch in Bereitschaft sein
- ... »unsichtbar« sein

Owen spricht davon, dass dies eine Aufgabe ist, die langer und intensiver psychischer und emotionaler Vorbereitung bedarf. Es gibt tatsächlich nur einen einzigen Weg, der den Misserfolg eines open space Ereignisses garantiert und das ist der Versuch, die Kontrolle zu behalten.

AKZEPTANZ UND ERFOLG

Das »Erleben« und die Emotionen spielen eine wesentliche Rolle. Open Space ist eine »lernende Gemeinschaft in Aktion«. Zunächst sind Gefühle der Unsicherheit

und Konfusion vorhanden, weil es keine Kontrolle gibt. Und diese Konfusion wird meist in Kreativität umgesetzt.

Die besten Ausgangsbedingungen für den Erfolg sind dann gegeben, wenn:

- komplexe, potentiell konfliktreiche Fragen zu lösen sind, für die es keine Antwort gibt
- die Teilnehmer/innen aus unterschiedlichen Bereichen und/oder Hierarchien kommen und verschiedenste Interessenlagen vertreten
- Chaos herrscht und neue Wege dringend erforderlich sind
- die Menschen freiwillig kommen und das Thema ihnen am Herzen liegt.

REFLEKTIONEN ÜBER DEN EINSATZ VON OPEN SPACE TECHNOLOGY

Entwickelt wurde diese Technik, um möglichst viele Beteiligte einer Organisation, die alle gemeinsam von Veränderungsprozessen betroffen sind, zusammenzubringen. Man stelle sich einen mittelständischen Betrieb vor, der reorganisiert wird und in dem alle Abteilungen von dieser Reorganisation betroffen sind. Es ist sehr gut nachvollziehbar, wie auf einer Open Space Veranstaltung alle zusammenkommen, ihre Themen auf den Tisch bringen und diskutieren.

Wenn sich Menschen treffen, die über ein Forschungsfeld reflektieren, entsteht eine andere Dynamik. Klassischerweise gehören (wie zu Beginn beschrieben) zu so einer Veranstaltung eine Menge Vorträge, Arbeitsgruppen und Podiumsdiskussionen. So sind wir es gewohnt, es ist unsere (Kommunikations-) Kultur: Frontalunterricht in Klassenzimmern, Vorlesungen im Hörsaal, Tagungen mit Vorträgen.

Wenn eine wissenschaftliche Veranstaltung im Sinne von Open Space geplant wird, heißt das, dass die Teilnehmerinnen z.B. auf folgendes verzichten müssten:

Verzicht auf (vorgegebene) Inhalte

Auf einem Open Space gibt es keine geplanten Vorträge. Nur wer sein Wissen mit anderen teilen will, ohne »besserwischerisch« zu sein, wird wahrscheinlich gehört. D.h. wenn ich neue Forschungsergebnisse in einer Arbeitsgruppe vorstellen möchte und niemand interessiert sich dafür, bedeutet das im Open Space: ertrage es! Es kann viele Ursachen haben, wenn die Wichtigkeit meiner Ergebnisse nicht von allen bemerkt wird.

Möchte jemand gerne eine ganz bestimmten Expertin zu einem Thema hören, aber sie interessiert sich für eine andere Arbeitsgruppe und hat keine Lust ihr Wis-

sen zu referieren, hieße das: Sprich sie daraufhin an und frage sie. Oder hefte dich an ihre Fersen und höre, was sie zum Thema zu sagen hat.

Wenn die Teilnehmenden doch spezielle Hintergrundinformationen brauchen, um an bestimmten interessanten Punkten mitreden zu können, sollten im Vorfeld Materialien und Literaturtips verteilt werden. Zu Beginn der Veranstaltung könnten in einer Informationsecke Handzettel zur Verfügung gestellt werden.

Verzicht auf Hierarchie

Open Space ist weitestgehend hierarchiefrei. Langrednerinnen und Besserwisserinnen werden über kurz oder lang erleben, dass die Zuhörerinnen das Gesetz der zwei Füße nutzen und die Arbeitsgruppe verlassen. Menschen jedoch, die etwas Interessantes zu sagen haben, werden ihre Zuhörerschaft finden. Diesmal jedoch keine, die gewollt oder ungewollt eine ganz bestimmte Zeit ausharren muss, sondern eine aktive und interessierte, vielleicht sogar kritische Zuhörerschaft. Teilnehmerinnen im Open Space stehen auf gleicher Augenhöhe. Damit wird von ihnen auch gefordert, dass sie Expertinnenhörigkeit und Zuschreibungen (wie »du weißt nichts« oder »du weißt alles«) so wenig Raum wie möglich geben. Wenn das gelingt, dann werden viele verborgene Potentiale freigelegt und produktiv genutzt.

Verzicht auf Konsumhaltung und Übernahme von Verantwortung für sich selbst und die Gruppe

Auf einer open space-Veranstaltung machen sich die Teilnehmenden selbst auf den Weg in das Thema. Die Beteiligung ist bestimmt vom Interesse für das Thema. Niemand legt fest, was wie bearbeitet werden soll und jede muss sich selbst entscheiden. Damit sind alle Anwesenden mehr oder weniger gezwungen, sich mit ihren eigenen Wünschen bezüglich des Themas auseinanderzusetzen und dem zu folgen, was sie selbst für sinnvoll erachten.

Die Interaktion mit anderen in Gesprächen und Diskussionen kann störanfällig sein, wenn die Prägungen und Erfahrungen oder auch die Wünsche der Anwesenden sehr unterschiedlich sind. Jedes Mitglied muss daher genügend Aufmerksamkeit für die Aufrechterhaltung der Kommunikation und für Klärungen aufbringen.

Als Open Space-Teilnehmerin muss ich jedoch nicht nur auf viele Gewohnheiten verzichten, sondern habe auch folgende Möglichkeiten, die mir in anderen Veranstaltungen nicht gewährt werden:

Zeit als wertvolles und unwiederbringliches Gut

Häufig hören sich Tagungsbesucherinnen Vorträge und Diskussionen an, die sie weder interessieren noch betreffen. Aus Höflichkeit und aus der Hoffnung, doch noch etwas Interessantes zu hören oder zu sehen, bleibt die Masse sitzen. Kaum jemand wagt es, mitten in einem Vortrag aufzustehen und an einen für sie produktiveren Ort zu gehen. Im Open Space ist dies jedoch nicht nur erwünscht, es ist ein Gesetz: Ich nutze meine Zeit, so gut ich kann und verschwende sie nicht mit der Hoffnung, dass ich sie bestimmt bald gut nutzen werde.

Eigene Erfahrung und persönliches Wissen als geschätzte Grundlage eines (Lern-) Prozesses

Im Open Space kann ich als Teilnehmerin selbst entscheiden, ob und wieviel ich in den Prozess einbringen möchte. Ich kann Plakate herstellen, Diskussionen mit anderen anzetteln, in den Austausch mit anderen gehen, die ähnliche Erfahrungen und einen ähnlichen Wissenstand haben. Damit habe ich die Möglichkeit, mein Wissen einzubringen, in Frage zu stellen und zu erweitern. Selbst wenn sich niemand findet, der an den (Teil-)Themen arbeiten möchte, die ich einbringe, kann ich arbeiten. Dann arbeite ich zwar allein, doch ich bin vielleicht die einzige Expertin. Das ist möglich und wird am Ende geschätzt.

Kreativität und Tabubrüche als Katalysatoren von Denken und Handeln

Auf einer Open Space-Veranstaltung begeben sich viele Menschen ohne Zwang und aus Interesse in die Arbeit zu einem Thema. Ohne im Vorfeld vermutliche Bedingungen, Hintergründe, Sichtweisen, mögliche Lösungen zu Teilproblemen etc. vorge setzt zu bekommen, gehen die Anwesenden in der Anliegenrunde in sich und überlegen sich ihre Themen, Positionen und Fragen. Die Vielfalt der Sichtweisen und Ideen werden dort zum ersten Mal und später im Prozess immer wieder unbeschränkt offen gelegt. Niemand hat die Macht, sich aufzuschwingen und diese oder jene Fragestellung oder Herangehensweise von vornherein als »nicht sinnvoll« oder »nicht adäquat« herabzusetzen. Damit werden ungenutzte Potentiale freigesetzt und jede Denkrichtung wird möglich.

Abschließende Worte zum Einsatz von OST im wissenschaftlichen Kontext

OST sollte nicht ohne ein paar entscheidende Vorüberlegungen eingesetzt werden. Einige Fragen sind daher im Vorfeld zu überlegen:

1. Ist das Thema (bzw. Motto) brisant genug, um viele Interessierte anzuziehen?
Die Kommunikationskultur in der Wissenschaft ist stark hierarchisch geprägt. Häufig entscheidet nicht das Thema einer Veranstaltung, ob viele Interessierte erscheinen, sondern die Liste der Vortragenden. Die Teilnahmebereitschaft an wissenschaftlichen Tagungen ist maßgeblich von der Anwesenheit bekannter Expertinnen geprägt.
2. Wie wichtig ist die Teilnahme von Expertinnen an der Veranstaltung und lassen sie sich dafür überhaupt gewinnen?
Abgesehen davon, dass keine Honorare für Vorträge gezahlt werden würden (evtl. ließe sich die Anwesenheit honorieren), würden Wissenschaftlerinnen mit Rang und Namen in so einer Veranstaltung eventuell nicht die Aufmerksamkeit erfahren, die sie für sich voraussetzen. Vermutlich bleiben viele fern, wenn die Zuhörerschaft nicht gesichert ist.
3. Wieviel Freiheit und Verantwortung wollen wir und mit wieviel können wir umgehen?
Im Open Space wird davon ausgegangen, dass die Verantwortungsübernahme für die eigene Befindlichkeit anzustreben ist. Wenn die Teilnehmenden diese Art von Wahlmöglichkeiten nicht möchten, ist das ebenfalls ein gutes Recht. Es kann sehr angenehm sein, sich Vorträge anzuhören und sich in einem festgelegten Zeitplan zu bewegen. Es ist manchmal nicht angenehm, auf die eigenen Wünsche und Ziele zurückgeworfen zu werden. Auch in der Kommunikation mit Gruppen, die sich nach Interessenlage bilden und wieder zerfallen, liegen viele Unwägbarkeiten, deren Risiken sich für jede Teilnehmerin unterschiedlich bedrohlich gestalten können.

Im Einsatz von OST liegen viele Chancen verborgen. In wissenschaftlichen Projekten, Werkstätten und anderen themenzentrierten und ergebnisorientierten Interaktionsformen lassen sich damit fantastische Ergebnisse und sehr gute Dokumentationen selbiger erzeugen, mithilfe derer weitergeplant und gearbeitet werden kann und soll. Doch auch die Risiken sind nicht zu unterschätzen. Geringe Teilnahme, fehlende Motivation, nicht aufgelöste Verunsicherungen und Frustrationen können einen Einsatz von OST an falscher Stelle anzeigen. Dennoch bleibt der Einsatz zu vielen Themenbereichen empfehlenswert und ist dann wesentlich effektiver als die klassischen Konferenzformen.

LITERATUR:

Holman, Peggy & Devane, Tom (Hrsg.); Change Handbook. Zukunftsorientierte Großgruppen – Methoden, Heidelberg 2002.

Königswieser, Roswita & Exner, Alexander; Systemische Intervention. Architekturen und Designs für Berater und Veränderungsmanager. Stuttgart 2000.

Königswieser, Roswita und Keil, Marion (Hrsg.); Das Feuer großer Gruppen. Konzepte, Designs, Praxisbeispiele. Beratergruppe Neuwaldegg/synet. Stuttgart 2000.

Owen, Harrison; Open Space Technology. Ein Leitfaden für die Praxis. Stuttgart 2001.

Die Arbeitsgruppen

1. FRAUEN UND IHRE ANSPRÜCHE AN SICH SELBST

(Claudia Pfefferlein)

In den Diskussionen wurde deutlich, dass die individuelle Situation von Frauen gegenüber ihren eigenen oft überhöhten Ansprüchen von den gesellschaftlichen Vorgaben nicht getrennt werden kann. Ob Frau mit sich zufrieden ist oder nicht hängt auch mit der unzureichenden sozialen und gesellschaftlichen Anerkennung zusammen. Es ist aber nicht nur eine Frage der Anerkennung von Außen. Das eigene Selbstbild, fehlende Zielorientierung was die eigene Karriereplanung betrifft und das Herausstreichen eigener Kompetenzen, Qualifikationen und Erfolge sind wichtige Punkte, mit denen wir Frauen uns beschäftigen sollten, wenn wir gelassener und freundlicher im Umgang mit uns selbst werden wollen. Dabei war uns wichtig, dass wir uns nicht so sehr an vermeintlichen Vorgaben der von Männern geprägten Berufs- und Umwelt orientieren, sondern authentisch und kongruent vor dem Hintergrund unseres eigenen Wertesystems agieren.

Unser Lösungsansatz kann in einer sehr individuellen und lustgesteuerten Herangehensweise liegen, die sich an den eigenen Wünschen und Werten orientiert. Maßstab ist unsere Eigenverantwortung, unsere individuellen Ziele und Visionen umzusetzen. Erste Voraussetzung ist, dass wir diese (weiter-)entwickeln und anerkennen. Zweite Voraussetzung, dass wir unsere Lust und Freude an Dingen als wichtigen Motor für unsere Zielerreichung ernst nehmen und uns nicht ausschließlich und allzu pragmatisch am scheinbar Machbaren orientieren. Dass auch Möglichkeiten für uns konkretisierbar sind, die auf den ersten Eindruck hin vielleicht eher »unvernünftig« wirken, soll an dieser Stelle ausdrücklich bejaht werden. Wenn wir uns selbst so stärken, dass wir uns selbst vertrauen, zu unseren fachlichen und sozialen Kompetenzen stehen und unsere angeblichen Misserfolge nicht als Scheitern begreifen, sondern als Hinweise dafür, wie wir es anders machen können, dann haben wir auch in unserem Selbstbild einen hohen Grad von Autonomie erreicht. Abhängigkeit wird von uns auch als gedankliches Konstrukt gesehen. Wie sehr wir uns selbst als abhängig erleben, bestimmen wir bis zu einem gewissen Grad auch selbst. Zur Stärkung unserer Persönlichkeit gehört Mut. Der

Mut, sich zu öffnen und zum richtigen Zeitpunkt Nein zu sagen und dabei keine überwältigenden Selbstzweifel aufkommen zu lassen. Vor diesem Hintergrund bieten sich uns Frauen mehr Handlungsoptionen, als wir oft denken. Zumal wir Unterstützung finden in unseren verschiedenen sozialen und beruflichen Netzen, durch unsere Solidarität mit Gleichgesinnten und auch durch eine mögliche professionelle Begleitung.

EINFÜHRUNG

In dem vorliegenden Beitrag möchte ich zunächst einmal berichten, wie es mir in den zwei Jahren nach Abschluss der Promotion erging. Ausgehend von der feministischen Hypothese »Das Private ist politisch« versuche ich in einem zweiten Abschnitt eine politische Zeitdiagnose anhand meiner eigenen Lebensdaten. Diese politologisch-soziologische Selbstreflexion schließt die Zeit vor der Dissertation und den Weg dahin genauso ein, wie die Zeit danach. Das Ziel einer solchen Analyse wäre zweierlei: einmal den eigenen Erfolg und das eigene Scheitern zu relativieren vor dem Hintergrund des politischen und ökonomischen Kontexts. Das ist wichtig, damit der Erfolg uns nicht »zu Kopf steigt«, aber auch im Falle des subjektiven Scheiterns, damit wir uns dies nicht als Schuld ankreiden und in Depression verfallen. Depressiv zu werden bindet Energien, sich davon zu befreien, ermöglicht ihre Verwendung für Wichtigeres als Selbstmitleid und Hadern. Zweitens sollte eine solche Selbstanalyse dazu dienen, die gesellschaftliche Bedingtheit des eigenen Lebens zu erkennen und eventuell zu sehen, dass mein Lebensweg eben nicht nur Einzelschicksal ist, sondern eingebettet ist in ein Kollektivschicksal der (Volks-)Gemeinschaft. Auch hiermit können positive Energien freigesetzt werden, wenn wir erkennen, dass wir Probleme mit anderen gemeinsam haben. Aus individueller Wut, Frust, Selbstaggression kann kollektiver Widerstand werden. Dies ist natürlich keine neue Weisheit. Aber es lohnt sich vielleicht gerade in einem stark individualistischen Kulturkreis wie dem westlichen und in neoliberalen Zeiten wie den unseren, die die individuelle Leistungsfähigkeit, die Konkurrenz und den Erfolg des Einzelnen in den Vordergrund stellen, genau dies zu wiederholen.

EXKURS ZUM »ÜBER-SICH-REDEN«

In unserer Gesellschaft und in der aktuellen Epoche sind wir nicht gewohnt, nach präzisen faktischen Details und Daten aus dem »Privatleben« der Menschen aus unserem unmittelbaren Umfeld zu fragen und uns darüber auszutauschen. Wer

weiß, ob und wie viel Geschwister jemand hat, mit der/dem man etliche Studienjahre hindurch gemeinsam Seminare besucht hat? Wer kennt die Eltern seiner WG-Genossen, ihr Alter und Beruf, ihren Namen? Wer weiß Bescheid darüber, ob der Kollege sein Haus gekauft oder gemietet hat? Wer fragt die alleinerziehende Nachbarin, wo sie ihr Kind lässt, solange sie bei der Arbeit ist, ob das verdiente Geld über den Monat reicht, ob der Vater die Alimente auch bezahlt? Wer fragt seinen frühverrenteten Vater, wie sein Fall »abgewickelt« wurde? Wissen wir eigentlich, dass der Lebenskünstler im Freundeskreis, der sich mit Gelegenheitsjobs durchhangelt, in einer Eigentumswohnung wohnt, die ihm eine alte Tante vermacht hat, und dass der »Mut zum Experimentieren«, den er gern ins Feld führt, eigentlich nur Geplänkel ist? Meist begnügen wir uns mit Vermutungen über solche konkreten Lebensdaten. Dieses merkwürdige Desinteresse fällt mir immer wieder auf, wenn ich diese deutsche Sitte vergleiche mit lateinamerikanischen Verhältnissen, wo genau solche Fragen nach den konkreten Lebens- und Familienverhältnisse zu den allerersten gehören, die man sich beim Kennenlernen stellt. Typisch deutsche Fragen zielen eher auf die seelischen Befindlichkeiten, subjektiven Eindrücke oder politisch-ideologische Positionierung ab: Wie hast Du Deine Abtreibung, die possessive Mutter, den abwesenden Vater verkraftet? Wie geht es Dir damit, dass Dein Kollege vor Dir befördert wurde? Aber nicht: Was würde die Beförderung bringen (finanziell) und was würde sie kosten (an Mehrarbeit und Ärger)? Debatte und Meinungsaustausch über Flutkatastrophe, Klimaerwärmung, Golfkrieg, Terrorgefahren, usw. Mir scheint, dass es hier einen geschlechtsspezifischen Unterschied gibt (der zu überprüfen wäre): Austausch über Fakten und Daten ist unter Männern üblicher als unter Frauen nach dem Motto »Haste ne Idee wo ich günstig eine gebrauchte Spiegelreflexkamera bekommen kann?« oder »Ich hab da ein Problem mit der neuen Software ...«. Diese Daten sind aber objektbezogen und beziehen sich nicht auf das eigene Leben.

Über das eigene Leben im Einzelnen zu erzählen ist weder peinlich noch anstößig und muss auch nichts mit Egozentrik zu tun haben. Immer unter der Voraussetzung, dass man versucht den Bogen vom »Besonderen« zum »Allgemeinen« zu schlagen. Über die eigenen konkreten Lebensumstände nicht zu reden, muss man sich leisten können. Genauso wie die Benimmregel »Über Geld redet man nicht« nur von denjenigen beachtet werden kann, die genügend davon haben. Insofern scheint mir das »Nicht-von-sich-reden« (immer bezogen auf konkrete, sachliche Lebensumstände) ein Luxus zu sein, den man sich in nur einer wohlhabenden Gesellschaft leisten kann/konnte. In wirtschaftlichen Krisenzeiten mit sinkendem materiellen Wohlstand, zunehmenden und real bedingten Existenzäng-

sten durch Massenarbeitslosigkeit und Abbau des Sozialstaats wird diese deutsche Sitte zu einer schlechten Gewohnheit aus einer anderen Zeit. Ist das zu bedauern? Wenn ich an die lateinamerikanischen Verhältnisse denke, dann meine ich: Nein. Wenn ein »Mehr-von-seinem-Leben-erzählen« und »mehr-über-den-Nachbarn-wissen« eine Folge von zunehmenden materiellen Problemen und relativ sinkenden Wohlstandsniveaus sind, dann ist das nur die eine Seite der Medaille. Die andere Seite ist die Chance, die darin angelegt ist, unsere zwischenmenschlichen Beziehungen wärmer und fundierter zu gestalten und zu erfahren, dass wir nicht alleine mit unseren Problemen sind.

KAPITALISTISCHE MARKTBEZIEHUNGEN UND GELDSCHLEIER

Wenn in der Nachkriegsepoche die drei fetten Jahrzehnte des Fordismus und die selbstverständlich gesicherte Existenz uns zu der Illusion verleitet haben, dass wir der anderen nicht bedürfen, dass wir absolut frei und autonom sind, dann beginnt in den mageren Jahren des Neoliberalismus um die Jahrtausendwende eine gegenteilige Entwicklung: in dem Maße wie der Geldschleier aufreißt, müssen wir erkennen, dass wir alleine ganz schön arm dran sind. Nicht nur im übertragenen Sinne, sondern ganz konkret materiell. Während in der Blütezeit des Kapitalismus tendenziell alle menschlichen Beziehungen marktvermittelt waren oder sein sollten, besteht nun die Chance, das uralte Prinzip der Tauschbeziehungen wieder aufleben zu lassen. Doch da haben wir Kinder des Babybooms im allgemeinen ein Problem, weil wir die individuelle »Freiheit« (nach dem Motto: ich mache was ich will) mit Glück gleichsetzen. Und: wer von Tausch redet, spricht im gleichen Atemzug von Reziprozität. Eine Hand wäscht die andere. Wenn der pensionierte Zimmermann in der Nachbarschaft mir hilft, ein neues Fenster einzubauen, dann biete ich ihm im Gegenzug an, seinen Gemüsegarten umzugraben. Für solche Dienste und Gegendienste braucht man Zeit, die der Erwerbsarbeitszeit und der (individuell verbrauchten) Freizeit abgeht. Wechselseitige Verpflichtungen berauben uns der »absoluten Freiheit« und schaffen Abhängigkeiten. Der Vorteil eines sozialen Netzes, in dem man sich gegenseitig Gerätschaften ausleiht, wechselseitig Kinder hütet, Fahrgemeinschaften bildet, sind die gemeinsamen Gespräche, Feste, Freundschaften. Der Nachteil besteht in der sozialen Kontrolle, der subjektiv empfundenen Abhängigkeit, den Konflikten. *L'enfer ce sont les autres*, sagte Sartre in »Huit clos«.

DIE ZEIT NACH DER DISS

Im Dezember 2000 habe ich meine Dissertation¹ an der FU Berlin eingereicht, im Februar 2001 fand die Disputation statt. Es verlief alles glatt, sogar das »wissenschaftliche Streitgespräch« war wirklich interessant. Zum ersten Mal (ja, leider) konnte ich mit kompetenten Leuten über meine Arbeit reden. Nach der Prüfung öffneten wir die mitgebrachten Flaschen Champagner. Meine geladenen Gäste (Eltern, Ehemann und Sohn) stießen mit den Jury-Mitgliedern auf die erfolgreiche Beendigung des Promotionsverfahrens an. Wieder zu Hause, stand erst einmal ein Umzug an. Darin habe ich inzwischen eine gewisse Routine, denn ich hatte schon drei selbstverschuldete (d.h. promotionsbedingt) und einen fremdverschuldeten (d.h. berufsbedingt für meinen Mann) Umzug in den vier Jahren zuvor hinter mich gebracht, allerdings mit zunehmender Kinderzahl (erst eins, dann zwei, dann drei), und daher immer anstrengender. Im April 2001 begann ich ein HBS-gefördertes Praktikum beim Europäischen Gewerkschaftsinstitut (EGI) in Brüssel. Das konnte ich so organisieren, dass zwei Präsenztage in Brüssel ausreichend waren und ich den Rest der Woche zu Hause in Fismes/Champagne² am Schreibtisch arbeiten konnte. Während meiner Abwesenheit musste mein Mann unsere drei Kinder (6,4,2) versorgen. Wir haben meine Brüsseltage auf seine beiden Heimarbeitsstage gelegt, so dass kein Stress aufkommen konnte. Gleich zu Beginn des 6-monatigen Praktikums legten der Direktor des EGI und ich gemeinsam meine Arbeitsaufgabe fest. Ich wollte eine vergleichende Studie zu Gewerkschaften in Frankreich und Deutschland machen³. Die von mir vorgelegte Projektskizze fand sofort Zustimmung. Ich begann die Institutsbibliothek zu durchforsten, lernte andere Praktikanten und Mitarbeiter des Hauses kennen und genoss nach Feierabend meine familienfreien Abende in Brüssel. Das Thema meiner deutsch-französischen EGI-Studie hatte ich bewusst ganz entfernt von dem Thema meiner mexikanischen Doktorarbeit gewählt. Mir war in der Zeit seit meiner Rückkehr von Mexiko nach Deutschland (ab 1998) und spätestens unmittelbar nach der Disputation (2001) – im Kontakt mit Verlagen, die eine Veröffentlichung der Dissertation als Buch dankend

- 1 Hildebrandt, Susanne; Weltmarktintegration und Legitimität des politischen Systems in Mexiko. Eine Fallstudie im ländlichen Raum: das Municipio Sayula/Jalisco, 1982-98; Berlin 2000.
- 2 Kleinstadt von 10.000 Einwohnern in der Nähe von Reims; 2 Autostunden + 1 Zugstunde (einfache Strecke) von Brüssel entfernt.
- 3 Hildebrandt, Susanne; Gewerkschaften vor der Herausforderung: Globalisierung und Umbau des Sozialstaats. Ein problemorientierter Vergleich in Deutschland und Frankreich, 1980-2000; Studie im Auftrag des Europäischen Gewerkschaftsinstituts, Brüssel 2002.

ablehnten – klar geworden, dass sich niemand für Mexiko interessiert und dass Lateinamerika allgemein eher »out« ist. Aus Sicht der Verlage: es gibt keinen Markt dafür. Eine weitere (wissenschaftliche) Beschäftigung mit Lateinamerika – so rechnete ich mir aus – würde meine berufliche Zukunft endgültig verbauen. Außerdem war mir klar, dass eine Lateinamerika-bezogene Tätigkeit entweder häufige Reisen dorthin oder gar abermaliges Umsiedeln nach sich ziehen würde. Das war für mich wegen meines Mannes (der französischer Beamter ist) und den drei kleinen Kindern ausgeschlossen. Mein Lösungsversuche hieß daher: Konversion. Abkehr von Lateinamerika (trotz großer Wehmut) und Neuanfang in Europa am Beispiel eines deutsch-französischen Vergleichs. Die Brüsseler Studie, die eigentlich innerhalb des 6-monatigen Praktikums hätte beendet werden sollen (April bis November 2001, incl. 2 Monate Sommerpause), habe ich erst ein Jahr später im November 2002 abgeben können. Schuld an der Verzögerung war mein Alltag (wieder ein Umzug, der mich vom Einpacken des ersten Kartons in der alten Behausung bis zum Auspacken des letzten Kartons in der neuen Wohnung jedes Mal zwei Monate Zeit kostete; der Familienurlaub von 1 Monat) und parallele Arbeiten. So habe ich z.B. ca. 8 Monate in die Ausarbeitung eines Habilitationsprojekts investiert. Eine falsche Ressourcenallokation, sagt die Ökonomin, die ich zur Hälfte auch bin. Für Uni-Fremde scheint es unfassbar, dass man eine solch ungeheure Menge an Arbeitszeit in 10 Seiten Papier investieren kann. Ich habe dann die Projektskizze meinem ehemaligen Doktorvater und einer weiteren Professorin, der ich Interesse am Thema unterstellte, vorgelegt. Die Antworten fielen negativ aus, ich hätte die Literatur nicht hinreichend rezipiert. Zu der Triftigkeit dieser Urteile kann ich mich nicht äußern. Auf diesen höheren Ebenen der Wissenschaft ist die subjektive Meinung von der fundierteren Einschätzung schwer zu trennen. Ich habe dieses Scheitern aber dazu genutzt, eine schriftlich fixierte, systematisch geordnete Ressourcenanalyse zu betreiben. Dazu bedarf es Papier und Bleistift, mehr nicht. Ich erstellte Bilanz, eine Art Lebensbilanz.

BILANZIERUNG

Schon frühzeitig, im Alter von 16 Jahren, fragte ich mich, was aus mir werden sollte. Der Weg schien klar: Abitur, Studium, eventuell Promotion, in jedem Fall so weit nach oben auf der Qualifikationsleiter wie möglich. Das, was meine Eltern als Bildungsverhinderte der Nachkriegszeit nicht haben konnten, das stand mir offen. Der berufliche Erfolg schien im Prinzip nur von meinem Ehrgeiz, meiner Intelligenz,

meinem Fleiß abzuhängen. Eines war mir als Feministin besonders wichtig: die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass ich meine eigene Existenz sichern könnte, d.h. soviel zu verdienen, dass ich davon leben konnte und eventuell auch eine Familie davon ernähren. Irgendwie dachte ich, dass die fehlenden Kinderbetreuungsplätze und die fehlende Ganztagschule, die meine Mutter zur Aufgabe ihrer Berufstätigkeit gezwungen hatte, schon bald – d.h. noch zu meinen Lebzeiten – in Deutschland sich durchsetzen würden. Ich war 21, als mir klar wurde, dass es keine Hinweise auf eine solche Entwicklung gab. Entweder ich blieb in Deutschland, berufstätig und kinderlos oder – wenn Kinder sein sollten – musste ich emigrieren. Zu Beginn meines politikwissenschaftlichen Studiums habe ich mich kundig gemacht über die unterschiedlichen Lebensverhältnisse für Frauen in anderen Ländern. Schnell wurde klar, dass eine grundsätzliche Vereinbarkeit von Familie und Beruf nur in Skandinavien und Frankreich gewährleistet ist. Ich stellte mir meine persönliche Kinderfrage im Futur II: werde ich glücklich gelebt haben und lebenssatt gestorben sein, wenn ich mit 70 oder 80 Jahren kinderlos geblieben sein werde oder nicht? Als die Entscheidung für Kinder gefallen war, hatte ich mich gleichzeitig für Emigration entschieden. Da ich keine der skandinavischen Sprachen sprechen konnte, keine Kontakte nach Dänemark, Schweden oder Norwegen hatte, war die Auswahl meines Exils damit auch schon getroffen: Frankreich. Wie lässt man sich dauerhaft sesshaft in einem fremden Land nieder? Entweder braucht man eine Stelle oder einen Mann oder beides. Ich versuchte es während meines Studiums mit Auslandssemestern, erhielt aber kein Stipendium (die gab es nur für Romanisten). Ich perfektionierte meine Sprachkenntnisse, durchquerte in den Sommerferien Frankreich per Rad. Gegen Ende des Studiums lief mir der richtige Mann über den Weg. Wir siedelten 1991 in seine Heimatstadt Paris über, ich fand Arbeit und schrieb parallel dazu an der Projektskizze für mein Dissertationsvorhaben. Kurz nach der Geburt des ersten Kindes erhielt ich die Zusage eines Böckler-Stipendiums. Zwecks Feldforschung für die Doktorarbeit verbrachten wir 2 Jahre in Mexiko, dort wurde das zweite Kind geboren. Wieder zurück in Deutschland, noch im Förderzeitraum, kam das dritte Kind. Wie erwartet, hat sich die Phase der Promotion als hervorragend kompatibel mit Kinderkriegen und Kinderhaben erwiesen. Deshalb wünschte ich mir, dieses Forscherinnen-Dasein auch danach fortsetzen zu können. Daher die Idee zur Habilitation.

FOLGEN DER BILDUNGSEXANSION DER 1970ER ODER: WARUM MAN IN DEUTSCHLAND MÄDCHENBILDUNG BESSER VERBIETEN SOLLTE

Schon im 18. Jahrhundert ließ Goethe seinen Mephisto in Dr. Faustus so treffend bemerken: *»Beim ersten sind wir frei, beim zweiten sind wir Knechte«*. Denn während ich im Alter von 16 bis 36 den Eindruck hatte, mein Schicksal gestalten zu können, muss ich jetzt mit den Folgen der einmal getroffenen Entscheidungen leben, die mir nicht immer passen. Ich bin dank elterlichen Zuschusses zum Studium (ca. 80 000 DM), staatlichen Aufwendungen für meinen Studienplatz (ca. 60 000 DM) und gewerkschaftlichen Fonds (ca. 96 000 DM) zu einer hochqualifizierten Wissenschaftlerin geworden. Ich habe den deutschen Staat bis zum 35. Lebensjahr nur gekostet und keine einzige D-Mark an Steuern oder Sozialabgaben je irgendwo eingezahlt. Nicht, dass ich mich davor drücken wollte. Doch wer die Stellenangebote durchforstet, der stellt schnell fest, dass in heutigen Zeiten der Massenarbeitslosigkeit und des Sparzwangs der öffentlichen Haushalte eher sogenannte Geringqualifizierte gefragt sind (Verkäuferinnen, Reinigungskräfte). Es ist Teil der offiziellen Propaganda, wenn behauptet wird, dass gerade durch die globalisierungsbedingte Standortkonkurrenz mehr hochqualifiziertes Personal gebraucht würde. Die universitäre Forschungslandschaft ist das beste Beispiel. Sodann bin ich zum politischen Flüchtling geworden wegen der Kinderfrage bzw. der in Deutschland ungelösten Vereinbarungsproblematik. Wäre ich im Land geblieben, würde ich sicherlich zum Heer der kinderlosen »Karrierefrauen« meiner Generation gehören, die sich in der Mitte des Lebens fragen, ob der Preis für den Erfolg nicht zu hoch war und ich hätte gleichzeitig meinen persönlichen Beitrag zum Rentenproblem geleistet. Denn eine der Ursachen des Rentenproblems sind auch die fehlenden Kinder. Da ich mich aber nun für das Exil entschieden habe, tauchen hier plötzlich Probleme auf, die ich so nicht vorhergesehen hatte.

ARBEITSMÄRKTE SIND LOKAL

Die Tatsache, Mutter von drei Kindern zu sein, ist in Frankreich tatsächlich kein grundsätzliches Hindernis für Berufstätigkeit, darin hatte ich mich nicht getäuscht. Allerdings ist die Tatsache, Ausländerin zu sein, eine Erschwernis bei der Arbeitssuche. Dass ich insgesamt vier Sprachen in Wort und Schrift beherrsche, lässt potentielle Arbeitgeber kalt. Auch die Auslandserfahrung, die interkulturelle Kompetenz,

meine wissenschaftliche Arbeit zählt nicht. Bewerbungen von Unbekannten laden in Krisenzeiten – oft ungelesen – im Papierkorb. Viele Stellen werden gar nicht ausgeschrieben, sondern hausintern oder unter der Hand an Bekannte vermittelt. Gerade höherqualifizierte Stellen werden gerne an befreundete Personen vergeben, teils als Gegenleistung für zuvor erhaltene Steigbügelhilfe, teils um sich vor der Flut von Bewerbungen, endlosen Bewerbungsgesprächen und der Qual der Wahl zu schützen. Positionen, die ungefähr meiner Qualifikation entsprechen, sind in Großstädten angesiedelt. Die Wirtschaft hat eine Geographie. Da nun mein Mann als Beamter eine gute Stelle in Reims hat, ist es folgerichtig, hier auch zu leben. Für den lokalen Arbeitsmarkt bin ich überqualifiziert oder fehlqualifiziert (hier sind eher deutschsprachige Touristenführer durch die Champagne gefragt). Für extrem weite Pendelbewegungen zum Arbeitsplatz (z.B. 3 Stunden Anfahrt nach Brüssel) scheint mir der finanzielle und kräftemäßige Aufwand unverhältnismäßig hoch. Im Moment leiste ich mir den Luxus, unbezahlter Arbeit nachzugehen. Ich mache das, was ich als Politologin und Ökonomin gelernt habe, übe meine Beruf, so wie ich ihn verstehe, aus: schreibe Artikel, habe ein Buch in Planung. Geldgeber ist mein Ehemann. Die Feministin, die ich bin, hat mit dieser finanziellen Abhängigkeit ein Problem. Privatgelehrten-Dasein als Zeitvertreib ganz wie die Wohltätigkeitsgeschäftigkeiten der Gattinnen des gehobenen Bürgertums im 19. Jahrhundert? Auf die Dienstboten muss ich leider verzichten, denn meinen Dreck putze ich selber weg. Das muss wohl der Fortschritt sein. Mein ehemaliger Professor für Volkswirtschaft sagte dazu: *Was ist das gute Leben? Einzig darauf kommt es an.* Und dennoch: eine existenzsichernde Rente werde ich nicht beziehen, dazu fehlen mir die Beitragsjahre. Eine Scheidung würde augenblicklich Verarmung bedeuten. Von meinen lateinamerikanischen Freunden weiß ich: am schlimmsten sind die dran, die alleine sind.

LITERATUR:

Hildebrandt, Susanne (2000); Weltmarktintegration und Legitimität des politischen Systems in Mexiko. Eine Fallstudie im ländlichen Raum: das Municipio Sayula/Jalisco, 1982-98; <http://www.diss.fu-berlin.de/2002/15>.

Hildebrandt, Susanne; Gewerkschaften vor der Herausforderung: Globalisierung und Umbau des Sozialstaats. Ein problemorientierter Vergleich in Deutschland und Frankreich, 1980-2000; Studie im Auftrag des Europäischen Gewerkschaftsinstituts, Brüssel 2002.

RESSOURCENORIENTIERTES COACHING FÜR AKADEMIKE- RINNEN ALS UNTERSTÜTZUNG FÜR IHRE KARRIEREPLANUNG – EIN PRAXISBEISPIEL

Claudia Pfefferlein

1. BEDEUTUNG VON COACHING IM BERUF

Die Nachfrage nach Berufs- und Karriere-Coaching ist in den letzten Jahren gestiegen. Folgt man der Individualisierungsthese von Beck und Beck-Gernsheim (1994), dann könnte eine mögliche Ursache für diese Entwicklung darin liegen, dass gesellschaftlich vorgegebene Biographiemodelle obsolet werden und dem Individuum keine Orientierungsmöglichkeit mehr bieten. Das eigene Leben muss individuell entworfen werden. Besonders deutlich wird das in den Veränderungen der Arbeitswelt, die das Individuum zu Anpassungsleistungen und Neuorientierungen zwingen und Brüche in den Berufsbiographien wahrscheinlicher werden lassen. Die Konsequenz für den einzelnen ist, dass er gezwungen ist, mit Unsicherheiten und Verunsicherungen umzugehen. Möglicherweise liegt hierin das wachsende Bedürfnis nach Ratgebern und Begleitern für berufliche Entscheidungen.

1. DIE KLIENTIN

Biographischer Hintergrund:

Frau K. ist 44 Jahre alt. Sie kommt aus einer wohlhabenden Familie: ihr Vater ist Zahnarzt, ihre Mutter Hausfrau. Entgegen der Erwartungen ihrer Eltern ist es weder Frau K. noch ihren zwei jüngeren Schwestern gelungen, im ersten Anlauf die Hochschulreife zu erreichen. Frau K. sagt, dass die gesamte Schulzeit für alle Kinder eine große Katastrophe gewesen sei und dass die Enttäuschung für die Eltern groß war, dass keine der Schwestern die Zahnarztpraxis würde weiterführen können. Ihr eigenes »Schulversagen« mündete darin, dass ihre Eltern ihr eine Berufsausbildung an einer Fachschule zur Zahnarzthelferin finanzierten. Danach arbeitete Frau K. in

der Praxis ihres Vaters. Auf Dauer wurde das Frau K. jedoch zu eng und sie studierte über den zweiten Bildungsweg Sozialpädagogik. Nach ihrem Fachhochschulabschluss arbeitete sie in Teilzeit in der Gesundheitsberatung und studierte parallel dazu an der Uni Soziologie. Seit vier Jahren ist sie Soziologin, arbeitete aber über drei Jahre lang auf einer Sozialpädagogenstelle als Geschäftsführerin einer Frauen Selbsthilfegruppe. Weil sie ihre soziologische Qualifikation hier nicht einbringen konnte, war sie mit dieser Arbeit bald unzufrieden. Zwar suchte sie nach beruflichen Alternativen, ihre Situation änderte sich jedoch erst, als ihr wegen struktureller Veränderungen im Verein gekündigt wurde. Die Aussicht auf Arbeitslosigkeit und die Ungewissheit, einen Einstieg in eine Berufstätigkeit als Soziologin zu finden, ließen sie nach ihren Aussagen passiv und handlungsunfähig werden. Die Alternative, weiterhin als Sozialpädagogin zu arbeiten, reizte sie überhaupt nicht mehr. Nach Monaten der Depression kam sie schließlich über das Arbeitsamt zu ihrem ersten, sehr schlecht bezahlten Werkvertrag für ein Forschungsprojekt an der Uni. Kürzere Phasen von Arbeitslosigkeit und Projektarbeit wechseln sich seitdem ab. Obwohl Frau K. im Moment eine befristete Stelle hat, ist sie dennoch unzufrieden, weil sie der Ansicht ist, dass sie für diese »unsicheren« Projektstellen zu alt sei und dass sie sich um eine sichere Berufsposition kümmern müsste. Der bloße Gedanke daran setze sie unter Druck, vor allem, weil sie meint, dass mit soziologischer Arbeit keine feste Stelle zu erreichen ist. In den letzten Monaten hat sie sich mehrmals auf Stellenausschreibungen beworben, wurde aber nie zu einem Gespräch eingeladen. Frau K. sagt, dass sie daran erkenne, dass sie über diesen Weg keine Chance hätte. Während der Bewerbungsphasen sei sie immer in eine Krise gefallen und fühlte sich vollkommen unfähig, ein gutes Bewerbungsschreiben zu verfassen. Einmal hat sie ihre Bewerbungsmappe sogar noch in den Nachbriefkasten geworfen, damit sie die Frist noch einhielt. Wie sie sagt, wusste sie aber zu diesem Zeitpunkt bereits, dass dies alles sinnlos sei. Sie glaube, dass sie vielleicht doch wieder als Sozialpädagogin arbeiten müsse.

Ihr Coachinganliegen: Frau K. will sich durch das Coaching über ihre beruflichen Präferenzen klar werden und gleichzeitig die Kraft zur eigenen Initiative finden. Sie möchte eine Strategie für sich entwickeln, damit sie entweder mit dem Status Quo zu Recht kommt oder ihr Karriereziel strategisch verfolgen kann.

Mein erster Eindruck: Frau K. ist eine ruhige, warme und selbstbewusste Frau. Sie stellt ihre Situation zwar analysierend dar, hält sich dann aber doch sehr lange in beschreibenden Details auf und ist emotional verwickelt. Auffällig ist, dass sie in

der Darstellung ihrer Person ihr Handeln sehr stark hinterfragt und an der Richtigkeit ihrer Entscheidungen zweifelt. Sie scheint mir und meinen Coachingmethoden gegenüber aufgeschlossen zu sein. Mein Coachingansatz gefällt ihr, gerade weil er, wie sie sagt, »nicht psychotherapeutisch« ausgerichtet ist.

1. DER RAHMEN DES COACHINGS

Das Coaching fand als Einzelcoaching in meinen Sitzungsräumen statt. Selbst Soziologin und Coach war ich nach meinem Studienabschluss ebenfalls damit konfrontiert, aus meinem eher allgemeinen, wenig auf die berufliche Praxis hin ausgerichteten Studium konkrete Schritte in eine tragfähige Berufstätigkeit hin zu entwickeln.

Im Coaching orientiere ich mich am Ansatz des Neurolinguistischen Programmierens, dessen zentrale Vorannahme ist, dass jede Person bereits alles in sich hat, was es für seine Problemlösung und für die Entwicklung seiner Möglichkeiten braucht. Der Hauptfokus liegt deshalb im Finden von Lösungen und nicht auf der Analyse von Problemen. Diese Herangehensweise erscheint mir sinnvoll, weil gerade Personen mit »wenig gefestigten Berufspositionen« dazu neigen, sich stark auf ihre Probleme zu fixieren und die Ursachen für diese instabile Situation oft bei sich selbst zu suchen. Dieser ressourcenorientierte Ansatz ist sehr gut geeignet, die Perspektive auf Ziele, Fähigkeiten und Potentiale zu lenken. Klienten finden dadurch leichter Mittel und Wege, aus ihrer Stagnation herauszukommen und aktive und erfolgreiche Veränderungsarbeit zu leisten.

1. DER VERLAUF DES COACHINGS

Erste Sitzung – die Zielfindung

Frau K. kommt gut gelaunt und erwartungsvoll zur ersten Sitzung. Sie ist neugierig auf meine Arbeitsweise und will sich darauf einlassen. Das Treffen steht unter dem Motto der Auftragsklärung und der Zieldefinition. Frau K. stellt dar, dass sie einem inneren Konflikt ausgesetzt sei, für den sie keine Lösung sehe: sie kann entweder eine Festanstellung als Sozialpädagogin suchen und Abstriche an den Arbeitsinhalten machen oder als Soziologin in einem unsicheren Beschäftigungsverhältnis an Themen arbeiten, die sie sehr interessieren. Da sie keine anderen Möglichkeiten für sich sieht, weiß sie nicht, welche dieser Alternativen sie wirklich

will. Sie dreht sich mit ihren Gedanken schon länger im Kreis und im Hinblick auf ihr fortgeschrittenes Alter hätte sie schon längst eine Entscheidung treffen müssen. Für ihre Situation kommt erschwerend hinzu, dass sich ihr Partner bereits seit Jahren aus dem klassischen Arbeitsleben zurückgezogen hat und ihr durch seine Vita Activa keine gesicherte Existenz bietet. Angesichts ihrer Situation fühlt sie sich passiv und unfähig, wälzt Gedanken, bleibt zu Hause und bewegt sich kaum noch. Ich frage danach, wie sie im Moment ihre Berufstätigkeit bewältigt, wenn sie so passiv sei. Frau K. muss zugestehen, dass sie diese gut schafft und relativiert, dass das Ohnmachtgefühl sie oft erst in ihrer Freizeit überfällt. Ich lasse mir Situationen schildern, in denen dieses Gefühl in den letzten Wochen nicht da gewesen ist und Frau K. erkennt, dass das schlechte Gefühl nicht ganz so allumfassend auf ihr Leben wirkt, wie sie es selbst oft wahrnimmt.

Anhand eines ausführlichen Fragenkatalogs, den ich Frau K. zu ihrer Berufstätigkeit stelle wird ersichtlich, dass sich Frau K. sehr stark für die Inhalte ihrer Arbeit einsetzt und ihre Entscheidungen auch daran orientiert. Heute findet sie es gut, dass sie nicht in die Fußstapfen ihres Vaters treten konnte und keine Zahnärztin geworden ist. Schließlich kann Frau K. ein klares Ziel für sich formulieren: *»Ich arbeite wissenschaftlich als Soziologin und bin Expertin im Bereich Medizinsoziologie oder Gerontologie«*. Das Thema »eine sichere Stelle« zu finden ist ihr zwar wichtig, aber im Hinblick auf eine inhaltlich sinnvolle Arbeit eher sekundär. Durch ganz genaue Nachfragen meinerseits erarbeitet sie sich gleichzeitig drei strategische Möglichkeiten, die sie einer festen Soziologinnen-Stelle näher bringen können. Auch wenn es keine Garantie für eine Festanstellung gibt, so nehmen die aufgezeigten Handlungsoptionen das Gefühl von Ausweglosigkeit.

- Sie kann weiterhin in Forschungsprojekten arbeiten und ihre Promotion vollenden. Dadurch erfüllt sie alle Voraussetzungen für eine Professur an der Fachhochschule. Die Frage des Alters ist hier (noch) nicht so bedeutsam wie für eine Unikarriere.
- Sie kann sich um weitere Forschungsprojekte kümmern, die zu ihrem Thema passen und sich auf eine Expertenstelle in Institutionen der »Gesundheitsprävention oder der Gerontologie« bewerben.
- Sie prüft ein Angebot für eine auf drei Jahre befristete Stelle zum Thema »Evaluation von Behindertenarbeit« inwieweit diese Freiräume bietet, um sie mit einer medizinsoziologischen Promotion zu verbinden.

Die Fragen, die ich während des Zielgesprächs stelle, zielen auch darauf ab, Frau K. ihre Wertigkeiten und ihr soziales Umfeld bewusst zu machen. Ein Ziel, das mit den inneren Werten oder dem sozialen Umfeld in Konflikt gerät, ohne dass diese

Konsequenz gewollt oder berücksichtigt wird, kann von der Klientin nicht erreicht werden. Bei Frau K. werden in diesem Gespräch zwei Werte deutlich, die im Hinblick auf ihre Berufstätigkeit einen zentralen Stellenwert einnehmen: Menschlichkeit und Ganzheitlichkeit. Frau K. erläutert diese Begriffe und es wird ihr dadurch selbst noch einmal bewusst, wie wichtig es für sie ist, inhaltlich keine Kompromisse einzugehen, »nur um Geld zu verdienen«. Beispielsweise kommt für sie keine Soziologenstelle in der Personalabteilung oder der Marktforschung in Betracht.

Diese Werte spiegeln sich auch im sozialen Umfeld von Frau K. wider, das »theoretische Kapitalismuskritik« übt. Sie ist zwar selbst kein Mitglied dieser Theorie- und Forschungsgruppe, jedoch durch die Aktivitäten ihres Partners sehr stark darin involviert. Frau K. stellt ganz klar heraus, dass dieser Bezug für sie wichtig ist und dass sie die Kritik an der Arbeitsgesellschaft teilt. Ihr wird deutlich, in welchem Maße ihr soziales Umfeld, und vor allem ihr Partner, ihr die notwendige Unterstützung gewährt, ihrem Anspruch nach einer inhaltlich anspruchsvollen Tätigkeit treu zu bleiben. Für ihren Partner und ihren Freundeskreis spielt der Faktor Geld eine eher untergeordnete Rolle, so dass Frau K. Anerkennung in ihren sozialen Bezügen nicht über die materielle Schiene erfährt.

Für mich als Coach ist diese Information wichtig, weil ich diese Präferenzen im Coaching berücksichtigen muss. Ich kann zwar Fragen zu diesem Themenbereich formulieren, so dass die Klientin diese Werte und Einstellung aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten kann. Es geht im Coaching aber darum, Frau K. in der Entwicklung von Strategien vor dem Hintergrund ihrer eigenen Wertsetzung zu unterstützen. Veränderungsarbeit ist hier nur dann angesagt, wenn die Klientin dies ausdrücklich will. Frau K. will das nicht und das ist vollkommen in Ordnung.

Als Hausaufgabe erhält Frau K. einen Fragebogen, durch dessen Beantwortung sie ihre berufliche Identität noch mehr verdeutlicht. Es handelt sich um Fragen wie, »Wer bin ich? Was macht mich aus? Wie entfalte und zeige ich mich selbst und originär? Wie fühle ich mich in Beziehung zu? Was ist mir wichtig? Welche Werte bestimmen mein Handeln? Durch welche Potenziale zeichne ich mich aus? Was ist das Besondere an meiner Person? Was nutze ich davon in meinem Beruf? Etc.«

ZWEITE SITZUNG: EINSCHRÄNKENDE GLAUBENSsätze

In unserem ersten Gespräch wurden noch andere Dinge deutlich, die Gegenstand unserer zweiten Sitzung sind: Frau K. hat folgende, sie einschränkende Beliefs (Glaubenssätze), die sie in ihrer Handlungsfähigkeit einengen:

- »ich treffe keine beruflichen Entscheidungen, wälze meine Gedanken hin und her und verfolge keine Strategie. Ich warte immer solange, bis man mir Möglichkeiten auf dem Tablett serviert«
- »ich brauche für Entscheidungen wieder länger als andere«
- »ich muss mich jetzt entscheiden, weil ich sonst zu alt werde, um noch einen festen job zu ergattern«
- »wenn ich mich falsch entscheide, dann kann ich nichts mehr ändern«

In dieser Sitzung betrachten wir die beruflichen Stationen von Frau K. und behandeln die Frage, wie es zu den Veränderungen kam und welche Entwicklungen gut oder schlecht waren.

In dieser Sitzung sprechen wir darüber und Frau K. erkennt, dass sie in der Vergangenheit sehr wohl Entscheidungen aktiv getroffen hat. Im Rückblick bereut sie keine ihrer Entscheidungen, die sie ihrer Ansicht nach zu einem vielfältigen und facettenreichen Arbeitsleben, das im Fluss ist, geführt haben. Sie sagt, dass es aus der heutigen Position im Rückblick keine falschen Entscheidungen für sie gibt. Für sie waren ihre Entscheidungen auch in materieller Hinsicht erfolgreich: es gab in ihrer Berufsbiographie keine langen Phasen von Arbeitslosigkeit und sie konnte immer von ihrem Verdienst leben, auch wenn sie davon nicht reich wurde.

Durch meine genaues Nachfragen findet Frau K. für sich heraus, dass ihr Abwarten und Hinauszögern von beruflichen Entscheidungen positive Konsequenzen für sie hatten. Frau K. findet Beispiele dafür, in denen sie in der Vergangenheit durch Abwarten mehrere Möglichkeiten geboten bekam, unter denen sie auswählen konnte. In einigen Fällen konnte sie »die Möglichkeiten prüfen und hineinschnuppern und ausprobieren, ob das etwas für mich ist«. Eine Entscheidung zu einem früheren Zeitpunkt sei ihrer Ansicht nach meist gar nicht notwendig gewesen und hätte ihr unter Umständen diese Erfahrung sogar genommen. Hätte sie immer die erste sich bietende Option gewählt, so wäre ihr Berufsleben ihrer Ansicht nach weniger spannend verlaufen.

Ich frage Frau K., wen sie damit meint, wenn sie sagt, andere würden Entscheidungen schneller treffen als sie. So richtig findet Frau K. dann keine Antwort darauf, vermutet aber, dass sie sich dann an Leuten misst, die einen geradlinigeren Berufsweg haben als sie und so schneller in einem festen Aufgabengebiet arbeiten. Ein Blick in ihren Bekanntenkreis genügt, um ihr zu zeigen, dass andere auch »mit Mühe« an ihrer Berufsbiographie basteln.

Frau K. wirkt nach diesem Ergebnis sehr entspannt und heiter. In dieser Stimmung darauf angesprochen, inwieweit sie glaubt, ihr Alter stünde einem festen

Job entgegen kann Frau K. nur lachen: für die klassische Karriere innerhalb einer Normalbiographie wäre sie bereits nach ihrer Zahnarzthelferinnen-Lehre zu alt gewesen. Ihr neu gewonnenes Selbstbewusstsein drückt sich auch darin aus, als sie sagt, dass auch etwas aus ihr geworden ist, ohne dass sie die klassischen Karrierekriterien erfüllt hätte.

Als Hausaufgabe bitte ich Frau K. ein sogenanntes »Positiv-Tagebuch« zu führen. Hier wird sie täglich alle Erlebnisse und Erfahrungen eintragen, die von ihr als positiv bewertet werden.

DRITTE SITZUNG – DIE FRAGE DER EIGENEN KOMPETENZEN UND POTENZIALE

Bereits im ersten Gespräch wurde deutlich, dass sich Frau K. trotz ihrer unterschiedlichen und breiten Qualifikationen, Aus- und Weiterbildungen nicht wirklich über ihre Kompetenzen und Qualifikationen im Klaren ist. Sie orientiert sich lediglich an Zeugnissen, Scheinen und Weiterbildungszertifikaten, die sie im Laufe ihres Berufslebens erworben hat. Was sonst noch alles in ihr steckt und für das Berufsleben wichtig ist, das kann Frau K. noch nicht benennen. Frau K. hat auf meine Bitte hin ihre Bewerbungsschreiben und die dazugehörigen Stellenausschreibungen mitgebracht. Der Transfer ihrer Kompetenzen, die sie für ihre Tätigkeit an der Uni braucht oder sich in der sozialpädagogischen Arbeit angeeignet hatte, in die Praxis einer SoziologInnen-Position in Gesundheitsinstitutionen gelingt ihr nicht. In ihrer Selbstdarstellung vermittelt sie den Eindruck einer Soziologin im Anfängerstadium, indem sie auf Spezialisierungen in ihrem Studium zurückgreift, auf Seminare und Magisterarbeit hinweist und nicht konkret auf die Anforderungen der ausgeschriebenen Stelle eingeht. Dass sie bereits seit drei Jahren in Forschungsprojekten mit arbeitet und mindestens einmal stellvertretende Projektleiterin war, fällt unter den Tisch.

Bevor wir zur genaueren Analyse ihrer Bewerbungsschreiben und der Stellenanzeigen kommen, führe ich mit Frau K. eine Intervention durch, die ihr ihre Potenziale in verschiedenen Lebenslagen verdeutlicht. Durch diese Übung werden auch Potenziale registriert, die Frau K. in anderen Lebensphasen nutzte und im Moment nicht braucht und brach liegen lässt. Ebenso fließen die Einschätzung anderer Personen mit ein, die Frau K. persönlich oder beruflich begleitet haben. Frau K. lernt auf diese Weise, ihre Wahrnehmung für ihre entwickelten Potenziale (berufliche und soziale Kompetenzen) zu schärfen. Indem die Übung sehr spiele-

risch wirkt hat Frau K. zudem viel Spaß daran und Leichtigkeit und Lachen begleiten diesen Prozess.

Ich habe für Frau K. die gefundenen Kompetenzen aufgeschrieben und gebe ihr die Unterlage mit. Als Hausaufgabe wird sie sich ihre sichtbar gewordenen Potenziale auf schönes Papier niederschreiben und an einem zentralen Ort an ihrem Schreibtisch aufhängen. In Anfällen von Zweifeln steht ihr somit eine konkrete Auflistung zur Verfügung. Frau K. gefällt diese Aufgabe und sie findet für sich spontan noch einen weiteren Weg, das Ergebnis noch mehr zu würdigen: Als Hobbymusikerin will sie eine kleine Komposition erstellen, die zu ihrem Ziel und ihren Potenzialen passt. Immer wenn sie sich auf ihr Ziel einstimmen will kann sie auf das Musikstück zurückgreifen und sich in einen innern Zustand versetzen, der sie in ihrem Vorhaben unterstützt.

VIERTE SITZUNG – DIE KUNST DER SELBSTDARSTELLUNG

Frau K. bewirbt sich erneut für eine Position im Gesundheitsbereich. Angesichts meiner Unterstützung sagt sie, dass sie dem Bewerbungsprozess mit einem ruhigen Gefühl entgegenseht. Zuerst ermitteln wir in einer Analyse der Ausschreibung die Qualifikationen, die dort gefordert werden.

Dann versuchen wir in einer Übung die Position der Person einzunehmen, die für die Stellenbesetzung verantwortlich ist. Frau K. nimmt dadurch die Wünsche und Bedürfnisse des Adressaten wahr. Dieser Blickwinkel ist wichtig, da sie ihre Kompetenzen ja so transportieren will, damit der Empfänger in ihr die Bewerberin erkennt, die seine Bedürfnisse erfüllen wird. Frau K. fasziniert diese Übertragung ihrer Kompetenzen in die konkrete Stellensituation. Wie sie sagt, hätte sie aus dieser Perspektive heraus nie gedacht, so dass sie jetzt einen vollkommen neuen Zugang für Bewerbungsstrategien erhalten hätte.

Sie findet, dass durch die neu gefundene Darstellung viel mehr direkte Initiative in ihr Bewerbungsschreiben kommt. Das aus früheren Bewerbungen gekannte Gefühl von Ohnmacht, Sinnlosigkeit und Depression hätte sie jetzt nicht. Sie fühle sich aktiv und voller Energie; die Vorstellung, künftig wieder eine Bewerbung zu schreiben, macht sie nicht mehr ängstlich.

NACH BEENDIGUNG DES COACHINGS

Ich habe Post von Frau K. erhalten, in der sie mir mitteilt, dass sie ihre berufliche Zukunft jetzt aktiv »in die Hand nimmt« und »mehrere Eisen im Feuer hätte«. Sie hat beim jetzigen Projektleiter um eine Promotionsstelle nachgefragt, die ihr jedoch noch nicht zugesichert wurde. Erfolgreich war Frau K. in der Akquise eines zweiten Forschungsprojektes, das sie zusätzlich zu ihrer halben Stelle noch unterbringen kann. In ihrer jetzigen Position als Projektleiterin hat sie zudem viele Kontakte geknüpft, die ihr irgendwann nützlich sein könnten. Auf ihre letzte Bewerbung hin sei sie zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden. Sie hat die Stelle allerdings nicht bekommen, weil eine Bewerberin mit im Spiel war, die bereits einige Jahre für einen anderen Träger in der gleichen Funktion tätig war. Das sei zwar etwas schade für sie gewesen, aber auch eine Entscheidung, die sie verstehen und akzeptieren kann. Ihren Partner konnte Frau K. dazu motivieren, durch die Übernahme von kleinen Schreib- und Computerarbeiten die gemeinsame Haushaltskasse aufzubessern, wodurch sie sich etwas entlastet fühlt.

1. SCHLUSSBEMERKUNG

Verunsicherungen in Berufsbiographien können sich vielgestaltig äußern. Frau K. beruflicher Werdegang verläuft zwar auf Umwegen und ist mitunter auch sehr steinig, die einzelnen Stationen ihres Berufslebens bauen jedoch auf einander auf und fügen sich zu einem stimmigen Mosaik zusammen. Frau K.'s Verunsicherung ist weniger im häufigen Wechsel begründet, als in der Ungewissheit ihrer beruflichen Perspektiven.

»INTEGRIERTE QUALITATIVE METHODENBEGLEITUNG FÜR PROMOVIERENDE DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG«

Marion Niehoff

Der Beitrag stellt vor dem Hintergrund der Situation während der Promotion das Konzept und die Gestaltung der »Integrierten qualitativen Methodenbegleitung für Promovierende der Hans Böckler Stiftung« dar. Es handelt sich um ein Pilotprojekt, für das von Katja Mruck, Marion Niehoff und Andreas Witzel Personalmitel von der FU Berlin eingeworben werden konnten und von der HBS Sachmittel in Aussicht gestellt wurden. Das dargestellte Konzept wurde von qualitativ forschenden Teilnehmerinnen der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2002 kritisch kommentiert; die Diskussion über die Ausgestaltung des Konzepts wurde auf einem Workshop am 23./24.01.03 fortgesetzt. Interessierte Leser(innen) sind herzlich dazu eingeladen, Kontakt aufzunehmen und Rückmeldungen zu geben, um zu der Diskussion und der Weiterentwicklung des Konzepts beizutragen (Adressen s.u.).

1. HINTERGRUND

Für Promovierende der Hans Böckler Stiftung stellt sich aufgrund mangelnder Einbindung und Unterstützung und damit unzureichender Rückmeldungen häufig das Problem, Blockaden im Prozess der Arbeit nicht effizient und lösungsorientiert bewältigen zu können. Dies führt teilweise zu Schwierigkeiten, Qualifikationsarbeiten fristgerecht zu beenden. Auch müssen mitunter Qualitätseinbußen hingenommen werden, weil eine dauerhafte, verlässliche und kompetente Begleitung der dezentral arbeitenden Promovierenden oft nicht sichergestellt ist.

1.1. Generelle Probleme

Anschließend an Befunde aus vorliegenden Studien, an Stellungnahmen von Wissenschaftsrat und Hochschulrektorenkonferenz zur besseren Strukturierung der Promotionsphase und an eigene Erfahrungen aus der Promotionsförderung

kommt die HBS zu folgender Diagnose, die Ausbildung der Doktorand(inn)en betreffend:

- »Viele DoktorandInnen arbeiten in wissenschaftlicher und sozialer Isolation.
- Dissertationsthemen sind häufig zu spezialisiert, laufen Gefahr, in randständige Aspekte abzugleiten, die notwendige Einbindung in Forschungszusammenhänge zu verlieren und fächerübergreifende Fragestellungen auszublenden.
- Es fehlt eine strukturierte und den vielfältigen Anforderungen des DoktorandInnen-Status gerecht werdende Betreuung durch die HochschullehrerInnen.
- Die Vorbereitung auf die spätere konkrete berufliche Praxis ist unzulänglich, da notwendige Schlüsselqualifikationen nicht systematisch vermittelt werden.
- Die Promotionszeiten sind zu lang und verschlechtern die Berufs- und Karrierechancen am Arbeitsmarkt.
- Die deutsche Form der Graduiertenausbildung genügt den internationalen Standards nicht mehr. Dies trägt zur nachlassenden Attraktivität deutscher Hochschulen und somit des Wissenschaftsstandortes Deutschland bei.«
(<http://www.boeckler.de/studienfoerderung/foerderung/promf/promotionskollegs.htm>)

1.2. Besondere Probleme bei der Verwendung qualitativer Forschungsmethoden

Promotionsstipendiat(inn)en, deren Forschungsarbeiten mittels Methoden der qualitativen Sozialforschung durchgeführt werden, stehen vor zusätzlichen Problemen: Für das Feld qualitativer Sozialforschung existieren – verglichen mit statistischen Verfahren – sehr viel weniger standardisierte Routinen des Arbeitens, und die Ausstattung mit kompetenten Ansprechpartner(inne)n an deutschen Universitäten ist vergleichsweise gering bzw. von lokalen Zufälligkeiten abhängig. Auch fehlen – wieder im Unterschied zu quantitativer Forschung – Zentraleinrichtungen wie das »Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen« (ZUMA) oder das »Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung« (ZA), über die empirisches Material (z.B. Interviews für Re-Analysen) oder methodische Beratung eingeholt werden könnten.

1.3. Angebote der HBS

Die HBS versucht, den zuvor skizzierten Problemen durch die Einrichtung von Promotionskollegs, durch die Förderung von selbstorganisierten Promovierenden-Mikrogruppen sowie durch (methodische) Seminarangebote entgegenzuwirken. Bei diesen Angeboten ist insbesondere für die Promovierenden der Einzelförderung zu beachten:

- *Seminarangebote*, die ein oder zwei Mal jährlich vorgehalten werden, können nur bedingt an den je konkreten Bedarf der Promovierenden anschließen und ihnen nur eingeschränkt im konkreten Arbeitsprozess helfen. So zeigen Erfahrungen des an diesem Konzept – als Dozent bei HBS-Seminaren zu »Methoden qualitativer Interviewauswertung« – Beteiligten: Der Kenntnisstand der Teilnehmer(innen) der Seminare ist nicht nur bezogen auf einzelne Methoden oft mangelhaft, sondern auch bezogen auf die Stringenz des Zusammenhangs von Fragestellung, Erhebungsmethode und Auswertungsverfahren. Vielfach bekennen die Teilnehmenden, erst durch ein Seminar zum Lesen von methodischer Literatur angeregt worden zu sein. Zudem sind Promovierende, die nicht die im Seminarprogramm gängigen Forschungsmethoden anwenden, von dieser Form der Unterstützung ausgeschlossen.
- *Mikrogruppen-Arbeit* birgt neben allen Vorteilen auch potentiell die Gefahr problematischer Gruppendynamiken, die von Gruppen ohne fachliche Anleitung nicht bewältigt werden und u.U. die Arbeit der Einzelnen behindern können.

Angesichts dieser Ausgangssituation sind die bisherigen Formen der Unterstützung als eher punktuell und in vielen Fällen nicht ausreichend zu bewerten, da eine kontinuierliche und an den Bedürfnissen und dem Kenntnisstand der Einzelnen ansetzende Betreuung nur begrenzt geleistet werden kann.

2. ZUM KONZEPT EINER »INTEGRIERTEN METHODENBEGLEITUNG«

Das Konzept einer »Integrierten qualitativen Methodenbegleitung für Promovierende der HBS« versteht sich als Querschnittsangebot und als komplementär zu den bisher im Rahmen der HBS vorgehaltenen Präsenzveranstaltungen zu qualitativer Methodik, zu methodischen Mikrogruppen und zu Promotionskollegs mit inhaltlicher Ausrichtung.

2.1. Ziele

Ziel der »Integrierten qualitativen Methodenbegleitung« ist es, durch ein Ensemble aufeinander abgestimmter Kommunikations-, Informations- und Lernangebote eine verbesserte methodische und soziale Einbindung derjenigen Promovierenden der HBS, die mit qualitativen Methoden arbeiten, in allen Phasen des Forschungsprozesses sicherzustellen.

- Über eine *webbasierte kooperative Lernplattform* sollen verschiedene Dienstleistungen und Medien angeboten werden: Hierzu gehört zunächst die kontinuierliche Online-Betreuung und fachkundige Hilfestellung durch eine(n) Moderator(in), die/der unmittelbar Rückmeldung gibt und bei der Lösung anstehender Fragen und Probleme unterstützt. Außerdem sollen für alle Promovierenden Text- und Materialsammlungen und Möglichkeiten der asynchronen und synchronen Kommunikation online verfügbar sein. Zusätzlich sollen die Promovierenden im Kontext von (ggf. moderierten) Online-Kleingruppen die Gelegenheit zum Austausch und zur Diskussion ihrer individuellen Anliegen erhalten. Die fachkundige und wenn gewünscht/erforderlich »dichte Begleitung« erscheint auch notwendig, weil E-Learning als Möglichkeit des orts- und zeitunabhängigen Lernens zwar hoch geschätzt, aber – insbesondere wegen Mängeln in der Themenwahl/Zusammenstellung von Informationen und wegen unzureichender Betreuung im »virtuellen Klassenzimmer« – bisher nur wenig genutzt wird (vgl. Newsletter 7/2002 des »Workshop Zukunft« des Deutschen Gewerkschaftsbundes, <http://www.workshop-zukunft.de/newsletter/2002/07/elearning.html>).
- Neben der dichten Online-Betreuung sind im Sinne eines »Blended-Learning«, d.h. der Verknüpfung von netzbasiertem Lernen und von Präsenzveranstaltungen, wenn notwendig *schnelle und flexible Übergänge zwischen Online-/Offline-Angeboten* zu ermöglichen. Bei Bedarf können – online und offline – Mitglieder eines assoziierten Expert(inn)ennetzwerks in die Beratung einbezogen werden. Ein weiterer integraler Bestandteil des Konzeptes ist die Förderung des Austauschs und der Vernetzung insbesondere derjenigen Promovierenden, die zu verwandten Themen bzw. Fragestellungen arbeiten. Hier bietet eine Internet-basierte Plattform im Gegensatz zu den herkömmlichen Vernetzungsmöglichkeiten innerhalb der HBS Vorteile, die die Einbindung der Promovierenden in die wissenschaftliche Community auch mittels des vorgesehenen, assoziierten Expert(inn)ennetzwerk wesentlich erleichtern können.

Der kontinuierliche Austausch mit anderen qualitativen Forscher(inne)n und die Begleitung durch eine fachkundige Moderation soll die Promovierenden in die Lage versetzen, den Prozess der Promotion motivierter und zielorientierter voranzutreiben, da sie ihre Problemlösekompetenzen weiter entwickeln bzw. beim Lösen von Problemen unmittelbar unterstützt werden sollen. Ein weiteres Ziel ist, dass die Promovierenden im Kontext der kooperativen Lernumgebung Gelegenheit erhalten sollen, ihr Wissen über Methoden und deren Anwendung durch (didaktisierte) Informationsangebote zu vergrößern und es für die eigene Arbeit

zu nutzen. Insgesamt soll die kontinuierliche und wenn erforderlich dichte Begleitung dazu beitragen, dass die Promovierenden ihre Qualifikationsarbeit erfolgreich und möglichst innerhalb des vorgesehenen Zeitrahmens fertig stellen.

2.2. Inhaltliche Schwerpunkte

2.2.1. Kontinuierliche Methodenbegleitung

Das Schwergewicht des Angebots liegt auf der Anwendung qualitativer Methodik. Dies bedeutet im Falle empirischer Studien, dass der gesamte Forschungsprozess – also vom Design einer Studie über angemessene Strategien des Sampling, der Datenerhebung, der Datenauswertung und der Validierung der Ergebnisse bis hin zu Fragen des Abfassens der Arbeiten und ihrer Veröffentlichung – kontinuierlich unterstützt und begleitet werden soll. Eine solche Unterstützung scheint insbesondere für das Feld qualitativer Sozialforschung unerlässlich. Da die an diesem Pilotprojekt beteiligten Partner an Vorarbeiten beteiligt sind, die darauf zielen, ein Leistungszentrum für qualitative Forschung in der Bundesrepublik zu etablieren¹, ist sicher gestellt, dass die Promovierenden kompetent über den aktuellen Stand qualitativer Forschung (Verfahren, Datenmanagement [auch: Datenschutz, Archivierung, Möglichkeiten der Computergestützten Analyse, Re-Analyse] usw.) informiert werden.

2.2.2. Einbeziehung der persönlichen und sozialen Situation der Promovierenden

Entgegen der an Universitäten üblichen Praxis soll das Angebot nicht auf die fachliche/methodische Seite im engeren Sinne beschränkt werden: Langjährige Erfahrungen mit der Betreuung von Qualifikationsarbeiten in Kleingruppen im Rahmen der »Projektwerkstatt Qualitativen Arbeitens« (zum Konzept und zur Arbeitsweise siehe Mruck & Mey 1998) haben gezeigt, dass die Vernachlässigung der persönlichen und sozialen Situation der zu Betreuenden für das Erstellen wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten erhebliche Konsequenzen zeitigt: Private Probleme, die teilweise gerade in Phasen des Anfertigens einer Qualifikationsarbeit eskalieren (z.B. weil in Partnerschaften Zeitbudgets und Regeln des Miteinan-

1 Das Leistungszentrum soll in Kooperation zwischen der Universität Bremen und der Freien Universität Berlin zusammen mit nationalen Einrichtungen wie dem ZUMA und der ZA und in enger Zusammenarbeit mit internationalen Partnern wie z.B. dem britischen »Qualidata« initiiert werden. Qualidata nimmt für Großbritannien seit Jahren die Aufgaben für qualitative Forschung wahr, die in der Bundesrepublik von ZUMA/ZA für quantitative Forschung erfüllt werden.

der neu ausgehandelt werden müssen angesichts der mit den Arbeiten oft einhergehenden psychischen und zeitlichen Beanspruchungen) führen zu Belastungen, die zu den »normalen« Herausforderungen des Schreibens einer Qualifikationsarbeit hinzukommen. Das Konzept der Projektwerkstatt »zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft« versucht, den hier skizzierten Problemen entgegenzuwirken, indem eine Perspektive gewählt wird, die sich strikt an der Lebenslage, dem Bedarf und den Fragen der einzelnen Teilnehmenden orientiert. Überspitzt ausgedrückt ist die gemeinsame Suche nach einer tragfähigen Lösung für ein privates oder soziales Problem dieser Auffassung zufolge immer dann unbedingt Aufgabe der wissenschaftlichen Begleitung, wenn die wissenschaftliche Arbeit – deren Qualität, das Einhalten eines Zeitrahmens usw. – dies erfordert. Die Erfahrung der Integration von Fachwissen und Alltagskompetenzen und die Begleitung u.a. im Rahmen von Kleingruppen führt nicht nur zu in der Regel schneller angefertigten Arbeiten und einer oft deutlich besseren Qualität als im Falle des isolierten Arbeitens, sondern die Erfahrung eigener Problemlösekompetenzen bzw. die Erfahrung der Wirksamkeit des Arbeitens in kleinen Teams scheint ebenfalls für folgende Erfahrungen in der Arbeitswelt angemessener als das teilweise mehrjährige isolierte Arbeiten an Qualifikationsarbeiten.

2.2.3. Förderung von Medienkompetenz

Durch die Nutzung von Internet-Medien zu Forschungs-, Lern- und Kooperationszwecken erhalten die Promovierenden die Gelegenheit, ihre Medienkompetenz (weiter) zu entwickeln². Die Förderung von Medienkompetenz ist im Konzept verankert u.a. durch das Anbieten von Einführungsseminaren in die »Integrierte Methodenbegleitung« (z.B. im Rahmen des »Workshop zur Qualitativen Bildungs- und Sozialforschung« des ZBBS in Magdeburg). Die Bereitstellung grundlegender Informationen zur Nutzung der Lernplattform sowie die Förderung und Unterstützung produktiver Formen der Medienaneignung (z.B. Homepages zur Projektvorstellung, eigenverantwortliche Organisation von Online-Mikrogruppen) sind weitere Bestandteile. Durch die Anbindung an die Online-Zeitschrift »Forum Qualitative

- 2 Die Förderung von Medienkompetenz scheint auch deshalb besonders dringlich, da insbesondere in den Sozial- bzw. Geisteswissenschaften in den herkömmlichen Ausbildungsgängen nur äußerst defizitäre Angebote zur Entwicklung einer angemessenen Kompetenz in der Anwendung digitaler Medien bestehen. Dieser Befund findet sich bedauerlicherweise wiederkehrend in verschiedenen Studien; vgl. z.B. Scholl & Pelz 1997, Eisend 1999 oder die im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung durchgeführte Untersuchung zur »Nutzung elektronischer wissenschaftlicher Information in der Hochschulausbildung. Barrieren und Potenziale der innovativen Mediennutzung im Lernalltag der Hochschulen«, Klatt et al. 2001).

Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research« (<http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm>) erhalten die Promovierenden darüber hinaus die Möglichkeit, die besonderen Formen des (Online-) Publishing zu erproben: Dies ist zum einen hilfreich, da durch die Anbindung an FQS als Zeitschrift, die das »Blind Review« durch zwei unabhängige Gutachter(inn)en praktiziert, wichtige Hinweise zur Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten für eine Veröffentlichung in Fachzeitschriften gegeben werden können. Zum anderen besteht durch eine eventuelle Veröffentlichung in FQS selbst die Möglichkeit, ein weitaus breiteres internationales und interdisziplinäres Publikum zu erreichen als dies im Falle von Printzeitschriften für das Feld qualitativer Sozialforschung möglich wäre (FQS-Abonnent[inn]en Stand 30.6.2002: über 2000; hinzu kommen Informationen über Veröffentlichungen, die an zahlreiche deutsch- und englischsprachige Mailinglisten weitergegeben werden mit einem geschätzten Verteiler von mehreren 10.000 Personen).

3. ZUR GESTALTUNG DER »INTEGRIERTEN METHODENBELEITUNG«

Konkret sollen die folgenden Angebote entwickelt werden:

3.1. Online-Angebote

Es soll eine Internet-Plattform entwickelt werden, über die die verschiedenen in der tabellarischen Darstellung aufgeführten Angebotsarten zugänglich sein sollen:

Table 1: Entwurf für den Web-Auftritt

INTEGRIERTE QUALITATIVE METHODENBEGLEITUNG FÜR PROMOVIERENDE DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG		
	Gemeinsame Angebote	Mikrogruppen
Konzept <ul style="list-style-type: none"> o Integrierte Methodenbegleitung o Angebote für alle Promovierenden o Angebote für Mikrogruppen Kontakt	Online-Methodenberatung Mailingliste Chat Pinboard Kalender Gemeinsame Datenbasis <ul style="list-style-type: none"> o Hinweise zur Nutzung o Archive o Linksammlung 	Mikrogruppe 1 <ul style="list-style-type: none"> o Mailingliste o Chat o Download Materialien Teilnehmer(innen) Mikrogruppe 2 <ul style="list-style-type: none"> o Mailingliste o Chat o Download Materialien Teilnehmer(innen) Weitere Mikrogruppen ...

a) **Gemeinsame Angebote** für alle Promovierenden der HBS, die in ihren Forschungsarbeiten qualitative Verfahren verwenden:

- **Online-Methodenberatung:** Zu festen Online-Sprechzeiten soll ein Moderator/eine Moderatorin auch für kurzfristige Fragen und Probleme erreichbar sein. Er/sie soll mit qualitativer Forschung, mit Internetmedien und mit Forschungssupervision für einzelne und Gruppen vertraut sein. Entlang des je individuellen Bedarfs der Promovierenden sollen
 - o Promovierende bei der Nutzung der über die Plattform zugänglichen Informationen/Materialien unterstützt werden,
 - o Auskünfte zu methodischen Fragen gegeben bzw. direkt gemeinsame Lösungen erarbeitet und
 - o Kontakte mit Wissenschaftler(inne)n hergestellt bzw. an Personen des assoziierten Expert(inn)ennetzwerks vermittelt werden. Das Netzwerk soll – ausgehend u.a. von dem interdisziplinär/international zusammengesetzten Wissenschaftlichen Beirat der Online-Zeitschrift FQS – aufgebaut werden. Möglichkeiten, Vertrauensdozent(inn)en der HBS einzubinden, sind zu überprüfen.
- **Mailingliste:** In einer moderierten Mailingliste sollen Fragen, die alle Promovierende betreffen, behandelt werden.
- **Chat:** In einem bestimmtem Turnus sollen Chat-Termine angeboten werden, bei Bedarf auch mit Expert(inn)en für bestimmte Verfahren. Jenseits dieser Termine sollte der Chatraum auch für informelle Treffen interessierter Teilnehmer(innen) genutzt werden können.
- **Pinboard:** Es soll die Möglichkeit des Austauschs über/der Unterstützung von allen die Qualifikationsarbeiten oder relevante Lebensthemen der Promovierenden betreffenden Nachfragen geboten werden.
- **Kalender:** Ein gemeinsamer Kalender soll die Übersicht über/den schnellen Zugriff auf für alle Teilnehmenden potentiell wichtige/interessante Termine (intern und extern) erlauben.
- **Gemeinsame Datenbasis:**
 - o **Hinweise zur Nutzung:** Ein FAQ (Frequently Asked Questions) soll zu methodischen, organisatorischen und technischen Aspekten der Nutzung der Plattform Auskunft geben. Die sorgfältige und nutzer(innen)freundliche Entwicklung und Gestaltung der FAQ dürfte auch eine Entlastung des Moderationsaufwandes zur Folge haben.
 - o **Archive:** Neben durchsuchbaren Archiven, über die frühere Postings der Mailingliste und frühere Chatprotokolle verfügbar sein sollten, sollen sukzessive

eine Online-Lehrtextsammlung und Lehrmodule für qualitative Forschung entwickelt und bereitgestellt werden. Diese (entlang der Phasen des Forschungsprozesses organisierte) Lehr-/Lernmaterialiensammlung soll sicherstellen, dass die Promovierenden ohne Zeitverlust auf relevante und nutzungsfreundlich aufbereitete Materialien zugreifen können, die sich am individuellen Bedarf – hier dem jeweiligen Stand der Promotion – orientieren.

- o *Linksammlung*: Es sollen Hinweise auf bestehende HBS-Angebote und auf weitere für die Teilnehmenden interessante interne und externe Links gegeben werden.

b) Angebote für HBS-**Mikrogruppen**:

Die nur für die einzelnen Mitglieder der jeweiligen HBS-Mikrogruppen zugänglichen Bereiche der Lernplattform und die dort verfügbaren Kommunikations- und Informationsangebote zielen darauf ab, die Gruppenarbeit zu unterstützen. Auf Grundlage der mehrjährigen Erfahrung mit der »Online Arbeitsgruppe Qualitative Sozialforschung« (<http://de.groups.yahoo.com/group/qualitative-forschung/>) werden Empfehlungen in Form eines Leitfadens bereitgestellt, um die Online-Arbeitsfähigkeit der Gruppe zu gewährleisten. Dieser Leitfaden soll als erste Orientierungshilfe und gemeinsame Diskussionsbasis dienen und ist von den Gruppenmitgliedern ggf. entsprechend ihres Bedarfs abzuwandeln/weiterzuentwickeln. Die zur Verfügung gestellten Funktionalitäten umfassen darüber hinaus folgende Angebote:

- Eine Mailingliste und Chatmöglichkeiten für die Organisation der Arbeit sollen für jede Mikrogruppe bereitgestellt werden; bei Bedarf kann ein(e) Moderator(in) in die Online- Gruppenarbeit einbezogen werden.
- Alle Teilnehmer(innen) einer Mikrogruppe sollen auf für diese Gruppe relevante Dateien (Teile aus einer Einzelarbeit, die zur Diskussion gestellt/besprochen werden sollen; Ausschnitte aus Interviewtranskripten usw.) online zugreifen können.

3.2. **Offline-Angebote**

- Im Rahmen einer Einführung in die »Integrierte qualitative Methodenbegleitung« sollen Anfänger(inne)n inhaltliche/methodische Angebote vorgestellt und es soll in die Nutzung von Online-Tools und in Besonderheiten von Online-Kommunikation eingeführt werden.

- Bei Bedarf sollen Offline-Treffen (individuell/mit Gruppen) angeboten werden, die thematisch entsprechend der online feststellbaren Bedarfe zu gestalten sind.
- Auf sonstige Offline-Angebote der HBS soll hingewiesen werden; das Online-Angebot ist an diese anzulehnen bzw. es sind Möglichkeiten der Kooperation und ggf. einer Integration von Angebotsteilen zu eruieren.

4. AUSBLICK

Das hier skizzierte Angebot versteht sich als Pilotprojekt, das sukzessive entlang der im Projektverlauf gesammelten Erfahrungen verbessert/angepasst werden soll. Derzeit werden für die Realisierung der »Integrierten qualitativen Methodenbegleitung« drei Phasen unterschieden:

In einer dem eigentlichen Pilotprojekt vorzuschaltenden *Konzeptphase* soll das Konzept zum einen detailliert und mit den Nutzer(inne)n im Sinne einer Bedarfsanalyse abgestimmt werden. Zum anderen ist es erforderlich, unterschiedliche Gestaltungsmöglichkeiten der Internetplattform, deren technische Realisierung, die damit verbundenen Vor- und Nachteile für Nutzer(innen) und die mit den verschiedenen technischen Szenarien einhergehenden Kosten dezidiert zu ermitteln und zu vergleichen.

In der folgenden *Pilotphase* sollen nach Entscheidung über ein geeignetes Modell die Angebote wie zuvor skizziert entwickelt und eingerichtet und erste Erfahrungen mit ihrer Nutzung gewonnen werden.

Daran anschließend ist auf der Basis der Ergebnisse der Pilotphase zu prüfen, ob und auf welche Weise die »Integrierte qualitative Methodenbegleitung« *dauerhaft als HBS-Angebot* vorgehalten werden soll. Zusätzlich sollen Möglichkeiten eines *Transfers* des Angebots auf andere HBS-interne Kontexte (Studienförderung) und für andere Anbieter (z.B. im Feld der Begabtenförderung) eruiert und ggf. umgesetzt werden.

5. INSTITUTIONELLER RAHMEN

Das Angebot ist angegliedert an das Projekt FQS/qualitative-research.net an der Freien Universität Berlin und an die GSSS (Graduate School of Social Sciences) Universität Bremen. Es basiert auf langjährigen Erfahrungen in der Online- und Offline-Betreuung qualitativer Forschungsarbeiten.

ADRESSEN:

Dr. Katja Mruck, Freie Universität Berlin, Fachbereich Erziehungswissenschaften und Psychologie; Projektleitung des DFG-Projektes »Ausbau der wissenschaftlichen Online-Zeitschrift ›Forum qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research‹ (FQS) zum Informations-, Kommunikations-, und Vernetzungsportal *qualitative-research.net*«

Tel.: 030 – 838 55725

E-Mail: mruck@zedat.fu-berlin.de

Dr. Marion Niehoff, Beratende HBS-Altstipendiatin, Mitglied der Online-Arbeitsgruppe »Qualitative Forschung«.

Tel.: 030 – 707 17 809

E-Mail: marion.niehoff@szilla.in-berlin.de

Dr. Andreas Witzel, Archiv für Lebenslaufforschung, Graduate School of Social Sciences (GSSS), Universität Bremen

Tel.: 0421 – 218 4141

E-Mail: awitzel@sfb186.uni-bremen.de

LITERATUR:

Eisend, M.; Das Internet als Medium der Wissenschaft. Zur Nutzung des Internet für die interne Wissenschaftskommunikation bei Sozialwissenschaftlern in Berlin. Magisterarbeit, Fachbereich Politik und Sozialwissenschaften, Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Freie Universität Berlin 1999.

Heublein, U./Schmelzer, R./Sommer, D./Spangenberg, H.; Studienabbruchstudie 2002. Die Studienabbrecherquoten in den Fächergruppen und Studienbereichen der Universitäten und Fachhochschulen. HIS, A5/2002. Berlin 2002. Verfügbar über: http://www.bmbf.de/pub/studienabbruchstudie_2002.pdf.

Klatt, R., Gavriilidis, K./Kleinsimlinghaus, K./Feldmann, M. u.a.; Nutzung elektronischer wissenschaftlicher Information in der Hochschulausbildung. Barrieren und Potenziale der innovativen Mediennutzung im Lernalltag der Hochschulen. Endbericht, Studie im Auftrag des Bundesministeriums für

Bildung und Forschung, Projektträger Fachinformation. Berlin 2001. Verfügbar über: ftp://ftp.bmbf.de/010612_Endbericht.pdf.

Mruck, K./Mey, G.; Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozess biographischer Materialien. Zum Konzept einer »Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens« zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In: Jüttemann, G./Thomae, H. (Hrsg.); Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim 1998. S.284-306.

Scholl, W./Pelz, J.; Computervermittelte Kommunikation in der deutschen Wissenschaft. In: Batinic, B. (Hrsg.); Internet für Psychologen. Göttingen 1997. S.337-358.

2. FRAUEN, MÜTTER, WISSENSCHAFTLERINNEN

WIWE 2002 MIT KIND – EIN EXPERIMENT UND REISEBERICHT

Martina Henn-Sax

Forschen mit Geschlecht: Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft. Ich lese die Einladung für die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2002. Klingt interessant, ist mit Kinderbetreuung, ich melde mich an.

Ich gebe zu, dies ist meine erste Anmeldung zu einer WIWE, obwohl ich seit mehr als drei Jahren in der Stiftung bin und immer Frauen getroffen habe, die absolut begeistert von den Diskussionen auf der WIWE erzählt haben. Aber für meine Anmeldung zur Wissenschaftlerinnen-Werkstatt musste mehr vorfallen als die gute Mundpropaganda gehört zu haben. Ich habe seit März 2002 einen kleinen Sohn und schon im Vorfeld der Geburt war mir klar geworden, dass wissenschaftliche Arbeit von mehr Faktoren abhängig ist als der fachlichen Kompetenz. Das Geschlecht war dabei wichtiger geworden, als ich mir das hätte jemals vorstellen können.

»Es fängt an, wenn die Zeit reif ist.« Die Zeit war für mich reif geworden, über Gender-Fragen zu diskutieren. Außerdem war ich neugierig auf das Open-space-Konzept, nach dem die Tagung durchgeführt werden sollte. Also machte ich mich mit Sebastian, Kinderwagen, Schaffell, Windeln, Gläschen (Böckler-Tagungshäuser liegen in der Regel außerhalb, wer weiß ob frau da einkaufen gehen kann!) und Trinkflaschen auf den Weg. Glücklicherweise passt alles noch in meinen Reise-Rucksack, ganz einfach: Mama spart an der eigenen Garderobe. Übrigens noch eine Premiere: dies ist meine erste Zugfahrt mit Sebastian alleine. Soweit, so gut, das Tagungshaus ist perfekt ausgeschildert und wunderschön. Ich werde herzlich vom Orga-Team begrüßt, es gibt Sektempfang, ich habe ein Einzelzimmer. »Alles wird gut!« Langsam freue ich mich auf die Tagung. Charlie, die die nächsten Tage Sebastian und die anderen Kinder betreuen wird, ist auch schon da. Sebastian, heute genau sechs Monate alt, fühlt sich recht wohl bei Charlie und zwischen all den Frauen (darunter viele altbekannte Gesichter vergangener Böckler-Veranstaltungen), die nach und nach eintrudeln. Ich bin nicht die einzige mit Kind, wohl aber diejenige, deren erster Tagungsbesuch »in Begleitung« ansteht. Das Zimmer ist bezogen, Sebastians Nestchen ist gemacht. Erst auf den zweiten Blick merke ich, dass es kein Waschbecken gibt. Ich werde eben improvisieren.

Jetzt kann die Tagung losgehen. Einfach Sebastian bei Charlie abliefern und hinein in die Diskussionen. Aber so einfach wie ich mir das immer vorgestellt hatte, ist das plötzlich gar nicht mehr. Sebastian, der sonst nicht fremdelte, fängt plötzlich an zu weinen, wenn ich auch nur eine Andeutung des Weggehens mache. Vielleicht bin es aber auch ich, die ihn nicht gehen lassen kann und er spürt das. Kinder haben perfekte Antennen, genau das wahrzunehmen, was sie eigentlich nicht mitbekommen sollen. Außerdem ist es inzwischen schon Abend geworden und Sebastian ist das Paradekind für die abendliche Unruhe. Es geht nicht lange gut, ich nehme ihn erst einmal auf meinen Schoß, ist ja sowieso »nur« die Vorstellungsrunde. Nach weiteren 30 Minuten mit beruhigen, umhergehen und »noch mal versuchen mitzumachen« gebe ich es auf, verabschiede mich. Zurück in meinem Zimmer ist alles wieder in bester Ordnung, wenigstens für die nächsten Stunden. Es ist eine unruhige Nacht, Sebastian zahlt und weint. Zum Frühstück sind wir beide aber wieder fit. Heute beginnt die Tagung richtig. Hätte ich vielleicht erst heute anreisen sollen? Nein! Dann würde die Eingewöhnungsphase heute anstehen und ich würde mehr verpassen als die Vorstellungsrunde.

Charlie übernimmt Punkt 9 Uhr Sebastian und ich gehe in die Tagungsräume. Nadja erklärt uns das Open-space-Konzept, draußen weint Sebastian. Ich bin hin und her gerissen. Soll ich rausgehen? Ist das richtig? Ich will ja wieder zurück ins Tagungsgeschehen, Sebastian wird mich aber nicht gehen lassen wollen. Vielleicht beruhigt er sich aber nicht mehr, wenn ich jetzt nicht gehe. Charlie muss denken, dass ich ihr die Betreuungsarbeit nicht zutraue, wenn ich ständig rauslaufe. Sie macht das nicht zum ersten Mal, sie weiß mit Kindern umzugehen. Gläschen hat sie ja. Sebastian hat ja keine festen Essenszeiten, Kinder sollen essen, wenn sie Hunger haben, das geht manchmal ganz schnell bei ihm. Ob ich doch nicht mal nachsehen soll? Ich tue es nicht, nur wenn es gar nicht anders geht und das Schreien alle Wände durchdringt, oder ich glaube, dass es so ist. Und das fällt mir wirklich nicht leicht ...

Nadja fesselt bei ihrer Vorstellung des Konzepts einer frei entstehenden Tagung, die nur das Oberthema als Vorgabe hat. Alles andere bestimmen die Teilnehmerinnen, die nur ein Gesetz (Das Gesetz der zwei Füße) befolgen müssen und die das in zwei Erscheinungsformen tun können: die fleißige Hummel und der sich entspannende Schmetterling. Nach der Kaffee-Pause geht es richtig los. Arbeitsgruppen werden gebildet, aber vorher: Schmetterlingszeit.

Statt zu entspannen sehe ich schnell nach Sebastian. Es geht ihm gut, er lacht mit Charlie, die mit ihm und den anderen Kindern alle Hände voll zu tun hat. Im Kinderzimmer wuselt und krabbelt es. Zum Glück kann sich Nele-Sophie schon sehr gut alleine beschäftigen und malt.

Die Konvergenzrunde beginnt. Wir schlagen Themen für Arbeitsgruppen vor, entgegen meinem Gefühl »mir fällt sowieso nichts ein« das ich sonst immer auf Tagungen mit mir herumschleppe, brennt mir die Frage: »Wie kann frau Wissenschaftlerin und Mutter zugleich sein?« auf den Nägeln und ich werde zur Einberuferin für diese Frage. Auch andere Vorschläge treffen auf mein Interesse, ich weiß gar nicht so recht wo ich überall hingehen soll. Der Nachmittag wird ein Wechsel zwischen unterschiedlichsten Themen in entspannter Arbeitsatmosphäre. Alle Kinder sind gemeinsam zum Spaziergang, ich kann arbeiten und genieße das Herumhummeln.

Abends ist Bauchtanz-Workshop. Ich nehme Sebastian im Tragetuch mit. Es scheint ihm Spaß zu machen. Irgendwann schläft er ein, ich kann mich jetzt also so richtig austoben. Um zehn Uhr ist der Abend zu Ende. Das »Nacht-Stillen« ist angesagt, aber es fällt mir nicht schwer zu gehen. Ich hatte einen tollen, ausgefüllten Tag.

Samstag, zweiter Tagungstag, Projektrunde.

Wie »gewohnt«, die Übergabe von Junior erfolgt nach dem Frühstück. In den Arbeitsgruppen sind bisher viele Ergebnisse entstanden. Während der Projektrunde nehme ich mir einen Block Schmetterlingszeit und sitze auf dem Balkon. Unten spielen Mio, Nele, Jennifer und Charlie Fußball. Sebastian sitzt im Wagen und amüsiert sich, ich genieße das Zusehen aus der Ferne. Habe ich es geschafft loszulassen? Ich hoffe ja. Ich war immer diejenige, die sofort weiter arbeiten wollte, auch mit Kind. Gearbeitet habe ich auch den ganzen Sommer, aber zuhause. Anträge für ein Postdoc-Stipendium zwischen den Stillmahlzeiten zu schreiben habe ich irgendwie nicht als Arbeit aufgefasst. Ich habe dabei nichts verdient, war nie außer Haus, habe Sebastian immer selbst betreut. Also ist diese Tagung auch die erste Gelegenheit das Loslassen zu üben und ich gebe zu, es fällt mir nicht so leicht. Und hier finde ich Gleichgesinnte. Erfahrene Mütter, deren Kinder schon älter sind, berichten von ihren Sorgen und Nöten, dem allzeit schlechten Gewissen, eine Rabenmutter zu sein, wenn frau versucht ein Projekt abzuschließen. Der Austausch tut gut.

Am Abend findet die Ehrung der fertigen Doktorinnen statt. Mein persönliches Highlight. Ich bin froh dass es diese Tradition gibt. Genau vor einem Jahr habe ich abgegeben (schöner Zufall), aber richtig abgeschlossen habe ich mit meiner Arbeit immer noch nicht. Zwar gab es eine Übergabe der Doktor-Urkunde in Köln, aber ich mußte zu dieser Zeit mit vorzeitigen Wehen zuhause auf dem Sofa liegen. Doch anscheinend darf ich auch heute abend nicht so richtig meinem Glück frönen.

Charlie und Jennifer kümmern sich rührend um Sebastian, aber er schreit und weint und will nicht von mir weg, obwohl das vor fünf Minuten noch ganz anders war. Jetzt, als es auf die Ehrung zugeht, zieht er alle Register, mir das »Weggehen« schwer zu machen. Ich laufe zwischen » die Feier beginnt gleich«, »Können wir anfangen?« und »SCHHHHH, schlaf endlich ein« hin und her, um weder das eine noch das andere richtig zu machen zu können. Wir beginnen mit der Feier, ich höre Sebastian draußen schreien. Mir geht es dabei nicht gut. Irgendwann ist er eingeschlafen und ich kann endlich abschalten und die wunderschöne Laudatio von Sibel genießen mitsamt der weisen Frau, der Verleihung von Doktorhut und Hexenbesen, dem Anschnitt der »Stein der Weisen-Torte«. Pünktlich um zehn: »Nacht-Stillen«.

Sonntag morgen fahre ich sehr früh nach Hause, bzw. weiter nach Regensburg. Ich weiß, man muss das nicht machen, mit einem kleinen Kind eine Tagung zu besuchen, aber ich wollte unbedingt teilnehmen und ich bin froh, das getan zu haben.

Alles ist wieder gepackt, das Windelpaket ist kleiner geworden, trotzdem komme ich mir vor wie ein Packesel auf Weltreise. Der Besen, den ich seitlich an meinem Rucksack befestigt habe, ruft Reaktionen hervor. Der Taxifahrer fragt interessiert nach der Art der Tagung, in Magdeburg staunen die wartenden Fahrgäste mit offenem Mund. Zu gerne hätte ich mir ein »Nein, ich kann nicht fliegen – Schild« um den Hals gehängt. Nur einmal umsteigen in Braunschweig, dann habe ich es geschafft.

Nach dem Besuch der Tagung habe ich mir in Göttingen eine Tagesmutter gesucht. Sebastian besucht sie jeden Tag vier Stunden, in denen ich Zeit für mich, Bewerbungsschreiben und andere Projekte habe. Ich habe gelernt, dass ich nur eines wirklich gut machen kann, entweder wissenschaftlich arbeiten oder mein Kind betreuen! Beides ist harte Arbeit, wenn frau selbst das auch nicht immer sehen will.

ALLEINERZIEHENDE MÜTTER UND TRENDS IN DEN US-AMERIKANISCHEN UND DEUTSCHEN SOZIALHILFE MASSNAHMEN

Dorian Woods

1996 traten in den USA neue Gesetze in Kraft (Transitional Aid for Needy Families), die die Rechte von armen alleinerziehende Frauen in den USA drastisch beschnitten haben. Mich interessiert, wie diese Veränderung zustande kamen und außerdem frage ich mich, ob es möglich sein könnte, auch in anderen Ländern, wie beispielsweise in Deutschland einen Trend zu Kürzungen in spezifischen Maßnahmen für Alleinerziehende zu finden. Hier konzentriere ich mich auf die vorausgehende Frage nach Trends in sozialen Policies¹ für alleinerziehende Mütter in zwei Ländern mit verschiedenen Modelltypen: den USA (einem liberalen und »gender sameness«-Typ) und Deutschland (einem korporatistisch-konservativen und starkem Ernährermodell-Typ).

Mein Interesse an alleinerziehenden Müttern und Policies, die sie betreffen, ist wahrscheinlich für Feministinnen offensichtlich – denn ich beobachte einen genderisierten Aspekt des Wohlfahrtsstaates. Die Situation einer alleinerziehenden Mutter verdichtet die Verantwortlichkeit von Berufstätigkeit und »care work« (also Erziehungsarbeit oder Kinderbetreuung) auf eine Person. Deshalb werde ich mich auf zwei ausgesuchte Rahmenbedingungen alleinerziehender Mütter konzentrieren: 1.) dem Bereich der Sozialhilfe und 2.) dem Bereich der Familienpolitik.

THEORETISCHE RAHMENBEDINGUNGEN

Die theoretischen Ansätze, die die Vereinbarkeit von Care-Arbeit und Erwerbsarbeit in der Entwicklung von Wohlfahrtsstaaten zu erklären versuchen, bewegen sich auf verschiedenen Ebenen. Es ist notwendig, folgendes zu verstehen: 1.) die Umver-

1 »Policies« ist ein politilogischer Fachbegriff. Policies sind Maßnahmen der Politiksteuerung; sie umfassen Gesetze, Programme, Initiativen, Verwaltungsvorschriften und Regelungen jeder Art.

teilungsmodelle der Wohlfahrtsstaaten und 2.) besondere Rahmenbedingungen für Familientypen. Mit diesen beiden Blickwinkeln hoffe ich, zu einem Verständnis der Auswirkungen bestimmter Policies auf die Situation alleinerziehender Mütter zu gelangen.

Normalerweise ist Sozialhilfe die letzte Resource in dem Dekommodifizierungsprozess der Erwerbsarbeit in den USA und in Deutschland. Nach Gosta Esping-Andersen hängt die Entwicklung der Umverteilung in den USA von der Arbeitsstruktur ab und davon, ob man »gute« oder »schlechte« Jobs hat². Gute Jobs bedeuten in den USA, vom Arbeitgeber gut versorgt zu werden – zumindest so lange es möglich ist, angemessene Bezahlung und Sozialleistungen auszuhandeln. Für diejenigen mit schlechten Jobs oder ohne Job (also arbeitslos) wird die Versorgung nach Bedürftigkeit geregelt.

Die sich darin abzeichnende fehlende staatliche Policy für Familien folgt einer Logik, die O'Connor, Orloff und Schaver als »gender-sameness« beschreiben³. Dies ist eine Einstellung, die alle so behandelt, als seien sie männliche Arbeitnehmer, die keine sichtbare Familie zuhause haben. Bei Einstellungsverhandlungen oder Beförderungsverhandlungen sollen hier die ArbeitnehmerInnen so viel Geld und Sozialzuschläge aushandeln, die ihren jeweiligen Bedarf an Care-Leistungen abdeckt. Die Sozialversorgung lastet somit in diesem Modell auf einer individuellen Ebene bei den einzelnen ArbeitnehmerInnen. Diejenigen der alleinerziehenden Mütter, die »gute« Jobs haben, sind in der Lage, Krankenversicherung, Arbeitslosenversicherung, Mutterschutzprogramme, Kinderbetreuung oder ähnliche Leistungen durch ihren Arbeitsplatz zu gewährleisten – die Verhandlungserfolge bei diesen Lohnnebenleistungen hängen davon ab, wie »gut« der Arbeitsplatz ist. Die alleinerziehenden Mütter mit »schlechten« Jobs sind nicht automatisch gegen Risiken oder Familienbedürfnisse abgesichert. Sie sind sehr stark dem Risiko der Arbeitslosigkeit ausgesetzt – in die sie schnell hineingeraten, wenn sie es nicht mehr schaffen, sich in einem schlecht bezahlten Job ohne Sozialleistungen über Wasser zu halten.

Diese zweigeteilten Umverteilungsmechanismen sind in Deutschland nicht so extrem wie in den USA. Trotzdem sind diese Redistributionsmaßnahmen wie in den USA stark an das Erwerbsarbeitsschema gebunden, wie Esping-Andersen für die korporatistisch-konservativen Regimes beschreibt. Deutschland konzentriert sich auf Versicherung und eine »Einzahlung« in das System. Mit Subsidiarität wird dann auch erwartet, dass die Individuen und Organisationen ihre Mitglieder und

2 Esping-Andersen, 1990, 55

3 O'Conner, Orloff, & Shaver, 1999, 15.

Angehörigen unterstützen. Andererseits gibt es hohe Steuern und breite Umverteilungen, begründet auf dem Solidaritätsprinzip.

Jane Lewis und Ilona Ostner beschreiben Deutschland in Bezug auf Familienpolitik als ein starkes Ernährermodell – in dem die Sozialleistungen der Mütter hauptsächlich durch den Erwerbsarbeitsstatus ihrer Ehemänner abgedeckt werden⁴. Nach Birgit Pfau-Effinger hat sich dieses Modell etwas gewandelt, weil verheirateten Müttern manchmal erlaubt wird oder weil sie ermutigt werden, Teilzeitbeschäftigungen einzugehen⁵.

Was bedeuten diese allgemeinen Systeme für die besonderen Policies für alleinerziehende Mütter? Nachdem ich einen Überblick über die institutionellen Redistributionsmechanismen und die Rolle von Familien-Policies gegeben habe, möchte ich mich nun den spezifischen Veränderungen von Policies für alleinerziehende Mütter in Deutschland und den USA widmen.

USA

Es kann gesagt werden, dass die USA eine einzigartige politische Beziehung zu alleinerziehenden Müttern hat. Alleinerziehende Mütter sind sowohl in den politischen Diskussionen allgemein, als auch insbesondere in den Plänen für Sozialpolitik finanziell Bedürftiger sehr stark vertreten. Die USA scheuen sich nicht, Programme für »Problemgruppen« zu erstellen. Zum Beispiel ist die Zahl von armen Alleinerziehenden von 3,3 Millionen im Jahr 2000 auf 3,5 Millionen gestiegen, die Armutsrate für Alleinerziehende blieb bei 26,4 Prozent⁶.

Schon seit der Einführung der Sozialhilfe im Jahr 1935 gibt es in den USA das Interesse, Sozialpolitik auf Zielgruppen oder Problemgruppen von finanziell Bedürftigen zu konzentrieren. Diese Frühphase des ADC Programms (Aid to Dependent Children) war hauptsächlich mit dem Wohl des Kindes begründet. Hier waren, nach Linda Gordon, auch nicht alle alleinerziehenden Mütter in die Unterstützung des Staates aufgenommen; schnell wurden Policies für Witwen in allgemeinere Programme (»Social Security«) miteinbezogen. Andere alleinerziehende Mütter jedoch gingen leer aus⁷.

4 Lewis & Ostner, 1994.

5 Pfau-Effinger, 1999.

6 US Census 2002, 22.

7 Gordon, 1994.

Hier waren die Bedingungen für Sozialhilfe eine »sittsame« Haushaltsführung und keine Erwerbsarbeit. Diese Bedingungen konnten von vielen Einwanderinnen nicht erfüllt werden, die zu dieser Zeit in die USA kamen. Ebenfalls waren die afrikanisch-amerikanischen Frauen von der Unterstützung durch diese Policies ausgeschlossen, die auf den Großfarmen der Südstaaten zum Mindestlohn arbeiteten. Denn damit waren sie nicht in der Lage zu zeigen, dass sie keine Erwerbsarbeit hatten. Zusätzlich gab es Social Security (oder das öffentliche Rentensystem) des New Deal nicht für diejenigen, die in der Landwirtschaft oder als Dienstmädchen arbeiteten. Die meisten dieser Jobs werden von afrikanisch-amerikanischen Frauen ausgeführt.

Entwicklungen in den USA zeigen uns, dass die oben genannten Einschränkungen abgeschafft wurden. In den 70er Jahren wurde das Sozialhilfeprogramm erweitert und der Kreis der Berechtigten ernsthaft vergrößert. In dieser Zeit gab in den USA einen weiteren Trend, der alleinerziehende Mütter dazu bewegen sollte, in die Arbeitswelt zurückzugehen: das Earned Income Tax Credit Programm. Diese Maßnahme ist auch heute noch in Kraft. Darin werden niedrige Löhne von erwerbstätigen Eltern durch Steuerentlastungen erhöht. Die Trends der 80er und 90er Jahre bestärkten die Arbeitsethik der Sozialhilfe für alleinerziehende Mütter, d.h. die Forderung, Sozialhilfe müsse durch Arbeit »verdient« werden.

Die letzte Gesetzänderung von 1996 hat die Rechte von alleinerziehenden Müttern auf Sozialhilfe drastisch eingeschränkt. Wie der Name schon sagt, »Transitional Aid for Needy Families« (TANF), ist es ein zeitlich beschränktes Übergangshilfssystem, durch das die Bedürftigen jeweils nur zwei Jahre lang Sozialhilfe beziehen können und dies insgesamt für maximal fünf Jahre ihres Lebens. Zur Zeit gibt es kein Recht auf Sozialhilfe, sondern die einzelnen Bundesstaaten können entscheiden, ob Individuen Sozialhilfe zugesprochen werden soll und ob sie an lokalen Arbeitsprogrammen teilnehmen müssen. Die Einschränkungen sind dramatisch. Wenn sozialhilfebeziehende Mütter schwanger werden, bekommen sie für das Baby keine Unterstützung. Legale Einwanderinnen bekommen überhaupt keine Sozialhilfe mehr, obwohl ihnen nach der alten Regelung ab drei Jahren Aufenthaltsdauer Unterstützung zuteil wurde. Wenn die Mutter den Namen des Vaters ihres Kindes nicht nennt, oder wenn das Kind in der Schule fehlt, kann die Sozialhilfe gekürzt werden. Obwohl Unterhaltszahlung für Kinder ein heiß diskutiertes Thema ist, gab es kaum Initiativen, um das Auffinden von Vätern ernsthaft rechtlich durchzusetzen.

Es gibt aber auch Versuche, Niedriglohnarbeit stärker auf die Bedürfnisse von Eltern abzustimmen: Mütter in dem TANF-Programm behalten ihre Krankenversi-

cherung. In der Übergangsphase zwischen dem Ausscheiden aus der Sozialhilfe und dem Einstieg in die Erwerbsarbeit bleibt die Krankenversicherung ebenfalls erhalten. Einzelne Bundesstaaten haben sich dafür eingesetzt, Kinderbetreuungsangebote für bedürftige Familien zu erweitern. Wie hoch Kinderbetreuung jedoch bezuschusst wird und ob diese staatlich geförderte Kinderbetreuung für die Eltern wirklich bezahlbar ist, ist eine kontroverse Debatte. Die mittlerweile von den Bundesländern verwalteten TANF-Sozialhilfe-Arbeitsprogramme variieren sehr stark zwischen den einzelnen Ländern, denn diese können die Programme frei gestalten.

DEUTSCHLAND

Obwohl das Problem von sehr armen alleinerziehenden Familien nicht gering ist und 28,3 Prozent alleinerziehender Mütter 1997 Sozialhilfe bekommen haben⁸, sind sie für die Sozialpolitik eine weniger auffällige Gruppe. Statt dessen fallen die meisten Regelungen für alleinerziehende Mütter unter die generellen Policies für alle Mütter oder Familien. Und im Vergleich zu den USA gibt es mehr Familienpolicies. Das Mutterschutzgesetz sowie Sozialpolitik und Wohngeld und gesetzliche Krankenversicherung machen viel aus. Insgesamt bietet Deutschland differenziertere Familienpolicies bezüglich der Geldzuweisungen, Steuererleichterungen, bezahltem und unbezahltem Elternurlaub und öffentlicher Kinderbetreuung. Das Konzept eines »Familienlastenausgleichs« wäre in den USA unvorstellbar.

Aber erreichen die vielen Policies alle? Die Familienpolicies sind sehr auf die Ehe konzentriert. Obwohl die Policies für Familien ziemlich generell gehalten sind, sind sie doch nicht für alle gleich. Einige Policies gelten auch für Familien mit hohem Einkommen, wie die Steuerfreibeträge des Kindergeldes und der neue Betreuungsfreibetrag. Für andere Leistungen muss Bedürftigkeit nachgewiesen werden. Für Kinder, die nach dem 1. Januar 1993 geboren wurden, wird nur noch dann Erziehungsgeld bezahlt, wenn deren Eltern ein geringes Einkommen nachweisen.

Einige Trends: Durch Gesetzesänderung werden Väter nun stärker mit einbezogen, zum Beispiel kann der Erziehungsurlaub mehrmals getauscht werden. Diese Einbeziehung von Vätern in die Betreuungsarbeit ihrer Kinder ist an sich begrüßenswert. Jedoch bringt diese Regelung auch Nachteile für die Mütter mit

8 BMA 2001, 3.

sich: das Sorgerecht ist den Müttern weniger sicher, Betreuungsfreibetrag ist nicht sicher, usw.

In der Sozialhilfe gibt es keine Policies, die nur für alleinerziehende Mütter gelten. Stattdessen sind die Policies, die auf sie zutreffen, mit der Erziehung des Kindes verbunden. In dem Subsidiaritätsprinzip wird von alleinerziehenden Müttern verlangt, die Kindererziehung zu Hause durchzuführen, bevor staatliche Hilfe angeboten wird. Deshalb sind die alleinerziehenden Mütter finanziell auf die Hilfe von Anderen angewiesen, zum Beispiel vom Ex-Ehegatten, von den Großeltern oder dem biologischen Vater. Nur anschließend wird staatliche Hilfe möglich. Hierdurch, so schreiben Hauser und Klett-Davis, werden alleinerziehende Mütter als Abhängige gesehen und der Staat spielt die Rolle des starken Ernährers, wenn sonst niemand vorhanden ist⁹. Dies gilt zumindest für die ersten Lebensjahre des Kindes. Denn wenn die Kinder älter als drei Jahre sind, werden die Mütter angehalten, eine Erwerbsarbeit zu finden. Hierzu passt der Trend, dass seit 1996 Kinder ab drei Jahren das Recht auf einen Kindergartenplatz haben.

Auch wenn Deutschland im Vergleich zu den USA in den 1990ern viel stabiler geblieben ist, gab es wichtige Reformen der Sozialhilfe und der Arbeitslosenversicherung. Großzügige Arbeitslosenunterstützung wurde zunächst begrenzt, was zur Folge hatte, dass viele von der Arbeitslosenunterstützung in die Sozialhilfe rutschten. 1990 wurde die Warenkorbmethode durch das Statistikmodell ersetzt, dadurch wurde die Sozialhilfe ein bisschen gekürzt.

Die Regelungen zur Hilfe zur Arbeit haben sich in den 1990ern verschärft. 1993 führte das »Gesetz zur Umsetzung des Föderalen Konsolidierungsprogramms« Strafen für Sozialhilfeempfänger und Empfängerinnen ein, die sich weigerten zu arbeiten. Es sah vor, dass das Sozialamt Zahlungen nicht nur kürzen könne, sondern solle. Ein Jahr später betonte ein »Zweites Gesetz zur Umsetzung des Spar-, Konsolidierungs- und Wachstumsprogramms« die Bereitschaft zur Arbeit als eine Voraussetzung für Sozialhilfe. Dieses Gesetz gab den Sozialämtern die Möglichkeit, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für Sozialhilfeempfänger und -empfängerinnen zu schaffen oder deren Arbeitsbereitschaft zu prüfen (§20, Abs. 1 BSHG). Im Juli 1996 erhielten die Sozialämter die Verantwortung für die Bestrafung derjenigen, die Arbeitsangebote ablehnten. In diesen Fällen waren die Sozialämter nun verpflichtet, die Zahlungen zu kürzen (§18-20, 25 BSHG). In den 1990ern wurde die Sozialhilfe zu einem Kontrollmechanismus über die Arbeitswilligkeit von AntragstellerInnen¹⁰.

9 Vgl. Hauser, R.; 1992, und Klett-Davies, M; 1997, 193.

10 Herweg, 1999.

Bei Verweigerung zumutbarer Arbeit ist es möglich, dass der Regelsatz um 25 Prozent gekürzt wird, auch für Alleinerziehende. Manchmal können Alleinerziehende Gründe für eine Zurücknahme der Kürzungen geltend machen, z.B. wenn sie trotz Arbeitswilligkeit keine Kinderbetreuung finden konnten. Aber bis das Kind drei Jahre alt ist, brauchen alleinerziehende Sozialhilfeempfängerinnen nicht zu arbeiten. Durch Gerichtsentscheide ist es darüber hinaus möglich, dass Erwerbsarbeit der Mütter nicht erzwungen werden kann, so lange das Kindeswohl gefährdet ist.

Gebhardt und Jacobs argumentieren, dass Alleinerziehenden ein unverhältnismäßig hohes Maß an Unterstützung zukomme. Da z.B. der Bezug von Erziehungsgeld keine Kürzung von Sozialhilfe um den Betrag des Erziehungsgeldes zur Folge hat und es einzelne Leistungen für bestimmte Ausgaben der Kinderbetreuung gibt [gab] (Stichwort Mehrbedarf), erreichten sozialhilfebeziehende alleinerziehende Mütter ein »Niveau mittlerer Arbeitseinkommen«¹¹ und würden somit keineswegs unter das Mindesteinkommens fallen.

Die Reformen aus den Jahren 1993 und 1996 ermöglichen den Kommunen, Sonderprogramme für Sozialhilfeempfänger und -empfängerinnen einzuführen. Weil immer mehr Arbeitslose aus der Arbeitslosenversicherung in die Sozialhilfe hineingekommen sind, besteht das Interesse, dass die Sozialhilfeempfänger und -empfängerinnen schnell wieder zurück in den Arbeitsmarkt gehen, und zwar mindestens für ein Jahr. Denn dadurch würden sie wieder in die Verantwortung der Arbeitslosenversicherung auf Bundesebene fallen, sollten sie wieder arbeitslos werden.

SCHLUSSFOLGERUNG

In beiden Staaten, den USA und Deutschland, wurden Sozialprogramme gekürzt. Diese Einschränkungen wurden mit ähnlichen Argumenten begründet wie z.B. man müsse auf dem globalen Markt konkurrenzfähig sein. In letzter Zeit gab es auch in Deutschland die Anschuldigung, dass die Arbeitslosen faul seien. Seit den 1990ern gab es auch auf Länderebene aktive Bemühungen, Programme zur Arbeitsverpflichtung von SozialhilfeempfängerInnen einzuführen und zu evaluieren.

11 Gebhardt, T./Jacobs, H.; 1997, 620.

Wie sich dies alles auf alleinerziehende Mütter auswirkt, ist jedoch unterschiedlich, obwohl ich annehme, dass beide Länder interessiert sind, alleinerziehende Mütter in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Die Erwartungen unterscheiden sich nur in dem Zeitpunkt, WANN diese Mütter arbeiten gehen sollen. In den USA betonen die Sozialhilfeprojekte sehr stark den »Peitschen-Aspekt« der Policies für alleinerziehende Mütter. In Deutschland dagegen wird momentan die »Zuckerbrot-Seite« vergleichsweise noch stärker betont, wenn die Projekte der Arbeitsbeschaffung von SozialhilfeempfängerInnen in der Experimentierphase eher freiwilliger Art und teilweise selbst initiiert waren. Kinderbetreuung war ein teurer Teil dieser Programme in USA und Deutschland – es bleibt abzuwarten, ob der Aufwand für die Kinderbetreuung durch solche Policies langfristig übernommen werden wird.

Im Ganzen betrachtet besteht wahrscheinlich keine Gefahr von »Amerikanisierung« deutscher Sozialhilferegulungen, insbesondere in Bezug auf alleinerziehende Mütter. Dagegen sprechen Einstellungen in Deutschland, dass ein Kind seine Mutter in den ersten Jahren auf einer Vollzeitbasis braucht. Selbst nach den Schwierigkeiten durch die Wiedervereinigung scheint es keine Einschränkungen bei der Unterstützung armer alleinerziehender Mütter zu geben, damit diese Frauen ihre Kinder zu Hause versorgen können.

Für die USA bin ich nicht so optimistisch, dass sie sich Deutschland angleichen würden. Obwohl es 1993 eine erste Geburts- und Elternurlaubs-Policy in den USA gab, war diese Regelung unbezahlt, und auf die privilegierteren 40% der Arbeitswelt beschränkt. Die Spaltung zwischen denjenigen mit guten Arbeitsplätzen und denen mit schlechten Jobs wurde nicht aufgehoben. Maßnahmen wie die Ausdehnung des Earned Income Tax Credit Steuerprogramms (zur Aufstockung geringer Einkommen) und auch die geforderte, wenn auch nicht immer realisierte öffentlich finanzierte Kinderbetreuung haben meiner Meinung nach nichts geändert.

LITERATUR:

- Annesly, C.; Reconfiguring Women's Social Citizenship in Germany: The Right to *Sozialhilfe*; the Responsibility to Work. In: German Politics, Vol. 11, No. 1, London, April 2002, S. 81 – 96.
- Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung; Sozialhilfe in Deutschland. Entwicklung und Strukturen. Bericht des Statistischen Bundesamtes. Berlin 2001.
- Esping-Andersen, G.; The Three Worlds of Welfare Capitalism. Cambridge and Oxford 1990.
- Gebhardt, T./Jacobs, H.; (1997). Amerikanische Verhältnisse? Sozialhilfe in den USA und Deutschland: Ein Vergleich aus historischer, institutioneller und rechtlicher Perspektive. Zeitschrift für Sozialreform, 43(8) 1997. S. 597-634.
- Gordon, L.; Pitied But Not Entitled. Single Mothers and the History of the Welfare State. Cambridge, Massachusetts 1994.
- Hauser, R.; Germany. In: Roll, J. (Ed.); Lone Parents in the European Community – The 1992 report to the European Commission. London 1992. S. 24-25.
- Herweg, B.; Der Wohlfahrtsstaat im Prozess der Umstrukturierung. Ein Vergleich der Veränderungen der Sozialhilfe in Deutschland und den USA. Diplomarbeit an der Freien Universität Berlin 1999.
- Klett-Davies, M.; Single Mothers in Germany: Supported Mothers Who Work. In: Duncan, S./Edwards, R. (Eds.); Single Mothers in an International Context: Mothers or Workers? London 1997. S. 179-215.
- Lewis, J./Ostner, I.; Gender and the Evolution of European Social Policies. ZeS-Arbeitspapier, 4/94, 1994. S. 3-62.
- O'Connor, J. S./Orloff, A. S./Shaver, S.; States, Markets, Families. Gender, Liberalism and Social Policy in Australia, Canada, Great Britain and the United States. Cambridge 1999.
- Pfau-Effinger, B.; Change of Family Policies in the Socio-Cultural Context of European Societies. Comparative Social Research, 18, Oslo 1999. S. 135-159.
- Proctor, B./Dalaker, J.; Poverty in the United States. Current Population Reports 2001. P60-219. US Census Bureau. Washington, DC: US Government Printing Office 2002.

Geschlechter- forschung

DER ORT UND DAS ICH.

FRAUEN IN DER WISSENSCHAFT ODER WEIBLICHE SUBJEKTPOSITION IM RAUM DER WISSENSCHAFT

Charlotte Wahler

Forschende Frauen hat es in der Geschichte der Wissenschaft immer wieder gegeben, jedoch als große Ausnahme. Die Geschichte der Wissenschaft zeigt sich bis heute als eine männliche Geschichte. Erst seit kurzer Zeit dürfen Frauen studieren, an den hierarchischen Strukturen und der dazugehörigen geschlechtsspezifischen Raumverteilung im Wissenschaftsbereich hat sich ›nicht wirklich‹ etwas geändert.

Welche Implikationen birgt diese so schlichte Tatsache für das heutige, sich als weiblich empfindende Subjekt im Forschungsbetrieb? Und ist der Geist wirklich geschlechtsneutral?

Ist es möglich (oder überhaupt notwendig?), sich gleichzeitig als leibliches Subjekt und als Forscherin im Wissenschaftsbetrieb zu empfinden?

Die Ablehnung von Frauen bzw. von Weiblichkeit ist auch im Raum der Wissenschaft kein Nebenwiderspruch, sondern sie liegt diesem strukturell zugrunde. Die Konstruktion des christlich-abendländischen logos, d.h., unsere Art zu denken, ist zutiefst geschlechtsspezifisch begründet. Die unterschiedlichen Schwierigkeiten, die dem schreibenden (forschenden) Ich als weiblichem begegnen, sind in diesen Strukturen verankert – aber vielleicht gelingt es ja, die Leinen loszumachen und mit dem Kahn namens ›Wissenschaft‹ auf wilde Fahrt zu gehen ...

Schon die Metaphern sind geschlechtsspezifisch belegt: das wilde Meer die Weiblichkeit der Steuermann besonnen untadelig immer auch der Herr der Lage. Vergessen wir das nicht und

»... dass nichts, was sich jemals ereignet hat, für die Geschichte verloren zu geben ist².« – also auch nicht die Erfahrung und die Geschichte von Frauen.

Wissen ist immer auf spezielle Weise verkörpert. Unsere Körper und unser Bewusstsein konstituieren sich aus der gesamten bewussten und unbewussten

1 Vgl. Theweleit, Klaus, Buch der Könige, Bd. 1, S. 510.

2 Benjamin, Walter; Über den Begriff der Geschichte. In: Sprache und Geschichte. Philosophische Essays. Stuttgart 1992, S. 142.

Tradition christlich-abendländischer Kultur. »Über das Verhältnis zum eigenen Körper und zu anderen menschlichen Körpern entwickelt sich die Beziehung jedes menschlichen Körpers zur übrigen Objektwelt und aus dieser die Sprechweise dieser Körper von sich, den Objekten, den Beziehungen zu den Objekten³.« Damit stellt sich die Frage, ob der Körper Zeugnis ablegt über eine ›natürliche Sprache‹ oder eine ›geschichtliche Schrift‹ und wie das ›auf den Leib geschriebene‹, diese Art Schrift, die kulturelle Produktion am lebendigen Leib zur Sprache gebracht werden kann.

Für männliche und weibliche Körper gelangen hierbei aber jeweils unterschiedliche Bilder, Vorstellungen und Normen zur Wirkung, zum einen sozial vermittelt, zum anderen der Organisation des Alltags strukturell zugrunde liegend.

Die Lebenswelten von Männern und Frauen, sind – bei aller Angleichung – immer noch unterschiedlich, Körperbild und Identität knüpfen sich bei Frauen und Männern an unterschiedliche *Körpererfahrungen*. d.h., die (Wissenschafts-)Geschichte nagt ganz unterschiedlich an den Körpern von Männern und Frauen – am *eigenen Leib*.

IM ANFANG WAR DAS WORT ...

Die Konstruktion des christlich-abendländischen logos ist geschlechtsspezifisch konnotiert von ›Anfang‹ an: im göttlich-männlichen Prinzip des ›unbewegten Bewegers‹ und der passiv-weiblichen Materie (Aristoteles). Das Problem ist nicht, dass die Frauen dem Bereich der Natur zugeschrieben wurden, sondern dass die Natur (als Materie) weiblich konnotiert als Gegenpol zum abstrakten (männlichen) Geist begriffen wurde (und wird).

Traditionell wird der Beginn unserer Zivilisation in eins gesetzt mit der Entstehung der Schrift. ›Im Anfang war das Wort‹, und zwar das *geschriebene Wort*. Erst durch die bleibende Schrift konnten Religionen entstehen, die von der Ewigkeit sprechen und dem Menschen als Individuum jene Unsterblichkeit verheißen, die die ›Religionen des Buches‹ – Judentum, Christentum und Islam verkünden. Erst mit der Niederschrift der kulturellen Tradition konnte der Unterschied von Vergangenheit und Gegenwart bewusst werden, die zyklische Zeitauffassung unterbrochen werden. »Die Vergangenheit des Vergangenen hängt also von einem

3 Theweleit, Klaus; Männerphantasien 1, S. 33.

historischen Empfindungsvermögen ab, das sich ohne dauerhafte schriftliche Aufzeichnungen kaum zu entwickeln vermag. Eine Schrift aber bewirkt ihrerseits Veränderungen in der Überlieferung anderer Elemente des kulturellen Erbes⁴.« Beim Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit ändert sich auch der soziale Charakter des Wissens: in den oralen Kulturen wird es von den Alten repräsentiert, deren Weisheit aus der langen Vertrautheit mit den Traditionen stammt; in einer literalen Kultur werden dagegen die Ideen der Jüngeren hochgeschätzt, die über die hergebrachten Wissensbestände hinausgehen. Die Bedeutung des Individuums ist ein Hauptzug der literalen Kultur⁵.

»Im Hinblick auf die Religionen fällt auf, dass missionierende Religionen, die Religionen mit Absolutheitsanspruch, allesamt Religionen des Buches sind⁶.« Die Mitgliedschaft in diesen ›Quasi-Stammesgruppen‹ als ›Brüder im Geiste‹ führte umgekehrt zu einer Schwächung der primären Verwandtschaftsbande⁷. Die matrilinearen Verwandtschaftsbeziehungen kippten mit der Installation des Gottvaters; an diesem Punkt musste, ebenso wie es jetzt für die ›biologische Revolution‹ prognostiziert wird, eine völlige Neustrukturierung der Gesellschaftsordnung stattgefunden haben, jene Geschichtsschwelle, die den ›Anfang‹ bezeichnet.

Für die Entstehung der patriarchalischen Ordnung sind vielerlei Gründe angegeben worden, auf die ich hier nicht näher eingehen werde. Die ›Herrschaft der Väter‹ beruht zum einen in der realen Herrschaft des einen Geschlechts über das andere, zum andern aber ist der Begriff missverständlich, weil es weniger um die leibliche Vaterschaft geht als um den Entwurf einer ›anderen‹, patrilinearen Genealogie, um die Erzeugung und Hervorbringung einer immateriellen und damit unsterblichen Welt. Diese Geisteswelt bezeichnet Christina von Braun »Kathedrale des logos⁸«, diesem Bild gemäß ist der Raum der Wissenschaft der Altarbereich, in dem die Priester ihren nahen Kontakt mit dem logos zelebrieren.

In der ›Vorstellungswelt des Patriarchats‹ wird die Welt von einem Gott erschaffen und der Mensch geht nach seinem Tod ins ›ewige Leben‹ ein. Diese Vorstellung leugnet die Wahrheit der sinnlich wahrnehmbaren Realität, insbesondere das Wissen um die Zeugungs- und Geburtsvorgänge; statt an das Sichtbare glaubt man an das, was man nicht wissen kann. In dieser ›projektiven Vorstellungswelt‹ werden Wunsch-Bilder entwickelt, die die Menschen verwirklicht sehen möchten, wie etwa

4 Goody, Jack/Watt, Ian; S.73.

5 Vgl. ebenda, S. 113.

6 Ebenda, S. 27.

7 Ebenda, S. 27.

8 Vgl. von Braun, Christina; S. 11.

das der Unsterblichkeit. Dieses Bild hat sicherlich für beide Geschlechter gleichermaßen faszinierende Wirksamkeit.

In Gegensatz dazu ließe sich für das ›Matriachat‹ eine ›spiegelbildliche‹ Vorstellungswelt denken, in der die Mythen und das Denken ein Spiegelbild der Natur und ihrer sinnlich erfahrbaren Gesetze sind, in der Kultur nicht als Gegensatz zur, sondern als Spiegelbild der Natur konzipiert ist, in der Mann und Frau Naturgesetze *darstellen*. In den patriarchalen Rollenzuweisungen vollzog sich der Wandel dahingehend, dass der Mann zum (denkenden) ›Menschen‹ wurde und die Frau als Natur zum Naturgesetz, an das es wiederum zu glauben galt und das damit als ›Projektionsfläche‹ zur Verfügung stand.

Als ›weibliche‹ Vorgeschichte ist die Zeit vor unserer Zeitrechnung jedoch von der ›richtigen Geschichte‹ abgespalten und kann bei Bedarf als Paradieskonzeption hervorgeholt werden, als Bedürfnis nach einem ›verschütteten Ursprung‹. »Dass dieser ›Ursprung‹ in dem Maß, wie er vorgetragen wird, ein nachträglicher sein muss, stets aufs neue beschworen, nie erreicht werden kann, gehört zu diesem Schema dazu. Denn als ›Ursprung‹ einer ›Vorzeit‹, einer Zeit ›vor‹ der Zeit, kommt er immer schon zu spät, weil er nur ›in‹ der Zeit auftreten kann, die dann als ›Verfallszeit‹ begriffen wird⁹.«

Wie ›Geschichte‹ sich eben auf Arbeit und Aneignung beziehen lässt, so verweist ›Vorgeschichtliches‹ auf die vergessene Herkunft des Menschen aus der Materie, aus der Mutter, die einem ›zufällt‹.

Indem das Weibliche in den Raum des Vorgeschichtlichen verwiesen und so abgetrennt wurde – wie im Übrigen ja auch in der Freudschen Psychoanalyse und ihren Nachfolgern betrieben – wird ›Ursprungssehnsucht und Paradiesvorstellung zu einem ›freien‹ Raum, der sich jedoch nur dem erschließt, der im väterlichen logos zuhause ist. Mit dem Raum der Wissenschaft hat dieser ›freie Raum‹ des projektiven Denkens ganz sicher etwas zu tun, denn hier findet ja die Erschaffung der neuen und künstlichen Welt(wirklichkeit) statt. Als Cyberspace materialisiert er sich heute für den ›fortschrittlichen‹ Geist.

Im Anfang war das Wort: als geschriebenes Wort wird die Schrift selbst zur (geschlechtsneutralen?) Mamaterie (freudsche Fehlleistung meinerseits).

9 Treusch-Dieter, Gerburg; Hochzeit, S. 3f.

UND DAS WORT IST FLEISCH GEWORDEN

Der Geist nun, der (männliche) logos, der vermeint, aufgrund der Loslösung von der Ma(ma)terie die wirkliche Wirklichkeit (d.h., ganz im platonischen Sinne die Welt der Ideen) zu erblicken, erschafft das Neue, nicht nur eine neue Sichtweise, sondern eine neue Welt, in der wir nicht mehr Teil der Natur sind sondern höchstens eben noch den diversen *Naturgesetzen unterworfen*. Die Zukunft – und damit auch die Linearität der Zeitvorstellung – beginnt. In dieser Schöpfung liegt der ›göttliche‹ Anteil, in dem Gott und Mann in eins gesetzt sind, die Gesetze der Natur als willkürlich und veränderbar betrachtet werden. Die Geburt aus der Mutter ist als Naturgesetz gerade eben noch relevant gewesen, mit dem Fortschreiten der Biotechnologie wird sie hinfällig¹⁰.

In dieser ›kathedralen‹ Konstruktion ist das Weibliche also auf die Seite der Materie verwiesen, als konkrete Individuen haben Frauen zu Beginn unserer Kultur keinen Anteil am (männlichen) Logos und der dadurch geschaffenen Kunst-Wirklichkeit¹¹. Auf der ›positiven‹ Seite der geschichtlichen Überlieferung dienen Frauengestalten zur Darstellung von Tugenden, Wissenschaften oder Künsten. Diese geschlechtliche Personifikation des Abstrakten bewirkt einerseits die Verlebendigung einer Idee für die Vorstellung. »Andererseits – als Kehrseite dieses Vorgangs – wird die Imagination der Frau entindividualisiert und enthistorisiert. Das Bild der Frau verweist, indem es für einen Begriff steht, auf kein Subjekt und keine Geschichte¹².« Sie wird zum Zeichenkörper, Körper der Repräsentation, und ist so an die Verdrängung der Frau als Subjekt aus der Geschichte gebunden. In diesem Vorgang wird auf der negativen Seite zum einen die Opferung des realen weiblichen Körpers betrieben, zum andern aber wird per definitionem der geopfert Körper an sich in der Symbolik des Weiblichen verankert.

Im Gesetz dieser Repräsentationsordnung des Logos, der eine Opferstruktur eingeschrieben ist, unterliegt immer das Weibliche (als Repräsentantin des Lebendigen), auch der Opfer gewordene Mann trägt die Zuschreibungen des Weiblichen: schwach oder dumm, vernichtungswürdig, weil triebhaft, irrational, krank. Der Jude, der Intellektuelle, der Schwarze, der Ausländer, der Entartete ...

Innerhalb der Konstruktion dieser ehrwürdigen Kathedrale des Logos müssen die statischen Bedingungen liegen für eine ›faschistische‹ Art und Weise, Realität

10 Vgl. Treusch-Dieter, Gerburg, Von der sexuellen Rebellion, S. 206f.

11 Seit Platon und Aristoteles ist dies »in der Welt«.

12 Weigel, Sigrid; S. 167.

zu produzieren¹³. Die Sache ist also keineswegs einfach, vor allem, wenn es um die Frage geht, wie diese Gesetze *in der Gegenwart* wirken.

Das Konzept vom vollkommenen (perfekten) (gottgleichen) Menschen, im Diskurs von Theologie, Politik und Wissenschaft immer wieder modifiziert, liegt in seiner historischen Verdung unserer gesellschaftlichen Realität als kollektives Imaginäres zugrunde. (Und auch immer dort, wo der Ruf »Wir sind die besseren Menschen« ertönt.)

Wohlgemerkt, hier kann immer nur die Rede von Frauen- bzw. Weiblichkeitsprojektionen oder vom »sozialen Konstrukt« Frau sein. Die Bestimmung des »anderen« Geschlechts ist eingebunden in eine asymmetrische Dichotomie, die als Herrschaftsbeziehung funktioniert.

Wir suchen hier nicht das, was »weiblich« ist, sondern es soll den Spuren im kulturellen Wandel der Selbst- und Fremdbilder gefolgt werden, auf denen das Weibliche zum Bild oder Zeichen wird. So wird der Blick ermöglicht auf die Strukturierung unserer Wahrnehmung und unserer Erfahrung, auf die Muster des Imaginären.

Für die ökonomistische Denk- und Sichtweise, die in der christlich-abendländischen Gesellschaftsordnung eine ausschließende Relevanz erlangt hat für die Herstellung von Realität, spielen Frauenbilder eine weitaus wesentlichere Rolle als reale Frauen. »Überhaupt müssen die Korrespondenzen betont werden, die zwischen derart kulturellen Effekten und der Zurichtung, Ausbeutung, Verwertung der zum bloßen Arbeitsvermögen reduzierten körperlichen Produktivkräfte bestehen. Die Ökonomie war das eigentliche Feld einer massenhaften Zurichtung der Körper, unter Betonung ihres Maschinenhaften¹⁴.«

In Sprache und Schrift, in der Begrifflichkeit und Wertung, in der Wahrnehmung und der Perspektive, in der Bestimmung des Gegenstands und dem daraus Ausgegrenzten sind geschlechtsspezifische Bedeutungen cathedral verwoben, d.h. zum Zwecke der Konstruktion einer sich von mater-Materie unabhängig entwerfenden autonomen männlichen Schöpfung. Ich schreibe, also bin ich – Mann. Das Werk, das schreibend geschaffen wird, entbindet mich vom Geschlecht: im »geistigen« Schöpfungsprozess verblasst die »materielle« Gebärfähigkeit der Frau, auf die sie als »Geschlechtswesen« sowieso reduziert ist, bis zur Unsichtbarkeit; je mehr »geistige Väter« irgendeiner Sache auftauchen, umso weniger geschlechtlich sind sie, d.h. mit der Abwesenheit der Frau, des Weiblichen im Geistigen wird die

13 Vgl. Theweleit, Klaus; Männerphantasien 1, S. 226.

14 Kamper, Dietmar; Wiederkehr, S. 13f.

Geschlechtlichkeit des Denkenden hinfällig, der Mann definiert sich als Geschlechtswesen nur in Hinblick auf die Frau¹⁵. In den Gefilden des Geistes wandelt das ›denkende, also seiende‹ ICH befreit vom Körper und damit befreit von der Geburt durch die Mutter. Mit der Auslöschung des Geschlechtswesens kommt das monotheistische Prinzip im Subjekt zur Wirkung.

Auch Walter Benjamin beschreibt die auf diese Weise funktionierende Schriftproduktion: »Die Schöpfung nämlich gebiert in ihrer Vollendung den Schöpfer neu. Nicht seiner Weiblichkeit nach, in der sie empfangen wurde, sondern an seinem männlichen Element. Beseligt überholt er die Natur: denn dieses Dasein, das er zum ersten Mal aus der dunklen Tiefe des Mutterschoßes empfing, wird er nun einem helleren Reich zu danken haben¹⁶.« In diesem Licht zeigt sich die unmögliche Autorposition der Frau: der Autor (engl. Urheber, Schöpfer) als Instanz ist männlich.

Die berühmte Gretchenfrage ist also eigentlich eine Johannfrage.

Die ganze Tragik dieser Konzeption zeigt sich aber erst in Zusammenhang von Schöpfungsphantasien und Körperfeindlichkeit, die auch Ablehnung des Geborens aus der Mutter heißt und die auch dem Ausbeutungsverhältnis des Menschen zur Materie zugrundeliegt. Darauf kann noch genauer eingegangen werden, ebenso auch auf die Frage, wann und wie der Körper Widerstand zeigt gegen die Zumutungen einer entmaterialisierten Geistigkeit.

Für die Vor- und Darstellbarkeit einer weiblichen Subjektposition im Wissenschaftlichen Raum ergibt all das eine ungeheure Kompliziertheit: beim ich-schreiben erschaffe ich mich also männlicherweise neu, beim ich-sagen aber bin ich immer schon konstituiert durch den Logos und sein Verhältnis zur Materie. Definiert von Anfang an als Materie, ist die Stimme der sprechenden Frau Stimme der Materie, materielle Stimme, sprechende Materie, die sich (bestenfalls) im dia-logos befindet mit der (männlichen) Stimme des als Mann realisierten Geistes, wie bspw. Ingeborg Bachmanns Undine. Oder aber jener dialogische Prozess läuft *innerhalb eines Ichs* als zwei dialektisch miteinander verbundene Positionen ab wie z.B. in Bachmanns Malina, wo in einer Vielfalt wechselnder Szenarien und Beleuchtungen die Konstellation dieses dia-logos zuletzt genau hin zu jenem Mord führt, der als ›Opferhandlung‹ der Aufrechterhaltung dieser Repräsentationsordnung dient. Ich denke, also bin ich – Sieger.

15 Z.B. Rousseau schrieb: »Der Mann ist nur in gewissen Augenblicken Mann, die Frau ist ihr ganzes Leben lang Frau.« In: Emile, S. 726 Damit sind nicht unbedingt nur, wie ich früher meinte, soziale Hierarchien verbunden, sondern es geht um die Konstruktion denk-systemimmanenter Positionen, in denen der Frau eben kein untergeordneter Platz zugewiesen wird, sondern gar keiner.

16 Benjamin, Walter; Ges. Schriften IV/I, S. 438.

...und Besiegte zugleich? Die Frau, bzw. das Sexualwesen an sich stellt sich dar als das Besiegte, das jedoch anscheinend schweigend oder unbewusst sprechend nach einem ›anderen Anfang‹ sucht¹⁷.

D.h, in diesem dia-logos, in dem die geschlechtliche Zugehörigkeit und die daraus resultierende Hierarchie bereits festgelegt ist, kann ich nur in der Ausblendung, bzw. unter Missachtung meines bio-logos zur Position des ich-schreibens gelangen und damit teilhaben an der herrschenden Vernunft. Ich denke, also bin ich – keine Frau. Ver-rückt, nicht wahr?

WIR UND WARUM WIR?

Das Ich, das schreibt und sich keineswegs als jenes autonome, körperlose Konstrukt begreifen kann, sondern verbleibt, bzw. versucht zu verbleiben in der Abhängigkeit und Verbindung zur Körperlichkeit, ist angekoppelt an den Fakt der Geburt aus der Mutter¹⁸. Im Versuch, diese Körperlichkeit zu *erfahren* als eine doppelte Abhängigkeit, die sich gegenseitig aufhebt, kommt es zu einer Umkehr bisheriger Betrachtung (*zu einer Freiheit des Blicks*): Die als Überwindung von Körper-Grenzen imaginierte technische Anstößelung an Geräte (Telefon, Auto uvm.) erweist sich als *Wunsch*, endlich (von innen) an diese Grenzen zu gelangen, endlich angekommen zu sein, im Ich, zuhause. Damit zeigen sich die christlich-abend-ländischen Projektionen, mittels ›Prothesen‹ Gottgleiches tun zu können¹⁹, nämlich bspw. fliegen, ALLES sehen oder hören zu können usw., als traurige Bilder jener Erfahrungsarmut, die immer wieder darauf hinweisen, dass das einmal gekonnt wurde: wahrnehmen und erleben mit allen Sinnen: ich.

Das ich, das schreibt, hat nebenbei auch die Veränderungen des Schreibprozesses durch die Technologie zu reflektieren. Der Zusammenhang von Liebe, Schreibmaschine und Literaturproduktion ist bei Theweleit und Kittler²⁰ bereits aufgezeigt bis hin zu der Frage, ob es möglich ist, die Produktionen eben ›nicht im Menschenopfer fundieren zu lassen‹.

17 Vgl. von Braun, Christina; S. 458 und auch Cixous, Helene; Zirkulation, S. 46ff.

18 Vgl. Benhabib, Seyla; in: List/Studer, S. 464.

19 Vgl. Freud, Sigmund; Unbehagen, S. 222.

20 Kittler, Friedrich; Aufschreibesysteme 1800/1900 und Theweleit, Klaus; Könige, S. 81ff.

Die Frage: Wer denkt, wer schreibt da? während des Lesens immer wieder zu stellen, erweist sich als Schlüssel für das Verstehen. Die Erfahrungstheorie Walter Benjamins, der Wert darauf gelegt hat, nie *ich* zu schreiben, klärt sich erst im Kontext seines ›realen‹ körperlichen Daseins als Intellektueller. Bei Klaus Theweleit führt diese Fragestellung wiederum dazu, Literatur als durch Kopf *und* Körper gegangene ›eigene‹ Wirklichkeit zu entziffern und auf diese Weise zu neuen Erfahrungsmöglichkeiten zu gelangen. Eine so praktizierte Interdisziplinarität über die Grenzen des Wissenschaftlichen hinaus lässt Literatur zu einer ›heutigen‹ Intensität gelangen, in der das lesende Ich sich körperlich nicht zu vergessen braucht, oder aber, sich wieder zu spüren bekommt. Die Sprache bleibt zwar das Medium, jedoch als neue Erfahrung, die eine Vermittlung auch ausserhalb des sprachlichen Raums impliziert. Und dies wirft wiederum die Frage auf nach einem Wir-Gefühl, das *auch* ausserhalb des sprachlichen Raums existiert. Besser kann ich das vorerst nicht ausdrücken.

Karl Kraus sagte einmal von Freud: Ihm gebührt das Verdienst, in die Anarchie des Traums eine Verfassung eingeführt zu haben. Aber es geht darin zu wie im alten Österreich. Recht hat er, finde ich. Dass ›Väterchen‹ Freud niemals ›ozeanische Gefühle²¹‹ erleben durfte, war von fataler Bedeutung für die Entstehung und die Geschichte der Psychoanalyse. (Ödipus wäre vielleicht baden gegangen).

Die Frau, das ›ichschwache Körperkonstrukt‹, betritt weiblicherweise mit oppositionellem Bewusstsein den Raum der Wissenschaft und erkennt, dass sie, als das ›Anderer‹ konzipiert, zur Konsolidierung der kritisierten Hierarchien beiträgt. Von wo aus schreiben? Wo ist der Ort weiblicher Opposition?

Hier kommt das Problem der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit ins Spiel. Voraussetzung für den Auftritt in der Öffentlichkeit ist, dass ich mir selbst im Privaten gehöre (d.h., beim Blick auf mein Selbst habe ich schon die Subjekt-Objekt-Hierarchie eingenommen, in der das große ICH das kleine ich vermeintlich im Griff hat²²), um so im Öffentlichen als Person sowieso nur Repräsentantin dieser Subjektkonstruktion (BeHERRscherin meines Ichs) sein zu können. Doppelmoral z.B. entsteht meines Erachtens genau an dieser Schnittstelle Subjekt – Öffentlichkeit, von der aus sie aber ebenso gut auch als subversives Moment wirken kann. Die scheinbare Trennungslinie zwischen Öffentlichkeit und Privatheit zieht sich wie ein roter Faden durch die(se) Geschichte.

21 Vgl. Freud, Sigmund; Unbehagen, S. 197 und auch: Theweleit, Klaus; Männerphantasien 1, S. 258ff.

22 Vgl. auch: von Braun, Christina; S. 14.

Die weibliche Suche nach Gegenbildern oder eigenen Identitätskonzepten erweist sich oft genug als Wiederholung oder Variation alter Muster, die in den herrschenden imaginären Strukturen befangen bleiben oder als »naive Sehnsucht nach der Rückkehr von unwiederbringlich verlorenen Momenten der Subjekt- oder Kulturgeschichte, von denen wir doch nur ein sehr rudimentäres, versunkenes Wissen, vielleicht nur eine Ahnung besitzen. Die Frage, ob Frauen ein anderes Imaginäres haben (...) lässt sich jedenfalls nicht einfach mit ja beantworten²³.«

Die Tatsache, dass »Frauen kein Bild davon und keine Erinnerung daran haben, was eine Frau war oder sein könnte vor bzw. *außerhalb* einer männlich geprägten und überlieferten Geschichte²⁴«, ist zwar desillusionierend, aber sie verweist ja gerade erst auf einen Ort außerhalb, von dem aus ein »verrückender« Blick möglich wäre. Die Einsicht, »dass wir in der Ordnung bleiben müssen, dass es den Austritt aus der Gesellschaft nicht gibt²⁵«, eröffnet so zumindest eine Perspektive: »Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten. Dass wir es erzeugen, dieses Spannungsverhältnis, an dem wir wachsen, darauf, meine ich, kommt es an; dass wir uns orientieren an einem Ziel, das freilich, wenn wir uns nähern, sich noch einmal entfernt²⁶.«

Dieses Spannungsverhältnis will ich hier vorläufig als Motor weiblichen Forschens bezeichnen, denn an diesen Nicht-Ort ebenso gebunden wie an die gesellschaftliche Ordnung, entwickeln wir die LUST oder auch die Notwendigkeit, weiter zu gehen (zu forschen. zu rudern.)

KURZER AUSFLUG IN DIE PSYCHOANALYSE ODER DER WUNSCHFLUSS DES UNBEWUSSTEN

(»Oh diese Menschen von ehedem haben verstanden zu träumen und hatten nicht erst nöthig, einzuschlafen²⁷«)

Nach Deleuze/Guattari wird das menschliche Unbewusste als Produktivkraft verstanden, die nicht eine besondere psychische Realität produziert, sondern die gesellschaftliche Realität.

23 Weigel, Sigrid; S. 261.

24 Ebenda, S. 262.

25 Bachmann, Ingeborg; Wahrheit, S. 76.

26 Ebenda.

27 Nietzsche, Friedrich; zit. nach: Duerr, H.-P.; S. 184.

Der Wunschfluss des Unbewussten steht in Gegensatz zur Freudschen Ich-Bildung, die von ihm als Kulturarbeit mit der ›Trockenlegung der Zuydersee‹ verglichen wird²⁸; er soll hier nur kurz definiert werden als der unbewusste Strom, der sich auf die ›Erfahrung des Nicht-Mangels im Strömen der Lust am eigenen Leib‹ gründet²⁹.

Gewünscht wird nicht der ödipale Inzest, sondern der ›intensive germinale oder germinative Strom‹: »Der intensive germinale Strom ist der Repräsentant des Wunsches, auf ihn richtet sich die Verdrängung; die extensive ödipale Figur ist dessen entstelltes, verschobenes Repräsentiertes, der von der Verdrängung hervorgerufene Köder oder das Trugbild, das den Wunsch vollkommen zudeckt³⁰.«

Das Ödipus-Prinzip ist also selbst der Fetisch, das Trugbild, eine Deckerinnerung. Der Fetischismus des Ödipus-Prinzips als gesellschaftliche Realität verweist darauf, dass der Phallus nicht der einzige Signifikant der Geschichte und der symbolischen Systeme wäre: »*Signifikanter* (nur verdrängter) wäre das Loch, das Rauschen, die Verschlingung, die Leere, in die die ›Geschichte(n)‹, das Leben immer wieder gefallen wären: die Körper auslöschend und sie programmierend zugleich³¹.«

Oder eben auch der Fluss, der verschwenderische Strom, der ohne Mangel und ohne Berechnung die Gewissheit (nicht die Idee) von Glück wäre.

»Erst mit der Errichtung des ödipalen Genital-Primats konstituiert sich jene Identität des Einen und Gleichen, die als phallische Logik des Habens oder Nicht-Habens (des Penis) und damit des ausgeschlossenen Dritten zugleich all unsere Denkformen, die gesamte abendländische Logik und Philosophie und unsere gesellschaftliche Ordnung bestimmt, die im Kapitalismus ihren bislang vollendetsten Ausdruck gefunden hat. Denn Erkenntnis und Identität sind in dieser Vorstellung nur als ein Haben denkbar, als Besitz, der sich zugleich Bewusstsein nennt. Was in dieser Logik nicht aufzugehen vermag, was nicht bereit oder fähig ist, diese Verdrängungsleistung zu vollbringen, überdauert in den Bereichen der Phantasie, des Traums, in der Erfahrung des Schönen, in der Kunst und in der Liebe und ebenso sehr in allen Formen des Wahnsinns und der Schizophrenie – alles in allem in der Erfahrung der Aura³².« Wobei sich das Phänomen der Aura nicht in eine festumris-

28 Vgl. Theweleit, Klaus; Männerphantasien 1, S. 264f.

29 Ausführlicher schreibt Klaus Theweleit in Männerphantasien 1, S. 261ff über die Ströme, die Wünsche, die Lust.

30 Deleuze, Gilles/Guattari, Felix; S. 208.

31 Theweleit, Klaus; Könige, S. 295.

32 Stoessel, Marleen; S. 148.

sene Definition eingrenzen ließe, weil sie die grenzüberschreitende Bewegung des Wunsches selber ist.

Unsere Körper, unsere Glieder, unsere nicht dem Bewusstsein gefügigen Sinne bewahren die Erinnerungsgehalte auf, die uns heute nur noch zufällig ins Bewusstsein treten. Diese ›unbeherrschbaren‹ Sinne verweigern sich dem ödipalen Dreieck, sie springen über die Grenzen, sie fließen und wirbeln Erinnerungsgehalte auf, die sich vorzugsweise da am Bewusstsein ankoppeln, wo Wirklichkeitssinn noch mit einem ›Möglichkeitssinn‹ ausgestattet ist, d.h., das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.

Die Libido als ›Unbewusstes‹ rückt als ›das nicht so leicht Systematisierbare, das scheinbar nicht so einfach sich der Ordnung Unterwerfende, das Emotionale, Fließende und Ungreifbare‹ in die Nähe des Weiblichen, bzw. verbindet sich mit den Imaginationen von Weiblichkeit, die Konstruktion des männlich-menschlichen Ichs gleichzeitig erschütternd und stabilisierend.

In dieser Überblendung von Weiblichkeit und Unbewusstem lassen sich die Bilder von Frauen, lässt sich die *Bildwerdung* von Frauen erklären als Materialisierung *männlicher* verdrängter Lust, d.h., nicht die Frau (als Abbild in unzähligen Variationen an den Kiosken bspw.) ist das Lustobjekt, sondern die in die Frau projizierte eigene, entfremdete Geschlechtlichkeit ist (unerreichbares) Objekt der Begierde. Damit verbunden ist häufig die Ineinssetzung von Weiblichkeit und der Utopie einer besseren, lustvolleren Welt. Bis in den Raum der Wissenschaft hinein wird die Frau, als Vorstellung des Anderen schlechthin, zur Hoffnung auf Befreiung, als wären Frauen fähig, unvermittelter, ungespaltener bereits einen Teil richtigen Lebens im falschen zu leben. So wird es schwierig, der Gefahr einer erneuten Mythenbildung zu entgehen, in der das ›Weibliche‹ als utopischer Gegensatz zur ›Realität‹ festgeschrieben wird, in der die Frau zum Ozean wird, in dem die ekstatischen Gefühle sich austoben können.

DER WUNSCH ALS FORSCHUNGSANTRIEB

Walter Benjamin schreibt in seinen geschichtsphilosophischen Thesen vom historischen Materialisten, dem ein Katastrophenbewusstsein zu eigen ist, das ihn – verkürzt formuliert – nicht nur intellektuell, sondern ›mit allen Sinnen‹ (innerviert) nach Erlösung suchen lässt.

»Denn was er an Kulturgütern überblickt, das ist ihm samt und sonders von einer Abkunft, die er nicht ohne Grauen bedenken kann³³.«

Dieses Katastrophenbewusstsein (das durchaus auch ein KatastrophenUNbewusstsein sein kann) und der Wunsch nach Veränderung ist m.E. einer der Hauptmotoren, der uns an die Altäre treibt, d.h., an die relevanten Stellen im Raum der Wissenschaft, denn das Grauen der Frauen ist ein historisch anderes, die körperliche *Erfahrung* von Welt war in d(ies)er Geschichte immer gänzlich unterschieden zwischen ›männlich‹ und ›weiblich‹.

Bei der Untersuchung der geschlechtsspezifischen Kategorie des Schauens, des Blicks zeigt sich die verschwundene Perspektive des ›Anderen‹ als ein Pol, von dem aus Frauen bzw. ›Weiblichkeit‹ sichtbar werden in der Geschichte. Aus der Spannung zwischen diesen Polen können sich jene Konstellationen entwickeln, in denen feministische Theorie mit den Spielarten der überlieferten wissenschaftlichen Diskurse in dialektische Beziehung tritt.

Der Wunsch als erfahrungsbildende Kraft sprengt den homogenen Verlauf der Geschichte, er lässt uns aufwachen: »Die Verwertung der Traumelemente beim Erwachen ist der Schulfall des dialektischen Denkens. Daher ist das dialektische Denken das Organ des geschichtlichen Aufwachens³⁴.« Es bewegt sich in der Konstellation, in der die eigene Epoche zu der Geschichte der zivilisierten Menschheit, jenem ›Fünftel der letzten Sekunde der letzten Stunde des Tages‹, steht. Die Jetztzeit, die in »einer ungeheueren Abbeviatur die Geschichte der ganzen Menschheit zusammenfasst³⁵,« führt als *Erfahrung* zu jenem Aufwachen, das wahrscheinlich Rudi Dutschke meinte, der mit glänzenden Augen rief: »Wir sind keine hoffnungslosen Idioten der Geschichte³⁶!«

»Aller Wunsch spielt in Verbindungen – zwischen Leuten, zwischen Leuten und Geräten, einem Menschen und einem ›Medium‹, Menschen und ›Natur‹, einem Auge und einem Gegenstand, zwischen Mund und Ohr, Hirn und Hades, Haut und Luft ... und dazwischen ist ein Zwischen – und in diesem Zwischen gibt es etwas, das keinem der Beteiligten allein gehört und das niemand *allein* erzeugen kann: Unerwartetes, eine Schönheit, ein Überfluss oder auch ein Schrecken, die mit dem Zweck, mit den Absichten der jeweiligen Produktion nichts zu tun haben, nicht aus ihnen hervorgehen, nicht unter sie subsumierbar sind³⁷.«

33 Über den Begriff von Geschichte, These VII.

34 Benjamin, Walter; zit. nach: Stoessel, M.; S. 162.

35 Benjamin, Walter; Über Geschichte, S. 153.

36 Leider kann ich die Fundstelle dieses Bildes nicht genau nachweisen, ich glaube, es war im Fernsehen ein Interview mit Günter Gaus.

37 Theweleit, Klaus; Könige, S. 485.

Die Wahrnehmung der Aura als grenzüberschreitende Bewegung des Wunsches selbst beinhaltet jenen schockhaften Moment der Stillstellung der Gedanken, in dem die Dinge uns ansehen, in dem ›die Natur die Augen aufschlägt‹. Der fotografische Blick verliert sich im ›sich anschauen lassen‹. Das nicht-*haben-können* der auratischen Erfahrung verbürgt für immer die Nicht-Inbesitznahme durch kapitalistische, warenweltliche Interessen. Erinnerung in ihrer letzten Schicht ist nicht mehr Bild, sondern Innervation des Körpers mit all seinen Sinnen.

In dieser Innervation zeigt sich historisch die Position der Frau als Subjekt der Geschichte, indem sie – als Hysterikerin – die herrschende Vernunft entlarvt als bewusstseinszerstörend: »Im hysterischen Delirium kehrt sie in die Vergangenheit zurück, schwingt sich in die Zukunft, alle Zeiten sind ihr Gegenwart. All diese ausgefallenen Ideen entspringen ihrem Geschlecht« (Denis Diderot)³⁸. Die Parallelen zu Benjamins Geschichtsbegriff werden deutlich in dem Moment, in dem sich die dem ›Geschlecht‹ entsprungenen ›ausgefallenen Ideen‹ als ›eigene‹ Wunschproduktionen offenbaren, als Erkenntnis, dass es notwendig ist, sich aus den herrschenden Lebens- und Denkweisen zu entfernen, aus der Ordnung von Bedeutungszuschreibungen auszubrechen, um wahrnehmen, entziffern zu können, auch unter der Gefahr, der Verrücktheit/Subversion/Häresie bezichtigt zu werden. ›Narrenfreiheit‹ gibt es ja nur im Rahmen der vorgegebenen Ernsthaftigkeit, d.h. es geht um eine andere Freiheit. Sie würde dem weiblichen Subjekt einen wissenschaftlichen Raum ermöglichen, der sich nicht nur im ›bedenken‹ erschöpft, sondern in dem sie sich in körperlich-sinnlicher Erfahrung dem Grauen aussetzt, das der Abkunft der Kulturgüter eingeschrieben ist.

In diesem Sinn würde auch die Schrift, d.h., in unserem Zusammenhang das Schreiben, das uns im Raum der Wissenschaft etablieren soll, diese Schrift, die »die die Vernichtung des ichs – durch die Trennung von Geist und Körper – ermöglicht (...) nunmehr zum Verteidiger eines ichs, das sich zur reinen Geistigkeit bekennt, um seiner Verwandlung in einen Kunstkörper zu entgehen³⁹.« Sie würde zwar keine Rückkehr erlauben, aber die *Erinnerung* daran, dass es den ungeschriebenen Körper einmal gab und dass er anders war. Und sie wird zum Zeugnis dafür, dass das Sexualwesen trotz alledem noch nicht ganz zum Verschwinden gebracht ist.

38 Zitiert nach: Weigel, Sigrid; S. 129.

39 von Braun, Christina; S. 469.

Die Einschreibung der Geschichte in den menschlichen Körper impliziert auch die Einschreibung jenes ›Wunschstromes‹ als historische Bewegung, deren Energieteil wir heute noch sind. Dies meint Walter Benjamin mit seiner ›messianischen Kraft‹, die uns mitgegeben ist⁴⁰. Der Hauch, der ›um die Früheren gewesen ist‹, verbindet sich mit ›jetziger‹ Atemluft zur lebendigen Einheit, in der Subjekt und Objekt sich auflösen in »einer herrschaftsfreien Beziehung in dem Sinn, wie Benjamin sie andernorts andeutet: »Naturbeherrschend werden wir einer Sache habhaft, in der Aura bemächtigt sie sich unser⁴¹.« Mit anderen Worten: In dem Moment, wo jegliche Herrschaftsabsichten aufgegeben werden, wächst die Fähigkeit, dass wir die Aura der Dinge atmen, dass die Musik *uns* tanzt. »Erinnre dich! Und der dürre Gesang deiner Sehnsucht wird Fleisch⁴².«

LITERATUR:

- Bachmann, Ingeborg; Malina. Frankfurt/M. 1971.
Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar. München 1981.
Werke. Hg. von Koschel, Christine/von Weidenbaum, Inge/Münster, Clemens; 4 Bde. München 1978.
- Benhabib, Seyla; Der verallgemeinerte und der konkrete Andere. In: List, E./Studer, H. (Hg.); Denkverhältnisse. Frankfurt/M. 1989, S. 454 ff.
- Benjamin, Walter; Über den Begriff von Geschichte In: Sprache u Geschichte. Philosophische Essays. Stuttgart 1992, S. 141 ff.
- von Braun, Christina; NICHTICH. Lüge, Logik, Libido. Frankfurt/M. 1985.
- Cixous, Hélène; Die unendliche Zirkulation des Begehrens. Berlin 1977.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Felix; Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I. Frankfurt/M. 1974.
- Duerr, Hans-Peter; Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation. Frankfurt/M. 1984.
- Freud, Sigmund; Das Unbehagen in der Kultur. In: Studienausgabe Bd. IX, S. 191 ff. Frankfurt/M. 1974.
- Goody, Jack/Watt, Ian/Gough, Kathleen; Entstehung und Folgen der Schriftkultur. Frankfurt/M. 1986.

40 Benjamin, Walter; Über Geschichte, S. 142.

41 Stoessel, Marleen; S. 48.

42 Bachmann, Ingeborg; Werke, Bd. 1, S. 267.

- Kamper, Dietmar; Macht und Ohnmacht der Phantasie. Darmstadt 1986.
- Kittler, Friedrich; Aufschreibesysteme 1800/1900. München 1992.
- Rousseau, Jean Jaques; Emile oder über die Erziehung. Stuttgart 1965.
- Stoessel, Marleen; Aura. Das vergessene Menschliche. Zu Sprache und Erfahrung bei Walter Benjamin. München 1983.
- Theweleit, Klaus; Buch der Könige 1; Orpeus (und) Eurydike. Frankfurt/M. 1988.
Männerphantasien. Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte; Bd. 2: Männerkörper – Zur Psychoanalyse des weißen Terrors. Reinbek 1977.
- Treusch-Dieter, Gerburg; Die heilige Hochzeit. Studien zur Totenbraut. Pfaffenweiler 1997.
Von der sexuellen Revolution zur Gen- und Reproduktionstechnologie. Tübingen 1990.
- Weigel, Sigrid; Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur. Reinbek 1990.

MIGRATION – EIN WEG FÜR FRAUEN – IN DER LITERATUR:

ZEITGENÖSSISCHE MIGRATIONSROMANE KARIBISCH-US-AMERIKANISCHER AUTORINNEN IM KONTEXT VON GESCHLECHTERFORSCHUNG¹

Margarethe Herzog

I. MIGRATIONSROMANE ALS GENDERSPEZIFISCHE LEBENSENTWÜRFE

Als Lebensentwürfe zwischen zwei Welten betrachte ich eine Auswahl von Migrationsromanen karibischer Autorinnen in den USA. Dabei handelt es sich um fünf Prosatexte aus den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts, in denen Migrationsgeschichten zwischen der spanischsprachigen Karibik und den USA in Form von Familienchroniken über drei Generationen hinweg erzählt werden: »How the García Girls Lost Their Accents« (New York, 1991) und »¡Yo!« (New York, 1997) von Julia Alvarez, »América's Dream« (New York, 1996) und die Memoiren/Autobiographie »When I Was Puerto Rican« (New York, 1993) von Esmeralda Santiago, schließlich »Dreaming in Cuban« (New York, 1992) von Cristina García².

In den fiktionalen Texten der drei Autorinnen werden in Schilderungen der Lebenswege und Lebensbedingungen von Migrationsfamilien zwischen traditionellen Lebensformen und perspektivischen Lebensbestimmungen Auseinandersetzungen über Geschlechterrollen und Generationenwechsel im Leben zwischen zwei Kulturen geführt. Auktoriell, handlungsimmanent und literaturwissenschaftlich liegt es nahe, diese Texte im Rahmen von Frauenschreiben und Geschlechter-

- 1 Auszüge des vorliegenden Artikels entstammen meiner Dissertation »Lebensentwürfe zwischen zwei Welten. Migrationsromane karibischer Autorinnen in den USA«, publiziert im Peter Lang Verlag, Frankfurt et.al. 2003.
- 2 Im weiteren verweise ich auf die Romantitel bzw. Autorinnen wie folgt: *How the García Girls Lost Their Accents* bzw. *¡Yo!* von Julia Alvarez (JA I bzw. JA II), *When I Was Puerto Rican* und *América's Dream* von Esmeralda Santiago (ES I und ES II), *Dreaming in Cuban* von Cristina García (CG).

forschung zu verorten. Denn bezogen auf die genannten drei Ebenen können diese Migrationsromane

- als fiktionale Zeugnisse dreier Autorinnen als einer exemplarischen Migrantinnengeneration angenommen werden;
- die literarischen Texturen als die Darstellungen besonderer Charaktere und ihr Leben in der Migration betrachtet werden;
- und schließlich die darin präsentierten Diskurse und Schreibweisen mit Gender konnotiert zwischen Kultur- und Literaturwissenschaft untersucht werden.

An der Schnittstelle von Fiktionalität und Authentizität, von internationalem Buchmarkt und Genderforschung tritt als Frage- bzw. Problemstellung auf: Wie werden durch diese Migrationsromane Zuschreibungen zu Geschlechtern und Geschlecht(er) als Zuschreibungen zwischen Kulturen bzw. im Kulturenkonflikt präsentiert? Welche Bilder und Rollen von Frauen und Männern als MigrantInnen werden entworfen? Und in wie weit werden hier neue Impulse aus der Forschung bzw. für die Forschung und Öffentlichkeit angesichts eines brisanten Themas gegeben?

II. KULTURRÄUME UND GESCHLECHTERZUSCHREIBUNGEN

Wie die Autorinnen, die – Cristina García geboren auf Kuba, Esmeralda Santiago, aufgewachsen in Puerto Rico und Julia Alvarez aus der Dominikanischen Republik – in den USA leben, bewegen sich auch die ProtagonistInnen der Migrationsromane zwischen zwei Kulturräumen: zwischen der Herkunftskultur im spanisch-karibischen Raum und der Gastkultur USA.

In den verschiedenen Kulturen werden unterschiedliche Entwicklungsprozesse durchlaufen. So sind in die verschiedenen Räume diverse Erlebnisse, Erfahrungen und Erinnerungen eingeschrieben. Diese prägen die/den Einzelne/n kulturell und spiegeln zugleich zurück auf die jeweilige Kultur. Die Definition der Einzelnen durch die Kulturräume, ihre Definition in diesen und die Wahrnehmung der Kulturräume fallen signifikant geschlechtsspezifisch aus. Dies macht sich in Rollenzuschreibungen und im Rollenverständnis bemerkbar.

Rollenverständnis und Rollenverhalten im karibischen Kontext

Deutlich ist in den Migrationsromanen eine Auseinandersetzung mit traditionell unterschiedlichen Rollen von Frauen und Männern als Zuschreibungen in der Geschichte und Gegenwart karibischer Länder zu erkennen³.

Julia Alvarez stellt in ihren beiden Romanen eine Familie aus der dominikanischen Oberschicht in den Vordergrund. Punktuell werden hier Auseinandersetzungen mit machistischem und patriarchalem Gebaren, Kämpfe um die Selbstbestimmung von Frauen (Rede, Haushaltszuständigkeiten, Männerwahl) und das Brechen von Tabus über weibliche Themen (Sexualität und Erotik gegenüber dem Vater und anderen Männern) verhandelt; doch sind die Dispute und Diskussionen darüber auf einer eher generationalen Ebene im Romangeschehen angesiedelt und wirken vor allem in der Begrenztheit der isolierten Familie. Nur mittelbar sind sie als Gesellschafts- und Kulturkritik zu verstehen.

Damit zeichnet Alvarez ihre Herkunftsinsel mit starken traditionellen Zügen: auch sozialwissenschaftlichen Studien zufolge gelten die Frauen in der Dominikanischen Republik als Ehefrauen und Mütter, Berufstätige und Hausfrauen nach wie vor stark an herkömmlichen Geschlechter- und Rollenzuschreibungen orientiert. Viele Dominikanerinnen sind hauptsächlich mit Reproduktionsarbeit beschäftigt, mit gemäßigter Bildung und Bewegungsfreiheit ausgestattet, dem Manne untertan, eventuell in der Landwirtschaft, Industrie oder im Kleinhandel, als Hausangestellte oder Sexarbeiterin tätig. Der Bildungsstand und die Klassenzugehörigkeit werden von der dominikanischen Feministin Magaly Pineda als zwei wesentliche Aspekte für die Herangehensweise ihrer Landsfrauen an Fragen zur Frauenbewegung und den Umgang mit Frauenrollen im Gegensatz zu diesbezüglichen Entwicklungen in den USA und Europa gesehen. »Most of our middle-class or lower-middle-class housewives were more interested in keeping a husband who would bring in a salary than they were in talking about their own autonomy. A husband meant an income, he meant a certain status, and in some neighborhoods he was even required in terms of personal security.« (Randall 1995:106) Dennoch hat in den letzten Jahrzehnten auch ein starker Wandel in der sozio-ökonomischen Situa-

3 Beim weiblichen Bevölkerungsanteil in den zu Entwicklungsländern zählenden Staaten des karibischen und lateinamerikanischen Raumes ist eine verschärfte doppelte Ausbeutung zu beobachten (Nohlen 1989/91:246). Die hohe Arbeitsleistung der Frauen im Haushalt (Reproduktion und Ernährung) und in der Wirtschaft (Arbeitskraft) wird im Allgemeinen wenig anerkannt und statistisch kaum dokumentiert. Rechtlich und kulturell sind Frauen in Lateinamerika bis heute den Männern nachgeordnet. Dabei spielt der Machismo – eine auf männlichem Stolz basierende Art von Sexismus – als sozio-kulturelles Phänomen eine besondere Rolle.

tion des Landes und mit dieser in Bezug auf die Entwicklung der Geschlechterdifferenz stattgefunden⁴. Dem trägt Julia Alvarez in ihren Romanen allerdings nicht Rechnung.

Esmeralda Santiago zeigt in ihren beiden Büchern Puerto Rico als ein Land mit Sozial- und Geschlechterverhältnissen, die für die Frauen wenig günstig erscheinen. Auffallend beide Male sind Familienstrukturen, die von Frauen getragen und in der Überzahl bestimmt, aber von Männern beherrscht werden. So sind die Männer der Frauen in der Elterngeneration Kindesväter geworden und Liebhaber geblieben, haben aber in z.T. legalisierten Ehen eine Zweitfamilie zu unterhalten und gelten als unzuverlässig. In »When I Was Puerto Rican« fungiert der Vater trotz dieser Merkmale als liebevoller und verantwortungsbewußter Mann und lebt die meiste Zeit in Puerto Rico mit Frau und Kindern zusammen. Seine Partnerin zu heiraten und zu emigrieren aber weigert er sich. Correa, der Mann, der sich seit früher Jugend der Geliebte der Titelheldin von »América's Dream« nennt und der Vater einer gemeinsamen Tochter (Rosalinda) wurde, macht – ohne den Haushalt, Unterhalt und Erziehungsaufgaben zu teilen – Besitz- und Bestimmungsrechte an América in unberechenbarer Gewalt und fordernden Gelüsten geltend. In ihrem Dorf gilt América als »gefallene Frau«. Der Tochter Rosalinda wird, da sie mit ihrem Freund von zu Hause fortläuft und Revuegirl werden möchte, ein ähnliches Schicksal vorhergesagt.

Gegen diese Strukturen setzt Esmeralda Santiago das Ringen einfacher Frauen mit der traditionell patriarchalen Gesellschaft und um ihr Bedürfnis nach Befreiung aus dieser in Szene. Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung stehen in diesen Texten über Frauen in der Migration im Vordergrund.

In sozialwissenschaftlichen Studien wird auf besondere Entwicklungen für Frauen in Puerto Rico im Zuge der »Operation Bootstrap« verwiesen. Durch dieses unter US-amerikanischer Federführung forcierte Industrialisierungsprogramm wurden Frauen als billige Arbeitskräfte verstärkt in den Produktionsprozess ein-

4 In neu eingerichteten Freihandelszonen wurde in der Dominikanischen Republik insbesondere Frauen die Erwerbstätigkeit ermöglicht. Vorwiegend sind es jüngere Frauen, die davon profitieren. Indem die Frauen so zu Brotverdienerinnen werden, ist gleichsam in den dominikanischen Familien von Verschiebungen in der Geschlechterrollenverteilung und von Konflikten im Rollenverständnis auszugehen. Ein höherer Bildungsgrad, wachsende Berufschancen und Bezahlung führen bei Dominikanerinnen heute schließlich auch zu neuen Themen und Konsequenzen im Geschlechterkonflikt. »Paid employment, as well as higher educational levels and declining fertility, offer women a basis for exerting greater authority in the family, although many women still cling to the traditional notion of the man as the head of the household. Their forms of resistance to male dominance take several forms, including the rejection of marriage or remarriage, greater control over the budget and a greater share in household decisions, and control over their own fertility.« (Safa 1995:121).

gebunden. Veränderungen im Rollenverständnis und Rollenverhalten gingen damit – ähnlich wie in der Dominikanischen Republik heute – in Puerto Rico bereits seit Anfang des 20. Jh. vonstatten. In der Folge und bedingt durch den besonderen Status Puerto Ricos als an die USA »frei assoziierter Staat« waren die Puertorikanerinnen und Puertorikaner im 20. Jh. mit die ersten MigrantInnen in den Vereinigten Staaten.

Bei Esmeralda Santiago finden wir diese Art der Veränderung von politisch-ökonomischen Bedingungen und Besonderheiten in den Gesellschafts- und Geschlechterstrukturen Puerto Ricos in die Handlungs- sowie Figurenkonzeptionen der Migrationsgeschichten aufgenommen. Anders als bei Julia Alvarez positioniert Esmeralda Santiago zudem ihre Protagonistinnen immer in der ländlich-armen Unterschicht.

Cristina García entwirft in ihrem Roman »Dreaming in Cuban« mit zwei kubanischen und zwei Migrationsgenerationen von Frauen ein Familienbild im historischen Umbruch: von der psychisch-ehelichen Abhängigkeit der Großmutter Celia, ihrem Streben nach geistiger und emotionaler Freiheit, über ihre eine Tochter Felicia, die, in Kuba geblieben, dem Bild der neuen Frau nach der Revolution nicht entsprechen will, zur anderen Lourdes, einer mit einer eigenen Bäckerei in den USA kapitalistisch orientierten Frau, die sich zu Hause als sexbesessene Domina gebärdet, und schließlich der Enkelin Pilar, einer kulturell traditionsbewussten und zugleich progressiven Jugendlichen in der Migration.

Cristina García nimmt mit diesen Figuren und dem Plot von »Dreaming in Cuban« deutlich Bezug auf die in Kuba im Zuge der Revolution stattfindenden Veränderungen in der gesamtgesellschaftlichen Situation. Geschlechterkonstruktionen und Migration sind hier besondere Themen. Doch obwohl gerade in Kuba auf eine Gleichberechtigung von Frauen in allen gesellschaftlichen Sektoren hingewirkt wurde, machen SozialwissenschaftlerInnen hier auf ein als lateinamerikanisch zu betrachtendes Phänomen aufmerksam: die Frauen fühlen sich mehr als ihre Männer verantwortlich für Haus und Familie und geben den reproduktiven Aufgaben vor etwaigen beruflichen Aufstiegschancen Vorrang. »Although women now see paid employment as a lifelong commitment, which does not cease with marriage or motherhood, they continue to identify as mothers first and as workers second.« (Safa 1995:163) Zu dem zieht die wirtschaftliche Krise in Kuba starke Spannungen zwischen den Anforderungen an Produktivität und Sozialleistungen nach sich. Sukzessive gewinnt erneut die Familie als Reproduktivkraft an Bedeutung und es wachsen die Widersprüche zwischen Autonomie und Verantwortung der Frauen in der Gesellschaft.

Anders als bei Julia Alvarez und Esmeralda Santiago finden wir bei Cristina García von ihren fiktionalen Charakteren und deren Lebensweisen im Umgang mit der kubanischen Situation und Migration her betrachtet recht exaltierte Frauen. García gestaltet ein besonderes Kaleidoskop an Weiblichkeitsentwürfen, vergleichsweise aber eher konventionelle Männerbilder.

III. MIGRATION ALS VERSUCH DER LOSLÖSUNG AUS PATRIARCHALEN/HEGEMONIALEN STRUKTUREN

Die internationale Bewegung gegen die Unterdrückung der Frau, der zunehmende Zugang von Frauen zu Bildung und dem Arbeitsmarkt und die Migration schließlich, als besondere und mittlerweile institutionalisierte Form der Existenzorganisation von Frauen, können als bedeutende Meilensteine in der lateinamerikanischen Frauenbewegung betrachtet werden: sie tragen wesentlich zur Stärkung des femininen Selbstverständnisses bei⁵.

In den fünf vorgestellten Prosatexten zur Migration sind die historisch-sozio-kulturellen Faktoren verwoben mit individuellen Dispositionen. Die Perspektiven auf die Migration und in der Migration, die Umstände und Möglichkeiten dieser, differieren zwischen Generationen und Geschlechtern.

In Julia Alvarez erstem Roman »How The García Girls Lost Their Accents« werden der Mutter der vier García-Mädchen, Laura, eher traditionelle Migrationsgründe (Chamberlain 1997:96) von Frauen zugeschrieben: die Mutter hält sich zunächst an einen Partner, mit dem sie ihr Heimatland verlässt, nutzt dann ein Bildungsangebot bzw. argumentiert mit beruflichem Fortkommen, um enge häusliche oder gesellschaftliche Strukturen zu fliehen und zu rebellieren. Die Auswanderung gibt ihr Gelegenheit zur Selbstverwirklichung durch Bildung. »Recently, she had begun spreading her wings, taking adult curses in real estate and international economics and business management, dreaming of a bigger-than-family-size life for herself. She still did lip service to the old ways, while herself nibbling away at forbidden

5 Oso Casas (1997) beschreibt das traditionelle und repressive lateinamerikanische Umfeld, aus dem sich Frauen qua Migration lösen, als ein Mann-Frau-Gefüge, in dem – wie auch weiter oben dargestellt – der Frau in patriarchal monogamen Strukturen eine reproduktive Rolle zugeordnet ist. Das Hin-austreten aus diesem Gefüge erlaubt es der Frau, unabhängiger und selbstbestimmt in ihren Beziehungen zu sein, unter Umständen matrimoniales bzw. matrifokales Strukturen aufzubauen, sich im öffentlichen Raum zu bewegen und hier weibliche Diskurse und neue Handlungsformen für sich zu finden.

fruit.« (JA I, 116) Verbotene Frucht bzw. Begehrlichkeit für die Mutter sind ihre Emanzipation und Freiheit von der Familie sowie ihr Bemühen um Wissen und Erkenntnis. Sie verkörpert den Typus derjenigen, die sich einen »American dream« geschaffen hat. Sie hält Erfindungsreichtum und Leistung für die Freiheiten und Fähigkeiten, die sie in den USA als einem freien, demokratischen und kapitalistischen Land weiterbringen können. Entschiedenermaßen setzt sie ihren Lebensentwurf in den USA von der traditionell dominikanischen Vorgabe ab, nur Mutter, Haus- und Ehefrau zu sein und erteilt diesen Werten entgegen ihrer früheren Wertschätzung eine Absage.

Insgesamt tritt die Mutter als »kleine Frau« an, um »es Amerika zu zeigen«. »She would prove to these Americans what a smart woman could do with a pencil and pad.« (JA I, 139) Sie erfährt jedoch schnell die Grenzen ihres nationalen und femininen Eifers: »What use was it trying to compete with the Americans: they would always have the head start. It was their country, after all. Best stick close to home.« (JA I, 140) So wird an der Mutter in Julia Alvarez Romanen auch ein Scheitern von ImmigrantInnen der Elterngeneration mit ihren Träumen und Wünschen und Projektionen auf die USA exemplifiziert. Als Frau und Immigrantin hat Laura weder in der Öffentlichkeit noch im nationalen Kontext eine Chance, so dass ihr sowohl die Erfüllung des »American Dream« als auch die eines individuellen Traums verwehrt bleiben. Da sie nicht als Staatsbürgerin gelten und (daher) mit ihren Erfindungen nicht an die Öffentlichkeit dringen kann, gibt sie Amerika schließlich auf. Gegen den nationalen Gedanken und Geltungsdrang zieht sie am Ende wieder ihr Heim vor.

Scheinbar tritt sie ihren »Abstieg« zur traditionellen Rolle der Hüterin des Heims an und zahlt dort einen weiteren Preis für ihre Überheblichkeit: sie wird auch von ihren Töchtern nicht mehr voll akzeptiert. »By now, it had become something of a family joke, their Thomas Edison Mami, their Benjamin Franklin Mom.« (JA I, 137) Als Erfinderin wurde sie nicht wahrgenommen, das soziale Prestige ihrer Klasse hat sie als Immigrantin verloren, in ihrer Mutterrolle erscheint sie gebrochen. Aber sie selbst sieht ihre wieder angenommene Mutter- und Ehefrauenrolle nicht als problematisch. Für ihre Generation und in ihrer erwarteten familiären Verantwortung hat sie als Pionierin der Familie einen Schritt in Richtung Emanzipation versucht. Ihre neue Funktion innerhalb der Familie wird sie als Erzählerin von Legenden einnehmen. Insofern bekommt sie im ersten Roman von Alvarez einen alten und neuen Rederaum als Frau zugeschrieben, den alten der traditionellen Geschichten-überliefererinnen, den neuen der sich das Rede- und Berichtsrecht Herausnehmenden.

Somit kommt der Mutter auf der Handlungs- und Erzählebene der beiden Romane von Julia Alvarez in einem Konzept weiblichen Sprechens ein wichtiger

Diskurs zu. Die Frau beansprucht das Wort, das Recht der Rede, Wissen und Gebrauch von Sprache und sprachlichen Systemen. Es geht dabei also auch um einen Emanzipationsanspruch der Frau an ihre Rede- und Handlungsweise und damit um das Recht und die Möglichkeit ihr Leben zu gestalten.

Anders als bei der Mutter werden die Migrationsgeschichte und Mitteilsamkeit beim Vater Carlos, in »How The García Girls Lost Their Accents« als eher unpersönlich und unvermittelt, spärlich und relativ distanziert dargeboten. Des Vaters Motivation zur Emigration beispielsweise wird als der Familie direktiv mitgeteilt geschildert, seine Immigrationsentscheidung als autonom. In diesem Geschlechterkontrast von Vater und Mutter mag sich die Vermutung von Chamberlain bestätigen: »Could it be that men expressed their autonomy through migration; women achieved theirs through migration?« (Chamberlain 1997:195)

Bei Monín, der Mutter der autobiographischen Ich-Erzählerin Negi in »When I Was Puerto Rican« von E. Santiago bedeutet die Migration als Frau die Loslösung aus traditionellen Strukturen und Suche nach einem eigenständigen Leben. Die Mutter will ihre Familie ernähren, sich eine eigene Perspektive unabhängig vom Mann, in der Stadt, und schließlich in den USA aufbauen und den Kindern eine Zukunft bieten können⁶. Noch in Puerto Rico nimmt sie Arbeit als Näherin in einer Fabrik an, und orientiert sich somit außerhäuslich, in Richtung Stadt. Also bricht sie mit den ländlichen Sitten und mit der ihr zugeschriebenen Geschlechterrolle in einer machistischen Gesellschaft.

In den USA bestätigt Monín ihren teilweisen Bruch mit Geschlechter-, Rollen- und Kulturenerwartungen, indem sie städtisch-unabhängige Lebensformen wählt und sich einen Geliebten zulegt. So repräsentiert Monín in »When I Was Puerto Rican« einen Migrantinentypus, dem als Mutter und Frau in Anlehnung an traditionell männlich besetzte Migrationsgeschichten Spielräume und Entwicklungsmöglichkeiten zugeschrieben werden.

Wie Moníns, so ist auch Américas Emigration mit dem Gedanken an die Loslösung aus überkommenen Strukturen verbunden. Anders als in »When I Was Puerto

6 Eine ganze Bandbreite in der Empirie typischer Migrationserwartungen werden hier Monín zugeschrieben. Die Migration hat, was die Bildung angeht, in Familienzusammenhängen oft positive Folgen für die Eltern- wie die Kindergeneration. Die Hoffnung auf existentielle und ökonomische Verbesserung durch Migration heißt für Frauen ihre allgemeinen Lebensumstände verbessern zu wollen. Nebenbei erlangen sie in der Migration meist auch neue sprachliche und soziale Kompetenzen. »El motivo general es el económico, expresado en términos de inestabilidad económica, el alto costo de la vida, lograr mi objetivo (una casa, movilidad social, un negocio, etc.), cambio en el futuro para mis hijos, cambio de vida. En algunos casos el deseo de aventura, conocer otras cosas fue señalado, en especial por las mujeres solteras sin carga familiar.« (Gallardo Rivas 1995:75).

Rican« allerdings, geht es in »América's Dream« von Esmeralda Santiago um extrem machistisch-gewaltsame und sozial verkrustete Strukturen, aus denen sich die Titelheldin durch Emigration zu befreien versucht. Die USA stellen dabei nicht ein Traumland dar, sondern einen Fluchtort, an dem die Auseinandersetzung Américas mit ihrem einstigen Traum stattfindet, der darin besteht, selbstbestimmt in einem eigenen Raum mit einem minimalen Anspruch auf Glück leben zu können.

Die Zukunftsperspektive dieser Hauptfigur bleibt jedoch ambivalent. Der sie bedrohende Mann verschwindet – durch einen tödlichen Sturz bei Handgreiflichkeiten mit ihr – auf tragische Weise. So beginnt América ein Leben, in dem sie scheinbar frei von ihm ist. Doch sie wird ihre Familienzwänge und ihre Gewaltängste nicht mehr los. »The interior halls of the hotel are elegantly dim, the carpets thick and luxurious. It's so quiet a guest can sneak up on you before you know they're there. But they don't. Guests don't sneak up on maids. They mostly ignore her.« (ES II, 322)

Die USA werden in beiden Romanen als Lebensraum dargestellt, der Frauen allgemein zwar zu einem Schritt in Richtung Emanzipation einlädt, von seiner Kultur und Gesellschaftsstruktur her aber Migrantinnen gegenüber auf zweifache Weise ambivalent bleibt. Monín wie auch América können unter US-amerikanischen Vorgaben nur bedingt neue Spiel-, Lebens- oder Freiräume für sich schaffen. Monín kehrt nach dem Tod ihres zweiten Partners, enttäuscht von ihrer Familie in die alten puertorikanischen Gefilde zurück. América lehnt den Gesprächskreis einer Frauengruppe über Gewaltprobleme ebenso ab, wie einen Blick in einen Ratgeber für MigrantInnen und sucht den Schutz der puertorikanischen Migrationsgemeinschaft in New York.

Wesentliche Aspekte der Migration sind in diesen beiden Texten der Santiago unter dem Thema Frauenemanzipation zu subsumieren. Dabei entscheidet sich die Autorin mit América für eine verhaltene Frauenposition, bei der nach neuen Strategien gesucht wird, ohne sich ausgesprochen feministisch zu geben. Die Migration als Entscheidung und Weg für Frauen im Leben erscheint hier als so selbstverständlich, dass bei der literarischen Umsetzung des Themas ein spezieller Zuschnitt auf die Bereiche Geschlechterrollen und Gewaltstrukturen zu beobachten ist. Dies wirft ein besonderes Licht auf die neueren Entwicklungen im puertorikanisch-amerikanischen (Frauen-)Migrationsroman.

Celia, die kubanische Grossmutter in der Geschichte »Dreaming in Cuban« von Cristina García ist als eine Art Leit- und Leidensfigur anzusehen. Sie bangt um das Schicksal all ihrer Lieben, die psychisch oder physisch, durch Abkehr, Auswanderung oder Ableben fern von ihr weilen. Sie sieht sich selbst in einem sonderbaren

Schicksal mit anderen Frauen, tragischen Figuren, Unterdrückten und Marginalisierten gefangen. »I think of everyone who might be awake with me – insomniacs, thieves, anarchists, women with children who drowned in their baths. They're my companions.« (CG 52)

Soziopolitisch denkt Celia, insbesondere vor der Revolution, die Gesellschafts- und Geschlechterverhältnisse in Kuba bzw. weltweit polarisiert und patriarchal-hierarchisch in Geschlechter-, Macht- und Unterdrückungsstrukturen. »At one station there was a little girl, about six, who wore only a dirty rag that didn't cover her private parts. She stretched out her hands as the passengers left the train, and in the bustle I saw a man stick his finger in her. I cried out and he hurried away.« (CG 54) Missbrauch, Armut und Prostitution sind in den Augen Celias weiblich.

Die Diktatur schafft ein Männerbild, das Celia keinesfalls befürwortet. »That bastard Batista stole the country from us just when it seemed things could finally change. [...] I fear for my son, learning to be a man from such men.« (CG 162) Das Bild der Revolutionäre fällt objektiv betrachtet im Roman »Dreaming in Cuban« nicht weniger männlich-machistisch aus als das angedeutete der Diktatoren. Die Kunde von der Guerrilla ist auf Männer beschränkt, für die Celia sich begeistert, und später tritt »El Líder« im Kampfanzug auf der Plaza de la Revolución auf. Eine schwarze Priesterin ist diejenige im Roman, der die Kritik an den ebenfalls machistischen postrevolutionären Verhältnissen in den Mund gelegt wird. »Things have gotten better under the revolution, that much I can say. [...] There's more respect these days. [...] One thing hasn't changed: the men are still in charge.« (CG 185)

Die revolutionäre Entwicklung in Kuba birgt für Celia große Hoffnung für Emanzipation im Land und im Leben. Sie denkt nivellierend die Versprechungen von sozialer und geschlechtlicher Gleichheit mit und ist bereit dazu, »ihren Körper in den Dienst der Revolution zu stellen«, ein anderes Bild dafür, »ihren Mann zu stehen«. Nachdem ihr Mann Jorge Kuba verlassen hat, wird »El Líder« (der alle Züge Fidel Castros trägt) das vorgestellte Lustobjekt Celias, »seduced by El Líder himself on a red velvet divan.« (CG 3) In hohem Alter stellt Celia schließlich traditionelle Ehevorstellungen ganz in Frage. »Perhaps if she had to choose again, she herself would have followed her Tía Alicia's example and never married at all.« (CG 113)

Anders als Celia, einer der typischen Frauen mit ihren aktiven und konfliktiven Rollen bei Cristina García, wird den männlichen Protagonisten in »Dreaming in Cuban« eher eine bestimmte und starr wirkende Lebenshaltung zugeschrieben: Der Ehemann Celias, Jorge, ist notorischer Antikommunist, ihr spanischer Geliebter ein Francogegner. Hugo, Ernesto und Otto, die drei verstümmelt endenden Ehemänner Felicias stellen als solche tragische Gestalten dar. Rufino, der Ehemann

Lourdes in den USA bleibt als tendenziell unglücklicher Eigenbrödler neben seiner Frau unscheinbar. Javier, der Sohn Celias kommt als entwurzelter bzw. verlorener Sohn aus dem sozialistischen Prag zurück nach Havanna und verendet im Karneval im Alkohol. Ivan, schließlich, der Enkel Celias und Sohn Felicias in Kuba wird als nicht streitbare Figur von seiner Tante, Lourdes, zu einer Ausreise aus Kuba mit ungewissem Ausgang überredet. Insgesamt fallen bei all diesen Männerfiguren der García ein Hang zur Verslossenheit und eine Tendenz zur Abwesenheit auf.

IV. ROLLENVERÄNDERUNGEN IM US-AMERIKANISCHEN KONTEXT

In den USA bringen neue kulturelle Einflüsse und Ereignisse Konfliktstoff in die MigrantInnenfamilien. Das Bewegen zwischen Eigenem und Fremde(m) sowie die Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung bzw. Selbst- und Fremdbestimmung führen zu einer Vielfalt von kulturellen Konnotationen mit Generations- und Genderaspekten.

Die Familie ist in den Romanen »How The García Girls Lost Their Accents« und »¡Yo!« der Fokus, über den die Konfliktfelder von kultureller Differenz und kultureller Identität in der Migration entwickelt werden. Die Töchter kämpfen mit und gegen ihre Eltern, da sie im Kontakt mit der US-amerikanischen Außenwelt ihre eigenen Lebensvorstellungen entwickeln. Diese weichen von den traditionellen Lebensformen, die Zuhause von den Eltern in deren Anspruchsdenken gewahrt werden, ab. Die Mutter möchte, dass ihre Töchter spanisch-dominikanische Sitten und Anstand wahren und nicht der US-amerikanischen Verkommenheit anheim fallen. Da die Mädchen in den USA aber mit einem Emanzipationsdenken aufgewachsen sind, leben sie Aspekte sogenannter sittlich-moralischer Verkommenheit bzw. Fortschrittlichkeit dennoch aus. Dem Vater gegenüber zollen die García-Mädchen allerdings noch als erwachsene Frauen Respekt und Achtung. »[...] standing up to their father was a different matter altogether. Even as grown women, they lowered their voices in their father's earshot when alluding to their bodies' pleasure. Professional women, too, all three of them, with degrees on the wall!« (JA I, 28)

Veränderungen im gewohnten Rollenverhalten der Eltern führen auf Seiten der García-Töchter in den früheren Jahren der Migration zu Desorientierung und Haltlosigkeit. So ist den Mädchen ihre Mutter in den USA zu beschäftigt mit sich selbst und ihrer Rollensuche gegenüber Vater, Familie und Gesellschaft, als dass sie noch

irgendeine Mutterfunktion zufriedenstellend ausfüllen könnte. Im Erzähldiskurs werden die dominikanische und US-amerikanische Muttervorstellung und diese beiden von der Hoffnung der Töchter auf eine hilfreiche Freundin unterschieden. »Her daughters never called her ›Mom‹ except when they wanted her to feel how much she had failed them in this country. She was a good enough Mami, fussing and scolding and giving advice, but a terrible girlfriend parent, a real failure of a Mom.« (JA I, 136) Die Töchter können hier in ihrer Mutter weder Haltepunkt noch Identifikationsfigur mehr finden.

Der Vater erscheint einerseits zu altmodisch und andererseits in seiner Autorität durch die Mutter gebrochen, so dass auch er weder Hilfestellung noch Vorbild in der Migrationszeit sein kann. »You're on your own, Dad,‹ the mother said, laughing. She was the only one in the family who called him by his American name.« (JA I, 37) Die Eltern haben ihre frühere Einheit aufgelöst, sind Individuen geworden und als solche durch die Umstände und Anforderungen in der Migration verändert. Damit bleibt den Kindern elterliche emotionale und psychologische Unterstützung bei ihren Anpassungsschwierigkeiten in den USA verwehrt. Der mögliche Rückhalt oder eine Bestätigung, welche die Familienmitglieder durch die alten Familienstruktur bekommen könnten, funktioniert nicht mehr.

Die Familienbande in der Dominikanischen Republik und das Thema der persönlichen und kulturellen Bindungen und Wurzeln spielt wie in den »García Girls« auch in »¡Yo!« eine wesentliche Rolle. In der Fortsetzung des ersten Romanes üben die heimatlichen Gefilde und die Familie eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Sie stehen für die Versprechen von Zugehörigkeitsgefühl, Selbstfindung und Selbstgewissheit. »I couldn't understand myself without the rest of the clan to tell me who I am.« (JA II, 209) Der Konflikt Yolandas, als entwurzeltens Individuum dennoch einer Kultur und einem Kollektiv angehören zu wollen, wird in der Gesamthandlung dieses Romans in einem »Happy End« aufgelöst. Der US-amerikanischen Kinderarzt Corey akzeptiert zähneknirschend die konfliktive Existenz seiner dominikanischen Angebeteten in der Differenz. Er lässt sie zwischen ihrem Herkunftsland und den USA pendeln, Säcke heimatlicher Erde mitbringen und führt sie schließlich als seine Frau auf ein neues Stück Land.

Aus dem Blickwinkel feministischer Kritik werden in Alvarez Romanen eher konventionelle Geschlechterentwürfe bestätigt. Das Bild einer patriarchalen dominikanischen Gesellschaftsstruktur wird als funktionstüchtig gezeigt und als wirkmächtiges Erbe in die USA-Episoden übertragen. Die Auseinandersetzung mit diesem sozio-kulturellen Hintergrund wird als individuelles Problem der Romanfiguren und als Generationenfrage relativ plakativ dargestellt. Zwischen Klischee

und Ambivalenz scheinen in den Geschlechterbildern, -konflikten und -lösungsansätzen verschiedene Wege auf. Anders aber als in den Texten von Cristina García und Esmeralda Santiago wird bei Alvarez um den Erhalt einer Familientradition und ihrer Saga gerungen, sodass auf der Handlungsebene der Migrationsgeschichte weder der große Befreiungsmoment wie in den Geschichten der Santiago noch die skurrile Exaltiertheit wie bei García stattfinden.

»Die Prozesse der Marginalisierung sowie der Migration führ(t)en zu einem Aufbrechen kultureller Traditionen. Die Entwurzelung, die große Teile der Bevölkerung durch Auswanderung, Landflucht, wirtschaftliche Deklassierung und kulturelle Orientierungslosigkeit erfahren (haben), spiegelt sich im Abbau der traditionellen Familienstrukturen.« (Barrios/Suter 1995:300) Im Lichte patriarchaler Gesellschaften erscheint diese Entwicklung äußerst konfliktiv, im Lichte feministischer Ansätze und neuer Generationsfragen gegenüber Kulturmodellen als Aufgabe. So spricht Sandoval Sánchez am Beispiel der puertorikanischen Migrationsbearbeitungen im Theater von einer neuen MigrantInnenkultur, in der nicht mehr der Glaube an einen »American Dream«, sondern der Kampf um ein neues »Subjektsein« und »Subjektheit« im Vordergrund stünden. (Sandoval Sánchez 1993:347)

V. MIGRATION UND ANDERE WEGE, MIT HERRSCHAFTSFORMEN ZU BRECHEN

Als erzählerische Elemente, die bei der literarischen Bearbeitung von Migration auf Brüche und Veränderungen in den Familienstrukturen und Geschlechterrollen hindeuten, nennt Sandoval Sánchez in dem bereits oben genannten Aufsatz (1993) Motive wie Kriminalität und Drogenmissbrauch, Krankheit, Selbstmord und Tod. Der Verfall patriarchaler Gesetze und traditioneller Werte würde durch diese Veränderungen in den Lebensumständen der ProtagonistInnen signalisiert. Entsprechend zeigen in den von mir untersuchten Migrationsromanen Drogen, Kriminalität, Verrücktheit und Prostitution das Aufbegehren von Erwachsenen und Kindern gegen Ordnung und Verpflichtung, gegen Respekt und Gehorsam an. Matriachale Familienordnungen stellen hier Hierarchie und Macht in Frage.

Celia wird dank der Erziehung durch ihre Tante in Havanna zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits mit Kunstereignissen und Kultureindrücken vertraut gemacht. Sie lernt Museen und Konzertsäle sowie erste Vorbilder aus amerikanischen Filmen kennen. »Tía Alicia considered the American films naive and overly optimistic but too much fun to resist. She named her two canaries Clara and Lilli-

an after Clara Bow and Lillian Gish. When Clara laid eggs, however, Tía Alicia changed Lillian's name to Douglas, after Douglas Fairbanks. There babies were Charlie, Mary, and Gloria.« (CG 94) Die Weiblichkeitsideale der Filmindustrie werden in den 40er Jahren von Celia und ihren Freundinnen in die eigene Schmink-, Haar- und Hutmode übertragen. »My girlfriends and I used to paint our mouths like American starlets, ruby red and heart-shaped. We bobbed our hair and wore cloche hats at coquettish angles and tried to sound like Gloria Swanson. We used to go to Cine-landia every Friday after work. I remember seeing ‚Mujeres de Fuego‹ with Bette Davis, Ann Dvorak, and Joan Blondell.« (CG 100) Die Kulturmetropole Havanna scheint für Celia weiblich geprägt, bis in der Musik, auf dem Theater und in der Dichtung Einflüsse aus Europa hinzukommen: Rachmaninow, Tschaikowski und Debussy, Molière und García Lorca.

In der Lebensgeschichte und dem Lebensentwurf der Großmutter Celia wird in »Dreaming in Cuban« von Anbeginn ein Spannungsfeld von männlich konnotierter Herrschaftsgeschichte gegenüber weiblich konnotierter Geschichte Unterdrückter angelegt. Bei der Betrachtung der frühen Geschichte Kubas sinniert Celia beispielsweise nicht über Kolumbus, sondern über Inés de la Bobadilla, die nach dem Verschwinden ihres Mannes erste Gouverneurin von Kuba wurde. So erinnert die Großmutter an mythische und legendäre Frauen-Figuren wie Penelope oder »La reina loca«. Wie Inés de la Bobadilla oder Penelope ist sie eine Figur, die ihren Geliebten, ihren Mann und ihre Angehörigen die Heimat verlassen sieht und zeit ihres Lebens auf deren Rückkehr hofft. Sie ist wie Inés de la Bobadilla oder »La reina loca« eine Figur, die das Warten, Hoffen und (Nicht-)Wiedersehen bisweilen an die Grenzen ihrer geistigen und körperlichen Kräfte bringt. Das Bild der sorgenden Ehefrau und Mutter gebricht so bei Celia bald im Anflug von Wahnsinnigkeiten. Dieses Motiv wird in der Familiengeschichte später weiterverfolgt.

Felicia, die in Kuba gebliebene Tochter Celias, scheint Tag- wie auch Alpträume ihrer Mutter geradezu weiterzuträumen. »She grieves in her dreams for lost children, for the prostitutes in India, for the women raped in Havana last night.« (CG 82) Auch lebt sie erotische Phantasien mit El Líder aus. »Would he remove his cap and boots? Leave his pistol on the table? Would guards wait outside the door, listening for the sharp pleasure that signaled his departure? What would his hands be like? His mouth, the hardness between his thighs? Would he churn inside her slowly as she liked?« (CG 110) Um sich den Machthaber ihres Landes in der Vorstellung gefügig zu machen, dekonstruiert Felicia seine militärische Erscheinung. Bedenkt man dabei, dass Felicia die drei Begleiter in ihrem Leben nicht nur leidenschaftlich liebte, sondern auch inbrünstig und grausam vernichtete, so fällt ein besonderes Licht

auf diese Episode mit El Líder. Felicia erscheint hier als männerverschlingende und männliche Macht brechende Figur.

Nachdem Felicia alle Erwartungen gegenüber der politischen Macht und dem revolutionären Schicksal ihres Landes aufgegeben hat, wird sie poetisch und religiös »begeistert«. Sie durchläuft ein Leben vom »enfant terrible« zur ‚femme fatale‘, von der Wahnsinnigen zur Heiligen, die schließlich in ein synkretistisches Reich geweihter Toter eingeht.

Pilar trägt die weiblichen Geschichts- und Lebensbilder sowie Deutungsmuster von Träumen und Tragiken als Erbe großmütterlicherseits weiter. Mit einem neuzeitlichen und weltweiten Geschichtsdenken klagt sie in fast Brechtscher Manier explizit das Defizit in Geschichtsbüchern an, fordert eine andere Geschichtsschreibung und weibliches Geschichtsverständnis ein. »It's always one damn battle after another. We only know about Charlemagne and Napoléon because they fought their way into posteriority. [...] If it were up to me, I'd record other things. Like the time there was a freak hailstorm in the Congo and the women took it as a sign that they should rule. Or the life stories of prostitutes in Bombay. Why don't I know anything about them? Who chooses what we should know or what's important?« (CG 28)

Pilar wird eine künstlerische Laufbahn einschlagen. Dabei wird sie wie ihre Großmutter auch andere Kultureinflüsse in ihr Kunst-, Welt- und Selbstverständnis aufnehmen. Ein Kleinod spanisch-kubanischer Nostalgie ist für Pilar der Gedichtband García Lorcás von ihrer Großmutter. Sie stößt auf Hemingway, D.H. Lawrence, Dickinson und Flaubert. Im Plattenladen wählt sie Scheiben von Armstrong oder Benny Moré. In der Pop- und Punk-Art findet sie bei Iggy Pop, den Ramones oder Lou Reed ein Protest- und Freiheitsstreben ausgedrückt, das ihren Gefühlen und ihrer Generation entspricht. Was den Geschlechteraspekt betrifft, unterscheidet sich Pilar bei der Wahl ihrer Idole insoweit von ihrer Großmutter.

Ein Zeichen emanzipatorischer Weiterentwicklung wird Pilars Credo für eine holländische Malerin des Expressionismus. »I think about Jacoba Van Heemskerck [...] She refused to title her paintings. [...] I mean, who needs words when colors and lines conjure up their own language? That's what I want to do with my paintings, find a unique language, obliterate the clichés.« (CG 139) Pilar sucht sich mit ihrer Malerei Eingang in einen Kontext von diskursiver Repräsentanz zu verschaffen, in dem – u.a. die oben aufgeführten – Musiker und Schriftsteller selbstverständlich vertreten sind. Sie werden an dieser Stelle des kritischen Vergleichs als »gendered subjects« (Kroll 1995:36) markiert. Denn im Moment des Zusammentreffens von dominanter und subdominanter Kultur hat Pilar hier den Gender-

Aspekt definiert. Zugleich wird Kunst als marginaler Gesellschaftsbereich dargestellt, in dem Frauen unterrepräsentiert sind. Hiermit nimmt Pilar eine persönliche kämpferische und feministische Haltung ein. »I think about all the women artists throughout history who managed to paint despite the odds against them. People still ask where all the important women painters are instead of looking at what they did paint and trying to understand their circumstances. [...] The male teachers and students still call the shots and get the serious attention and the fellowships that further their careers. As for the women, we're supposed to make extra money modeling nude. What kind of bullshit revolution is that?« (CG 139-140) Pilar begehrt im Bewusstsein von Geschlechterdifferenzen mit ihrer Kunst gegen die Grenzen von Gesellschaft und Kultur auf. Mit Jacoba van Heemskerck hat sie für sich in diesem Bereich eine eigene weibliche Genealogie aufgemacht.

In »América's Dream« legt Esmeralda Santiago bereits mit der Abstammungsgeschichte der Titelfigur eine weiblich-kämpferische Genealogie unter (post)kolonialen Bedingungen an. América wird als die Urururenkelin einer Kammerzofe bezeichnet, welche mit einer französischen Herrin in die Karibik kam und hier einen Tradition gewordenen Anspruch auf Haus- und Arbeitsrechte als Erbe begründete. Im ehemaligen Hotel »La Casa del Francés«, einer Art tropischem Paradies des französischen Hausherrn für seine mitgebrachte Gemahlin, verdingten sich fortan die Nachfolgerinnen der Magd Marguerite. Zwar ist der Überrest dieses kolonialen und kreolischen Erbes, das Esmeralda Santiago hier für América konstruiert, von der Zeit gezeichnet, er fungiert doch immer noch als tradiertes Kultur- und Staturelement. Es ist hier die Vorstellung enthalten, (kreolische) Frauen kämen durch Heirat zu Besitz und Standesrechten, wie sie I. Rodríguez (1994) als feministisch-postkolonialen Emanzipationssubtext bei J. Rhys u.a. analysiert und gezeigt hat. Mit Américas Hoffnung, ihre Tochter Rosalinda wäre nicht mit dem erstbesten Freund durchgebrannt, sondern hätte mit dem Frauenschicksal der Familie gebrochen, indem sie über ihren Stand heiratete, führt diese Erzähl- und Denkrichtung weiter.

In »When I Was Puerto Rican« arbeitet Esmeralda Santiago mit Geschlechterpositionen, um weibliche Positionen zu verdeutlichen. »Puerto Rico als Frau« stehen männliche Machthaber gegenüber: Luis Muñoz Marin als Präsident, Rockefeller als »ausländischer« Landbesitzer. In den USA sind Unabhängigkeitsideale männlich belegt. Die erste Dollarnote, mit der die autobiographische Ich-Erzählerin Negi in New York sich den Wunsch eines Eises erfüllt, hat sie zum Ausgleich für den sexistischen Blick und die Belästigung durch ihren Onkel hingeworfen bekommen: George Washington, als Staatsbegründer, prangt harmlos auf der Rückseite des Scheines.

»The next day I was brushing my hair in front of the dresser in the bedroom of our railroad-style apartment. Chico lay on the couch, watching television with the kids, but every once in a while I noticed his eyes fixed on me. [...] As he passed behind me, he slipped his hand under my raised arms and pinched my left nipple. [...] On his way back he threw a dollar at me. It was wrinkled and dirty, its edges ragged. I stretched it out and flattened it with my palm. George Washington, I had just learned, was the Father of our country. [...] The next day, on the way home from school, I ate my first sundae with three kinds of ice cream [...].« (ES I, 248)

In der späteren Lebensperspektive Negis verschwinden Männer. Vaterlos in den USA, ohne Geliebten oder Freund, Staatsoberhäupter und Lehrer hinter sich lassend, geleitet eine Mentorin Esmeraldas weiteres Schicksal als Heranwachsende in der Migration.

Zeichen von Nichtanpassung an die gesellschaftliche Norm werden in »How The García Girls Lost Their Accents« und »¡Yo!« von Julia Alvarez in den Verunsicherungen insbesondere der jüngeren Protagonistinnen über den persönlichen Weg, in einer Form selbstbewusster Marginalität und schließlich in der Fiktionalisierung der Stellung einer Schriftstellerin gegenüber ihrer Familie entwickelt. Verrückungen und Verrücktheit spielen dabei eine wesentliche Rolle.

Die Mutter Laura macht in der Familie García den Anfang mit einer »leicht apologetischen Stimme« in der Konfrontation mit US-amerikanischen Gesetzeshütern: »Mami's voice was high and hesitant and slightly apologetic – a small, accented woman's voice among the booming, impersonal American male voices that interrogated her.« (JA I, 158) Bei Überspanntheit nach all den schwierigen Jahren unter der Diktatur in der Dominikanischen Republik jetzt als Migrantin in den USA drückt sie ihren Töchtern gegenüber in einem Bild ihre drohende Verrücktheit aus: »At the least provocation, she would burst out crying, lose her temper, or threaten to end up in Bellevue, the place, she had learned, where crazy people were sent in this country.« (JA I, 169)

Die García-Tochter Yolanda durchlebt im ersten Roman eine schwere Identitätskrise. »Yolanda, nicknamed Yo in Spanish, misunderstood Joe in English, doubled and pronounced like the toy Yoyo – or when forced to select from a rack of personalized key chains, Joey. [...] ›Yolanda«, she murmurs to herself. ›Yo« she shouts down to him. [...] ›Oh, Joe!« he laughs, waving his racket. Her lips prickle and pucker. Oh no, she thinks, recognizing the first signs of her allergy – not my own name!« (JA I, 69/85) In der Verzweiflung Yolandas über das Auseinanderklaffen von Namensgebung, subjektiver kultureller Identität und verfremdeter männlicher Namensnennung manifestiert sich die Verweigerung, die Fremdbestimmung

durch bzw. in der neuen kulturellen Umgebung anzunehmen. Zeichen des Identitätszweifels und kulturellen Missverstehens stehen hier für den Widerstand einer Frau und Migrantin gegen dominante Lebens- und Kulturformen bzw. -verformungen. Im Folgeroman »iYo!« gelingt selbstredend bereits durch den Titel – »Yo«, das spanische Wort für »ich« und zugleich wie oben Abkürzung für Yolanda – diese zuvor angezweifelte Identität. Es wird hier der Weg des García-Girls Yolanda zur erfolgreichen Sprach/Literaturdozentin und Schriftstellerin erzählt.

Am García-Mädchen Sandra hingegen wird noch in »How The García Girls Lost Their Accent« ein problematisches Schicksal zwischen kultureller Anpassung und Nichtanpassung exemplifiziert. Sandra wird zunächst als diejenige beschrieben, die sich aufgrund ihres auffällig hellhäutigen Äußeren und der Beherrschung beider Sprachen (Spanisch und Englisch) mühelos in zwei Kulturen bewegen kann. Bald hat sie bereits eine Vorstellung vom frechen und direkten Widerspruchsgeist junger Amerikanerinnen. »She would say, just as an American girl might, 'I don't wanna. You can't make me. This is a free country'.« (JA I, 188) In einer Phase ihrer Entwicklung aber krankt sie an der Unvollkommenheit menschlicher Entwicklung. Sie leidet an Essstörungen und zugleich an einer Lesemanie. »'Sandi was a toothpick. And that's not the least of it, she wouldn't put a book down read, read, read. That's all she did. [...] Finally, she told us why she couldn't stop reading. She didn't have much time left. She had to read all the great works of man because soon [...] she wouldn't be human'.« (JA I, 54) Diese Episode trägt sich in den USA zu mit Replik auf die folgende Literaturliste: Freud, Darwin, Nietzsche, Erikson, Dante, Homer, Cervantes, Calderón de la Barca. (JA I, 55) Der Literaturkanon, den Sandi in dieser Situation zu bewältigen trachtet, gibt Aufschluss über die Verrückung, die hier in der Wahrnehmung der Protagonistin stattgefunden hat: selbst mit der Riege von Freud bis de la Barca in der Lektüre ans Ende gelangt, bleibt das Menschsein einer jungen dominikanisch-US-amerikanischen Migrantin bzw. die Menschlichkeit westlicher Gesellschaften und Kulturen im Angesicht von Migrationschicksalen fragwürdig.

VI. DIE WEGE JUNGER MIGRANTINNEN IN KUNST- UND FRAUEN(T)RÄUME

Die García-Töchter versuchen in Auseinandersetzung mit den Vorbildern und Förderstrategien ihrer Eltern in der US-amerikanischen Kultur als Immigrantinnen erfolgreiche Wege in Bildung und Beruf, Emanzipation oder Familie zu gehen. Doch

obwohl sie in diesem Rahmen alle zu Zielen gelangen, werden diese nicht als sinnstiftend erfahren. »The oldest, a child psychologist, had married the analyst she'd been seeing when her first marriage broke up, something of the sort. The second one was doing a lot of drugs to keep her weight down. The youngest had just gone off with a German man when they discovered she was pregnant.« (JA I, 47) Am Ende langer, nicht linearer Lebenswege haben die García Girls weder die traditionellen bürgerlichen Werte und Erwartungen ihrer Eltern und Herkunftskulturen gewahrt oder erfüllt, noch sehen sie die Ideale einer vermeintlich sexuell und kulturell freien Gesellschaft eingelöst. »There have been too many stops on the road of the last twenty-nine years since her family left this island behind. She and her sisters have led such turbulent lives – so many husbands, homes, jobs, wrong turns among them.« (JA I, 11)

Zwischen dem Verlassen alter Familienmuster, dem Glauben an bürgerliche Bildungsideale und den Anpassungsversuchen an neue Emanzipationsbestrebungen werden die García Girls in »How the García Girls Lost Their Accents« als die Verliererinnen einer dominikanischen Realität wie auch eines amerikanischen Traumes dargestellt. So sind die García Girls als »problematische Heldinnen« (Goldmann 1970) zu sehen, die in einer degradierten Welt auf der Suche nach einem Weg zwischen Werteverfall und Selbstwertschätzung sind.

Ein Ausweg liegt in der Marginalität, exemplarisch der des schöpferischen Menschen. »I was a poet, a bohemian, et cetera.« (JA I, 102) Zunächst als »Teilzeitpoetin« wird Yolanda ihrem Vorsatz gerecht, die verlorene Heimat in der neuen Sprache nach- und einzuholen. Mit ihrem Gewordensein zur Schriftstellerin in »!Yo!« begründet Julia Alvarez die Migrationsgeschichte einer von vielen Frauen, die ihre Berufung als Geschichtsträgerin aus der Migrationserfahrung entwickelt und eingeholt hat. Auch in der Autobiographie von Esmeralda Santiago und im ersten Roman von Cristina García wurden das Thema und die Entwicklung der Berufung zur Künstlerin durch Migration gestaltet

Die Perspektive der Esmeralda Santiago liegt in der autobiographischen Migrationsgeschichte zunächst in ihrer Abnabelung von der Familie und von der puertorikanischen Gemeinschaft in den USA. Sodann bekommt Negi von einer ausschließlich mit Frauen besetzten Jury die Zulassung für eine künstlerische Ausbildung an der Schauspielschule und damit die Chance für einen selbstgewählten und selbstbestimmten Weg.

In der Handlung von América's Dream und dem Lebensentwurf Américas sind der »American Dream« als Traum von Bildung und Aufstieg nicht angelegt. Für sich erträumt América ein ruhiges bürgerliches Leben. Für ihre Tochter hofft sie, diese

möge über ihren Stand heiraten. Die Ablösung von Bildungsträumen und die Hinwendung zu allgemeineren persönlichen und kulturellen (femininen) Emanzipationsbestrebungen erscheint hier als ein Charakteristikum neuerer karibisch-amerikanischer Migrationsromane.

Bei Pilar kommen der Wille zum Eigenen, das Streben nach Selbständigkeit und die erfolgreiche Emanzipation von familiären Bindungen und konventionellen Vorstellungen – ähnlich wie bei Esmeralda Santiagos Bildungs- und Frauen(t)raum – in der Schaffung eines Kunst(t)raumes zum Ausdruck. Wie in Esmeralda Santiagos Memoiren bringt Bildung über Stipendien und Studium Etablierung in der Kunst, sowie Emanzipation von der Mutter/Familie. Gleichsam den biographischen Wegen der Schriftstellerinnen als Künstlerinnen sind hier die Erfahrungen (bzw. Hoffnungen) vieler Frauen in der Migration eingeschrieben, durch Auswanderung und ihren Kampf um (Aus-)bildung eine existentielle bzw. institutionelle Absicherung und schließlich eine persönliche und berufliche Perspektive zu erlangen.

LITERATUR:

- Alvarez, Julia; *How the García Girls Lost Their Accents*. New York 1991.
- Alvarez, Julia; *¡Yo!* New York 1997.
- Barrios, Harald/Suter, Jan; Dominikanische Republik. In: Nohlen, Dieter/Nuscheler, Franz (Hg.); *Handbuch der Dritten Welt*. Bd. 3 Mittelamerika und Karibik. Bonn 1995, S.381-404.
- Chamberlain, Mary; *Gender and the Narratives of Migration*. In: *History workshop journal*, no. 43/1997, S.86-108.
- Gallardo Rivas, Gina; *Buscando la vida – Dominicanas en el servicio domestico en Madrid*. Santo Domingo 1995.
- García, Cristina; *Dreaming in Cuban*. New York 1992.
- Goldmann, Lucien; *Soziologie des modernen Romans*. Neuwied 1970.
- Safa, Helen I.; *The Myth of the Male Breadwinner*. *Women and Industrialization in the Caribbean*. Boulder et al., 1995.
- Kroll, Renate; *Feministische Positionen in der romanistischen Literaturwissenschaft*. In: Kroll, Renate/Zimmermann, Margarete (Hrsg.): *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik: theoretische Grundlagen-Forschungsstand-Neuinterpretationen*. Stuttgart, Weimar 1995, S. 26-43.
- Nohlen, Dieter (Hg.); *Lexikon Dritte Welt – Länder, Organisationen, Theorien, Begriffe, Personen*. Reinbek b. Hamburg 1989.

- Oso Casas, Laura; Les effets de la migration sur le statut socio-économique et sur le rôle des femmes: Le cas de l'immigration des femmes de la République Dominicaine vers Madrid. In: Bisilliat, Jeanne: Face aux changements les femmes de Sud. Paris, Montréal 1997, S.87-114.
- Randall, Margaret; Our voices, our lives: stories of women from Central America and the Caribbean. Monroe, Maine.Santiago, Esmeralda: América's Dream. New York 1996.
- Rodríguez, Ileana; House/Garden/Nation. Space, Gender, and Ethnicity in Postcolonial Latin American Literatures by Women. Durham, London 1994.
- Safa, Helen I.; The Myth of the Male Breadwinner. Women and Industrialization in the Caribbean. Boulder et al., 1995.
- Safa, Helen Icken; Women's Social Movements in Latin America. In: Bose, Christin E./Acosta-Belén, Edna (eds.): Women in the Latin American Development Process. Philadelphia 1995b, S.227-241.
- Sandoval Sánchez, Alberto; La puesta en escena de la familia inmigrante puertorriqueña. In: Revista Iberoamericana, no. 162-163. Pittsburgh 1993, S.345-359.
- Santiago, Esmeralda; When I Was Puerto Rican. New York 1993.

WEIL ICH EIN MÄDCHEN BIN ...!?

FEMINISTISCHE MÄDCHENARBEIT UND DIE EINFLÜSSE VON FEMINISTISCHER THEORIE UND GESCHLECHTERFORSCHUNG.

Andrea Brebeck

In diesem Beitrag geht es um die Entwicklung von Mädchenarbeit/Mädchenpolitik. Von den Anfängen bis heute wird versucht, die konzeptionellen Ansätze von Mädchenarbeit/Mädchenpolitik auf der Folie von verschiedenen feministischen Theorieströmungen zu betrachten, um die Einflüsse von feministischer Theorie für die Konzeptentwicklung sichtbar zu machen. Insbesondere der aktuelle Rekurs auf neuere Theorieströmungen wie die der Postmoderne wird kritisch reflektiert, ohne diesen jedoch ganz zu verwerfen. Dieser Artikel soll Impulse für die Fortsetzung einer Diskussion um und für eine theoretische Standortbestimmung von Mädchenarbeit liefern.

1. GESCHLECHTERDIFFERENZIERENDE PÄDAGOGIK UND DIE ENTWICKLUNG VON FEMINISTISCHER MÄDCHENARBEIT

Die soziale Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen kann auf eine lange Tradition zurückblicken. Erste reflektierte Praxiserfahrungen und Theoriediskussionen aus dem Feld der Arbeit mit Mädchen in der Jugendarbeit liegen ca. 25 Jahre zurück¹. Ihre Wurzeln sind in der Frauenbewegung zu finden. Die »kleine Schwester der Frauenbewegung²« fußt(e) konzeptionell auf einer kritischen Analyse der Gesellschaft, die die Gesellschaft als patriarchalisch diagnostizierte. Diese Bedingungen spiegeln sich auch in den Strukturen der Jugendhilfe wider³.

1 Savier/Wildt 1979.

2 Hörmann, Reinbold 1996.

3 Bitzan 1995, Wallner 1997). (vgl. auch vgl. 6. Jugendbericht 1984; Hessische Mädchenstudie 1985; Mädchen in Häusern der offenen Tür. Nordrhein-Westfalen 1987.

Die Entwicklung einer Mädchenarbeit leitete sich aus der Annahme ab, dass im Rahmen der Sozialisation eine geschlechtsspezifische Prägung erfolgt, die sich an der geschlechtlichen und geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung orientiert und einen Beitrag dazu leistet, vorhandene Geschlechterrollenstereotypen zu zementieren. Das Bewusstwerden über die prägenden Elemente innerhalb von Sozialisationsprozessen kann zu deren Veränderung führen⁴.

Hier setzen die frühen konzeptionellen Beiträge (insbesondere der emanzipatorische Ansatz) an. Mädchenarbeit sollte die gesellschaftliche Teilhabe von Frauen forcieren und somit die Unterdrückung der Frauen beseitigen.

Jahrelang zielten Konzepte auf die Vermittlung von Fähigkeiten und Kenntnissen ab, die Mädchen in die Lage versetzen sollten, sich in der Männerwelt zu behaupten: Sprich sie sollten sich das aneignen, was »Mann schon kann«. Diesem sogenannten Defizitansatz lag implizit eine Höherbewertung der »männlichen« Attribute zugrunde und spielte der Haltung zu, dass Frauen und Mädchen Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse sind. Anders dagegen konnte das Prinzip »bei den Stärken der Mädchen ansetzen« gesehen werden (siehe unten). Dieses Prinzip leitete einen Paradigmenwechsel in der theoretischen Auseinandersetzung mit Mädchenarbeit ein: Vom Defizitansatz zum Stärkenansatz (insbesondere feministische Mädchenarbeit).

Alle Frauen sind von struktureller Gewalt, bedingt durch die geschlechterhierarchische Gesellschaftsstruktur betroffen. Zentrale Prinzipien einer parteilichen und feministischen Mädchenarbeit waren und sind:

- Parteilichkeit für Mädchen.
- Ansatzpunkt ist die Stärke der Mädchen.
- Das Schaffen von Räumen, die die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit unterstützen, ja sogar erst ermöglichen.
- Autonomie der Mädchen in bezug auf die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit.
- Unterstützung der weiblichen Identitätsfindung jenseits patriarchalischer Geschlechterkonzepte.
- Neudefinition von »Weiblichkeit« jenseits patriarchaler Normen.
- Unterstützung von positiver Wertschätzung und Bewertung von »Weiblichkeit«.

4 Als programmatisch für diese »Konditionierungstheorie« kann U. Scheus Buch »Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht« angesehen werden.

Die Auseinandersetzungen mit den Erfahrungen innerhalb der Praxis und die Weiterentwicklung von feministischer Theorie haben dazu geführt, dass in Mädchenpolitik und in der Theorie von Mädchenarbeit verschiedene Strömungen existieren, die die Konzeptentwicklung in der Praxis beeinflussen und bereichern. Die konzeptionellen und inhaltlichen Diskurse in der Fachdiskussion weisen verschiedene Schwerpunktsetzungen auf: So wird von emanzipatorischer, parteilicher⁵, feministischer⁶ Mädchenarbeit oder Mädchenpolitik⁷ gesprochen. Konzeptionelle Überlegungen neueren Datums fußen auf einer Sicht auf die Gesellschaft und das Individuum, in der eine Gleichzeitigkeit von traditionellen und modernen/postmodernen Geschlechterrollen existiert, mit der Mädchen konfrontiert werden.

Die Lust am Experimentieren mit unterschiedlichen Rollenmustern, das Grenzüberschreiten traditioneller Rollenerwartungen wird konfrontiert mit gesellschaftlichen Verhältnissen, die nach wie vor geprägt sind durch eine faktische Geschlechterungleichheit.

Von den Errungenschaften der Neuen Frauenbewegung wie verbesserte und gleichwertige Bildungsabschlüsse, teilweise vermehrte Erwerbschancen, die Selbstverständlichkeit des Wunsches nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf kann die Mädchengeneration heute profitieren. Die Lust am Experimentieren mit unterschiedlichen Rollenmustern und das Grenzüberschreiten traditioneller Rollenerwartungen wird konfrontiert mit gesellschaftlichen Verhältnissen, die nach wie vor geprägt sind durch eine faktische Geschlechterungleichheit⁸. Funk/Bitzan sprechen hier von einem doppelten Verdeckungszusammenhang⁹. Die Mädchen reagieren mit einer individuellen Biographieplanung und individuellen Verarbeitungsweisen¹⁰.

Die Sichtweise über das Ausmaß an behindernden, ungleichen oder gleichberechtigten gesellschaftlichen Bedingungen für die Mädchen bestimmt über die Reichweite von Konzepten von Mädchenarbeit. Diese sind Indizien entweder für das »Ende des Patriarchats«¹¹ oder für einen »Rollback«, der traditionelle Geschlechterpolitiken vertritt.

5 Klees/Marburger 1989, Bitzan/Daigler 2001.

6 Möhlke/Reiter 1996.

7 Heiliger/Kuhne 1993.

8 Klose 1996, S.85 ff.

9 Bitzan/Funk/Stauber 1998.

10 Heiliger/Funk 1990, Geissler/Oechsle 1996, Bitzan/Daigler 2001.

11 Liberia delle donne di Milano 1996.

Zum einen konzentrieren sich Pädagoginnen auf die unmittelbare pädagogische Arbeit und zum anderen sehen Pädagoginnen die Notwendigkeit einer politischen Einmischung und Interessenvertretung. Insbesondere im Rahmen einer mädchengerechten Jugendhilfeplanung¹² wird diese Einmischung gefordert. Anita Heiliger kritisiert nach wie vor, dass ein grundlegendes Umdenken sowohl in der Gesellschaft als auch in der Jugendhilfepraxis nicht stattgefunden hat. Es zeige sich vielmehr auf allen gesellschaftlichen Ebenen eine männliche Lebenswelt (inklusive männlicher Denk- und Handlungsstrukturen), die weitreichende gesellschaftspolitische Konsequenzen für eine Mädchenpolitik¹³ nach sich ziehe.

Mädchenpolitisch sind hier die Grundlagen einer Identitätspolitik zu finden, die die koedukativen Konzepte innerhalb der Jugendhilfe vermissen lassen. Diese Identitätspolitik greift auf philosophische und soziologische »Denktraditionen« innerhalb feministischer Theorieentwicklung zurück, die das »Weibliche« entdecken will und in die androzentristischen Diskurse einbringen möchte, um sie zu verändern, zu revolutionieren. Revolutionieren meint in diesem Sinne nicht additiv das »Weibliche« ergänzen, sondern meint, dass durch die Beschreibung/Entdeckung des »Weiblichen« sich die jeweilige Gesellschaftstheorie grundsätzlich verändert. Diese Veränderung würde darüber hinaus einen Paradigmenwechsel verursachen¹⁴, oder es entstehen eigene Theorien und Praxen¹⁵. Dieser Identitätspolitik ist es zu verdanken, dass Mädchenarbeit in Theorie und Praxis weit ausdifferenziert ist und sowohl in koedukativen Einrichtungen stattfindet als auch eigenständige Projekte hervor gebracht hat.

§ 9 Abs. 3 KJHG gibt zwar die rechtliche Grundlage vor, doch wird Mädchenarbeit noch lange nicht als Querschnittsaufgabe betrachtet. Ein Grund hierfür sind die nach wie vor männlich geprägten Strukturen innerhalb der Jugendhilfe.

Trotz weiter Verbreitung von Mädchenarbeit kann nicht von einer strukturellen Verankerung von Mädchenarbeit in die Jugendhilfe gesprochen werden. § 9 Abs. 3 KJHG gibt zwar die rechtliche Grundlage vor, doch wird Mädchenarbeit noch lange nicht als Querschnittsaufgabe betrachtet. Hauptgründe hierfür liegen in den nach wie vor männlich geprägten Strukturen innerhalb der Jugendhilfe¹⁶. Eine wichtige

12 Wallner 1997, Bitzan 1995.

13 Heiliger/Kuhne 1993.

14 Z.B. Marxismus, Psychoanalyse, Kritische Theorie.

15 Diotima 1989, Liberia delle donne di Milano 1988, Irigaray 1980.

16 Wallner 1997, Bitzan/Daigler 1999, Heiliger 1993.

Erfahrung und Kritik aus den Reihen von Protagonistinnen der Mädchenarbeit ist, dass geschlechterdifferenzierende Arbeit nicht nur parteiliche, feministische Mädchenarbeit bedeutet, sondern dass männliche Pädagogen auf zwei Ebenen Verantwortung übernehmen sollten. Zum einen sollten sie selbst ihre Berufspraxis geschlechtsbewusst reflektieren und zum anderen für die Jungen adäquate Angebote schaffen als flankierende Maßnahmen, um Mädchenarbeit zu unterstützen, und als eigenständige Maßnahme zur Entwicklung einer geschlechtsbewussten/-bezogenen Pädagogik¹⁷.

2. EIN NACHDENKEN ÜBER DIFFERENZ HAT DEN SEX-GENDER-DISKURS INITIIERT, DER IN DIE JUGEND- HILFE EINGANG GEFUNDEN HAT

2.1 Feministische Basistheorien als Möglichkeit der Weiterentwicklung von Mädchenarbeit

Feministische sozialwissenschaftliche Basistheorien spiegeln sich in der Konzeptentwicklung wider. Diese Theorien begründen deren Notwendigkeit, leiten die pädagogischen Grundsätze ab und können neue Impulse für eine Konzeptentwicklung bieten. In ihrer Reifizierung in die Mädchenarbeitskonzepte lässt sich Feministische Theoriegeschichte ablesen. Die unterschiedlichen theoretischen Strömungen stehen für unterschiedliche Zeitepochen der theoretischen Auseinandersetzungen¹⁸, die sich heute in ihrer Vielfalt präsentieren. In den Konzepten der Mädchenarbeit und der geschlechtsbezogenen Jugendarbeit lässt sich eine Affinität zu Geschlechterkonstruktionen erkennen, die sowohl egalitätstheoretische¹⁹ als auch differenztheoretische²⁰ Denkmodelle der Geschlechterkonstruktion bemühen. Differenztheoretische Positionen hinterlassen ihre Spuren in den konzeptionellen Forderungen nach der Stärkung der eigenen Persönlichkeit, Autonomie, Ganzheitlichkeit²¹ und das Vorhandensein eigener Erfahrungs- und Entfaltungsräume²². Egalitätstheoretische Aspekte sind in vielen Konzepten zur Berufs-

17 Rauw/Jantz 2001.

18 Ostner 1992, S. 8ff.

19 Z.B. F. Haug 1996.

20 Irigaray 1980, Gruppe Diotima – Cavarero 1989.

21 Kircher 1996, S. 43ff.

22 Möhlke/Reiter 1996, S. 15ff.

findung und Lebensplanung von Mädchen wiederzufinden, in denen es u.a. um die Erweiterung des Berufswahlspektrums von Mädchen geht. Im Rahmen von geschlechtsbezogener Pädagogik vermischen sich diese beiden Ansätze in einem »Zwei-Weltenkonzept«²³, das die Egalität der Differenz der Geschlechter postuliert. Die Prinzipien feministischer und auch parteilicher Mädchenarbeit greifen auf ein dichotomes Geschlechterbild zurück, vor dessen Hintergrund es eine gemeinsame Lebenswelt von Mädchen und Frauen gibt.

Der theoretische Abschied von einem homogenen Kollektivsubjekt »Frau« ist eingeleitet worden und es wird der Blick auf Differenzen gerichtet²⁴. So haben beispielsweise sozialisationstheoretische Auseinandersetzungen und die Analysen der Lebenswelt von Mädchen ergeben, dass »Mädchen-sein« durch eine Heterogenität gekennzeichnet ist, die auf der einen Seite die klassischen Rollenstereotypen in Frage stellen und auf der anderen Seite eine Vielfältigkeit von »Mädchen-Dasein« sichtbar werden lassen²⁵. Ein Nachdenken über Differenzen unter Frauen führte gleichzeitig dazu, die Konzepte und die Zielgruppen (Mädchen mit einer Behinderung, lesbische Mädchen, Migrantinnen, Ausländerinnen, Mädchen in Kitas) zu erweitern, damit die Forderung von Mädchenarbeit als eine Querschnittsaufgabe eingelöst werden kann.

Mitte der 90er Jahre wurden Untersuchungen zur Lebenswelt, zu Lebenslagen und zur Lebensplanung von Mädchen durchgeführt, die trotz erheblicher Unterschiede der theoretischen Bezüge im Ergebnis nachweisen, das sich bei jungen Frauen im Alter zwischen 20-35 Jahren die Lebensvorstellungen, die Perspektiven und Lebensinhalte ausdifferenziert haben und dass die Doppelorientierung auf Familie und Beruf bei Mädchen zu kurz greift²⁶. Die 13. Shell-Studie hat herausgefunden, dass die Differenzen innerhalb eines Geschlechts größer sind als die zwischen den Geschlechtern, wobei dies ausschließlich für die deutsche Mittelschicht zutreffend ist²⁷.

Bezüglich der Prämissen »Parteilichkeit« und »Betroffenheit« ist eine Diskussion entstanden, die ein Dilemma auf der Handlungsebene aufzeigt und ein Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis offenkundig werden lässt: Für was, wen und wie soll frau parteilich werden?

23 Ottomeier-Glücks/Glücks 1999.

24 Knapp 2000, S. 103.

25 Faulstich-Wieland 1999, S. 47ff.

26 Oechsle/Geissler 1996, siehe oben.

27 Shell-Studie 2000.

Angeregt durch diese theoretischen Auseinandersetzungen und Erfahrungen im pädagogischen Alltag ist bezüglich der Prämissen »Parteilichkeit« und »Betroffenheit« eine Diskussion entstanden, die ein Dilemma auf der Handlungsebene aufzeigt und ein Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis offenkundig werden lässt: Für was, wen und wie soll frau parteilich werden? Gibt es Grenzen der Parteilichkeit und Betroffenheit, und wie wird damit umgegangen?^{28?}

»Parteilichkeit« und »Betroffenheit«²⁹ unter Frauen waren und sind zentrale Haltungen. Parteilichkeit meint, dass die Pädagogin sich ausschließlich für die Interessen und Bedürfnisse der Mädchen einsetzt, d.h. sie in den Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit stellt und sie in ihrer Persönlichkeit (ihre geschlechtsbedingten und individuellen Lebensumstände) wertschätzt. Ausgangspunkt dieser Haltung war das Resümee, dass die Interessen von Frauen in dieser Gesellschaft nicht berücksichtigt und anerkannt werden und sie keine Lobby besitzen. Betroffenheit ergibt sich aus den gemeinsamen Erfahrungen als Frau(en) in dieser Gesellschaft. So bedarf beispielsweise das »Verschwinden« der Sichtweise »Frau« einer Korrektur des Postulates der Betroffenheit³⁰, denn es kann nicht mehr davon ausgegangen werden, dass alle Frauen gleich von struktureller Gewalt in einer patriarchalen Gesellschaft betroffen sind, denn unterschiedliche Lebenswelten und Lebenslagen bedeuten unterschiedliche Handlungsspielräume³¹.

2.2 Erste theoretische Ansatzpunkte zur Überführung neuerer Theorieeinflüsse auf die Praxis der Mädchenarbeit und Mädchenpolitik

In der Theorie zur Mädchenarbeit und der Mädchenpolitik ist die Kategorie Geschlecht essentiell: Ein Rückgriff auf Gesellschaftsanalysen und auf die geschlechtliche Sozialisation, die nach wie vor mit der geschlechtlichen Arbeitsteilung korrespondiert, sind die pädagogischen Eckpfeiler von Mädchenarbeit³². Eine Vielzahl von Mädchenarbeitskonzepten neigten dementsprechend – wenn auch unterschiedlich ausgeprägt – sowohl zu einem biologisch-anthropologischen als auch zu einem heterosexuellen Verständnis von Geschlecht und

28 Brückner 1996.

29 Mies 1987, Nauendorf 1995.

30 Taschmurat 1996.

31 Ostner 1992, Morgan 1970.

32 Heiliger/Kuhne 1993.

Geschlechterdifferenz, beispielweise das jahrelange Ausblenden von lesbischen Mädchen³³.

Neuere feministische (philosophische und sozialwissenschaftliche) Theorieansätze machen auf eine Falle des Geschlechterdualismus aufmerksam. Sie kritisieren die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit, denn sie impliziert eine Hierarchisierung und Bewertung, die das hierarchische Geschlechterverhältnis reifiziert³⁴. Die Wurzeln dieser neuen Sichtweise liegen in verschiedenen theoretischen Strömungen, z.B. Ethnomethodologie bzw. Symbolischer Interaktionismus³⁵ oder postmoderne Theorien/Poststrukturalismus³⁶. Ihnen gemeinsam ist, dass sie sich dagegen wehren, dass das Geschlecht resp. die Zweigeschlechtlichkeit als etwas begriffen werden kann, was der kulturellen/gesellschaftlichen Ordnung vorgängig ist. Es kann nicht als ein natürliches Phänomen gesehen werden.

Kultursoziologische Theorien und Studien aus dem phänomenologischen, ethno-methodologischen und symbolisch-interaktionistischen Bereich befassen sich mit zwei Aspekten des kulturellen Phänomens Geschlecht. Zum einen umfasst Geschlecht eine Form von Wissen als Sinnhorizont (Normen, Werte, Identitätskonzepte) und symbolischer Komplex, zum anderen wird es als Produkt von Interaktionen auf sprachlicher, visueller und darstellender Ebene gesehen. Geschlecht wird im Alltag hergestellt, sozial konstruiert und wird somit gesellschaftliche Realität. Dieser Wissenschaftszweig, insbesondere die Ethnomethodologie und der Symbolische Interaktionismus³⁷, haben es sich zur Aufgabe gemacht, diese Herstellungspraxis zu erforschen. Beeinflusst durch die Genderdebatte im angloamerikanischen Raum, stellte C. Hagemann-White im Rahmen einer Expertise zum 6. Jugendbericht das duale Prinzip männlich – weiblich schon im Titel in Frage³⁸. Dieses Fragezeichen wurde zunächst nicht beachtet, jedoch greifen neuere sozialwissenschaftliche und sozialisationstheoretische Auseinandersetzungen dieses Fragezeichen auf.

Für die theoretische Weiterentwicklung von Mädchenarbeit und die Mädchenforschung bedeutet dies, den Blick auf die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit zu richten, mit dem Ziel, Ontologisierungen und Stereotypenbildungen zu vermeiden.

33 Butler 1991.

34 Hagemann-White 1988/Wetterer 1992.

35 Z.B. Garfinkel 1967, Goffman 1994, Kessler/Mckenna 1978, West/Zimmerman 1987.

36 Butler 1991, Weedon 1992, Haas 1995.

37 Garfinkel 1967, Goffman 1994.

38 Hagemann-White 1984.

Für die theoretische Weiterentwicklung von Mädchenarbeit und die Mädchenforschung bedeutet dies, den Blick auf die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit zu richten, mit dem Ziel, Ontologisierungen und Stereotypenbildungen zu vermeiden³⁹. Nicht die Frage, inwieweit das Geschlecht etwa zu unterschiedlichen Verläufen in der Sozialisation (oder zur Machtverteilung) führt, sondern die Geschlechtlichkeit selbst ist eine Dimension, die angeeignet und in den Blick der theoretischen Auseinandersetzung genommen werden muss⁴⁰. Ein pragmatischer Umgang mit Einflüssen neuerer Theorieströmungen hat in der Sozialen Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen Eingang gefunden. Sie gibt die Kategorie »Frau« resp. »Mädchen« jedoch als substantielle Legitimation nicht auf und geht von einem handelnden Subjekt aus, was poststrukturalistische/-moderne Theorien⁴¹ oder der dekonstruktivistische Ansatz nach Derrida aufgeben.

Auch geschlechtsbezogene Jugendarbeit und ihre konkrete Ausformulierung im Rahmen einer antisexistischen Jungenarbeit und feministischen Mädchenarbeit greift auf ein Vorhandensein der Zweigeschlechtlichkeit zurück⁴². »Dekonstruktion« wird von Taschmurat für die konkrete Mädchenarbeit verstanden als Erweiterung des professionellen Denkens und Handelns der Mädchenarbeiterinnen⁴³. Der Rolle der Mädchenarbeiterin kommt eine wichtige Bedeutung zu (siehe Punkt Betroffenheit/Parteilichkeit). Die Mädchenarbeiterin dient als eine Identifikationsfigur für die Mädchen. D.h. sie ist ein Vorbild zur Aneignung von Weiblichkeit, da in unserer Kultur eine strikte binäre Klassifikation⁴⁴ eine andere Identifikation nicht möglich macht. Ihre Professionalität impliziert ein hohes Maß an kritischer Eigenreflexion und ein »geschlechtssensibilisiertes« Bewusstsein, um in der Praxis auch das eigene Repertoire alltäglicher zweigeschlechtlicher Routinewahrnehmung und sozialen Handelns zu reflektieren. Hier ist es sinnvoll zu überprüfen, ob und wie die neuen Theorieströmungen als »erkenntnisleitende Ideen« z.B. die Professionalität im pädagogischen Alltag bereichern können⁴⁵ mit dem Ziel, dichotome geschlechtshierarchische Praxen zu verändern.

Eine »Dekonstruktion«, die Geschlechter als viele Weiblichkeiten und Männlichkeiten (gender-Ebene – soziales Geschlecht) betrachtet, verbleibt in einem Rekonstruktionsdiskurs: Dieses Vorgehen könnte erneut die Gefahr beinhalten, dass

39 Gildemeister/Wetterer 1992.

40 Gildemeister 1992, Hagemann-White 1993.

41 Welsch 1986, Lacan 1975-1980, Kamper 1980.

42 Glücks, Ottomeier-Glücks 1996, Jantz, Rauw 2001.

43 Taschmurat 1999.

44 Tyrell 1986, Hirschauer 1996.

45 Hirschauer 1993, West/Zimmermann 1987.

die sex-gender Dichotomie aufrechterhalten wird⁴⁶. Hier sehe ich auch keine Erweiterung zu bisheriger praktizierter Mädchenarbeit. Denn das soziale Rollenspektrum für Mädchen zu erweitern, die »typisch weiblichen« Attribute zu hinterfragen und jenseits patriarchaler Normen »Weiblichkeit« neu zu gestalten, sind theoretische Impulse differenztheoretischer Theorierichtungen in der Mädchenarbeit. Eine so verstandene »Dekonstruktion« kann eher als ein geschlechterreflektiertes Bewusstsein angesehen werden, aber nicht als ein Aufheben der binären sex-gender Tradition, denn die soziale Überformung von sex (das biologische Geschlecht) bleibt unangetastet⁴⁷. Wird der Körper (oder sex als biologisches Geschlecht) im Sinne von Butler als Effekt sozialer Prozesse interpretiert, könnte hier beispielweise die alte Frage auftauchen (können Männer in der Mädchenarbeit tätig sein?), auf die männliche Pädagogen mittlerweile jedoch keine Antwort mehr erhalten.

Eine so verstandene »Dekonstruktion« kann eher als ein geschlechterreflektiertes Bewusstsein angesehen werden, aber nicht als ein Aufheben der binären sex-gender Tradition.

Hier drängt sich dann die nächste Frage auf, inwieweit die Theorie einer Dekonstruktion von sex-gender Mädchenarbeit gefährdet und welche Impulse mit welchem Nutzen implementiert werden können? An dieser Stelle möchte ich auf C. Hagemann-White (1993) verweisen, die aus einer doing-gender-Perspektive einen methodischen Zugang für die Reflexion von androzentristischer Forschung entwickelt, der durchaus auf die Soziale Arbeit übertragbar ist. Sie plädiert für einen doppelten Blick, der eine dialektische Gleichzeitigkeit/Verbundenheit von Differenz und Gleichheit beinhaltet. D.h. zum einen muss die Perspektive der Geschlechterdifferenz (Konstruktion u. Re-Konstruktion) eingenommen werden und zum anderen verworfen, damit die Zweigeschlechtlichkeit nicht im Vordergrund der Betrachtung steht und menschliche Eigenschaften und Verhaltensweisen unabhängig der binären Opposition gesehen werden können. Sie konzipiert mit dieser Reflexionsperspektive eine Handlungsoption für dieses Paradoxon, die das Geschlecht als grundlegende Analysekatgorie akzeptiert. Diese Handlungsstrategie übertragen auf die Mädchenarbeit sollte das Ziel verfolgen, bestehende Ungleichheiten der Geschlechter aufzuheben, die der Konstruktion von Zweige-

46 Wetterer/Gildemeister 1992.

47 Butler 1991.

schlechtlichkeit immanent sind. Diese Strategie ist auf Theorie, Praxis und Politik für die Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen zu beziehen. Knapp wirft postmodernen Theorien Ahistorizität vor, indem sie gesellschaftshistorische Herrschaftszusammenhänge im Geschlechterverhältnis ausblenden und vernachlässigen⁴⁸. Eine doing-gender – Perspektive sollte unbedingt das geschichtliche Bewusstsein mit einschließen, um die tiefe Verankerung und jeweils spezifischen Ausprägungsformen von der geschlechtshierarchischen Zweigeschlechtlichkeit auch aus dieser Perspektive zu berücksichtigen.

Inwieweit diese neueren Theorieansätze Bedeutung in der Praxis der Mädchenpolitik erlangen können, ist noch nicht überprüft worden. Ob sie dazu beitragen werden, das Paradoxon aufzulösen oder zu verstärken, in dem sich Theorie und politische Praxis befinden, steht zur Disposition. Die Theorie kritisiert radikal die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit (siehe oben). Eine Identitätspolitik ist jedoch beispielweise die Basis für das Durchsetzen einer mädchengerechten Jugendhilfeplanung⁴⁹: die Genus-Gruppe Frauen/Mädchen⁵⁰. Das Dekonstruieren oder postmodernes Denken konsequent auf die politische Praxis angewendet, würde auch der Strategie des Gendermainstreaming die Grundlage entziehen und auf jeden Fall perspektivisch gesehen Mädchenarbeit überflüssig machen. Hier entstehen die nächsten Fragen: Wollen wir das? Welche Bedingungen oder Ziele müssen in der Arbeit und durch die Arbeit erreicht werden, damit das Geschlecht als Analysekategorie obsolet wird? Können diese Ziele im Rahmen von Mädchenarbeit erreicht werden? Was muss Mädchenarbeit dafür tun? Von welcher Seite bedarf es Unterstützung? Was kommt nach der Auflösung von Zweigeschlechtlichkeit? Wie weit muss ein Auflösen der Zweigeschlechtlichkeit gehen, damit Gleichheit (welche?) für alle erreicht wird?

So wird beispielweise in der theoretischen Auseinandersetzung von Mädchenarbeit unter Bezugnahme auf Modernisierungstheorien wie die der Individualisierung⁵¹ und auf postmoderne Theorien feministische Mädchenarbeit als überholt dargestellt – die hier zitierte Shell-Studie liefert einen empirischen Beleg und leistet dieser Denkrichtung Vorschub⁵². Diese Position muss zum jetzigen Zeitpunkt kritisch hinterfragt werden und darf nicht zum Mainstream avancieren, da die reale gesellschaftliche Situation von Mädchen und jungen Frauen zu einseitig beschrie-

48 Knapp 1994.

49 Wallner 1997.

50 Knapp 1998.

51 Beck/Beck-Gernsheim 1981.

ben wird, in dem die geschlechtshierarchische Gesellschaftsstruktur verdeckt bleibt.

Denn die Sichtweise, dass der Rückbezug auf Geschlechtlichkeit als gemeinsamer Bezugspunkt und Basis für Ungleichheiten in der Lebenswelt obsolet geworden ist, birgt Gefahren in sich. Der Entwurf des Kinder- und Jugendhilfeplans der Bundesregierung 2000 hat die Tendenz, unter dem Label einer fortschrittlichen geschlechtsbezogenen Jugendhilfe Mädcheninteressen und geschlechtliche Besonderheiten in den Lebenswelten nicht zu berücksichtigen und somit zur Verdeckung beizutragen. Fachfrauen befürchten, dass zukünftige Budgetierungen zu Lasten von vielen Mädchenprojekten gehen⁵³. Das bedeutet, dass Frauenarbeitsplätze und Mädchenräume gefährdet werden. Somit würde die geschlechtshierarchische Struktur der Gesellschaft und der Jugendhilfe re- anstatt dekonstruiert werden.

Für eine geschlechterbezogene/geschlechterdifferenzierende Pädagogik wie der feministischen Mädchenarbeit bedeutet dies, dass männliche und weibliche Pädagoginnen gemeinsame Diskurse über das »doing-gender« im Sinne von Hagemann-White initiieren und bestehende fortsetzen, um ein Bewusstsein über das Vorhandensein von einer hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit in ihren verschiedenen Dimensionen, den Widersprüchlichkeiten und Paradoxen, die durch das Betrachten und In-Beziehung-setzen dieser Dimensionen entstehen (z.B. Körperlichkeit, Emotionalität, Interaktion, Diskurse, Politik, Historie, Theorie-Praxis), zu vertiefen.

52 Meyer/Seidenspinner 1999.

53 Jugendhilfetag Nürnberg 2000.

LITERATUR:

- Becker-Schmidt, R./Knapp, G.-A.; Geschlechtertrennung-Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Bonn 1987.
- Benhabib,S./Butler, J.; Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/M. 1993.
- Bitzan, M./Funk, H; Geschlechterdifferenzierung als Qualifizierung in der Jugendhilfeplanung. 1995. In: Bolay,E./Herrmann,F.; a.a.O.
- Bolay,E./Herrmann,F.; Jugendhilfeplanung als politischer Prozess. Beiträge zu einer Theorie sozialer Planung im kommunalen Raum. Neuwied 1995.
- Diess./Daigler,C. (Hg); Neue Maßstäbe. Mädchen in der Jugendhilfeplanung. Berlin 1999.
- Diess.; Eigensinn und Einmischung. Einführung in die Grundlagen und Perspektiven parteilicher Mädchenarbeit. München/Weinheim 2001.
- Diess./Funk,H./Stauber,B.; Den Wechsel im Blick. Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung. Pfaffenweiler 1998.
- Brückner, M.; Frauen- und Mädchenprojekte. Opladen 1996.
- Diess./Böhnisch, L; Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung. Weinheim und München 2001.
- Butler, J.; Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.1991.
- Cavarero,A.; Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz. Wien 1989.
- Chwalek, D.-TH.; Mädchenarbeit an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, 1996. In: Hörmann, M./Reinbold, B.; a.a.O.
- Deutsche SHELL (Hg); Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie. Opladen 2000.
- Draxler, E.; Mädchenarbeit in der Jugendhilfe: innovativ, qualifiziert und trotzdem additives Arbeitsfeld ohne Bestandsgarantie? Frankfurt/M. 1996. In: Hörmann, M./Reinbold, B.; a.a.O.
- Faulstich-Wieland, H.; Weibliche Sozialisation zwischen geschlechterstereotyper Einengung und geschlechtsbezogener Identität. In: Skarbarth, H./Schlottau, H.; a.a.O.
- Friebertshäuser, B./Jakob, G./Klees-Möller, R.; Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung. Weinheim 1997.
- Garfinkel, H.; Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967.
- Geissler, B./Oechsle, M.; Lebensplanung junger Frauen. Weinheim 1996.
- Gildemeister, R./Wetterer, A.; Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G. A./Wetterer, A. (Hg); 1992, a.a.O.

- Glücks, E./Ottomeier-Glücks, F.G. (Hg); Geschlechtsbezogene Pädagogik. Münster 1996.
- Goffmann, I.; Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/M./New York 1994.
- Haas, E. (Hg); Verwirrung der Geschlechter. Dekonstruktion und Feminismus. München 1995.
- Hagemann-White, C.; Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen 1984.
- Diess.; Die Konstrukteure auf frischer Tat ertappen. Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. Feministische Studien. Weinheim 1993.
- Haraway, D.; Geschlecht, gender, genre. Sexualpolitik eines Wortes. In: Das Argument 166, S. 795-804.
- Haug, F.; Erinnerungsarbeit. Berlin 1990.
- Diess.; Frauen-Politiken. Hamburg 1996.
- Heiliger, A./Funk, H. (Hg); Neue Aspekte der Mädchenförderung. München 1990.
- Diess./Kuhne, T. (Hg); Feministische Mädchenpolitik. München 1993.
- Hirschauer, S.; Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten. In: Feministische Studien 2/1993.
- Ders.; Wie sind Männer? Wie sind Frauen? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem. In: Was sind Männer? Was sind Frauen? Geschlechtskonstruktionen im historischen Wandel. Frankfurt/M. 1996.
- Hörmann, M./Reinbold, B. (Hg); Die kleine Schwester der Frauenbewegung. – Mädchenarbeit gestern, heute, morgen -. Frankfurt/M. 1996.
- Hopf, E.H. (Hg); Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Weinheim/München 1990.
- Irigaray, L.; Speculum. Frankfurt 1980.
- Diess.; Das Geschlecht, das nicht eins ist. Berlin 1979.
- Jantz, O./Rauw, R. (Hg); Perspektiven geschlechtsbezogener Pädagogik. Opladen 2001.
- Kessler, S./McKenna, W; Gender. An Ethnomethodological Approach. New York 1987.
- Kircher, G.; Mädchenarbeit in Stuttgart – Grundsätze und Leitlinien. AGJF Baden-Württemberg e.V. (Hgin) In: Mädchenarbeit und Mädchenpolitik. Grundlagen-Erfahrungen- Perspektiven. Leinfelden 1996.
- Klees, R./Marburger, H./Schuhmacher, M.; Mädchenarbeit. Praxishandbuch für die Jugendarbeit – Teil 1. Weinheim/München 1989.
- Klose, Ch; Eine Utopie als Regelangebot? Zur Notwendigkeit von Mädchenarbeit im »postfeministischen« Zeitalter, 1996. In: Hörmann, M./Reinbold, B.; a.a.O.
- Knapp, G.A.; Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen. In: Hopf, E.H. (Hg); a.a.O.

- Knapp, G.A./Wetterer, A. (Hg); TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg/Br. 1992.
- Knapp, G.A.; »Der weibliche Sozialcharakter«. Mythos oder Realität? 1993: In: Krüger, M. (Hg); a.a.O.
- Diess. (Hg); Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Post-moderne. Frankfurt/M./New York 1998.
- Diess./Becker-Schmidt, R.; Feministische Theorien. Zur Einführung. Hamburg 2000.
- Krüger, M. (Hg); Was heißt hier eigentlich feministisch? Bremen 1993.
- Libreria Delle Donne De Milano; Wie weibliche Freiheit entsteht. Berlin 1988.
- Lorber, J./Farell, S.A.; The social construction of Gender. London 1991.
- Miller, T./Taschmurat, C. (Hg.); Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen. Stuttgart 1996.
- Möhlke, G./Reiter, G.; Feministische Mädchenarbeit. Gegen den Strom. Münster 1996.
- Modellprogramm »Mädchen in der Jugendhilfe«. Wissenschaftlicher Bericht. Forschungsstelle für Geschlechterforschung am Institut für Sozialpädagogik und Sozialarbeit der Technischen Universität Dresden. Dresden 1995
- Morgan, R.; Sisterhood is powerfull. An Anthology of Writings from the Woman´s Liberation Movement. New York 1970.
- Müller, S./Reindl, H. (Hg): Soziale Arbeit in der Konkurrenzgesellschaft. Beiträge zur Neugestaltung des Sozialen. Verhandlungen des 2. Bundeskongresses Soziale Arbeit. Berlin 1997.
- Nauendorf, G.; Mädchenarbeit: Entwicklung, Ansätze und Methoden. In: Modellprogramm »Mädchen in der Jugendhilfe«, a.a.O.
- Rauw, R./Reinert, I.; Perspektiven der Mädchenarbeit. Opladen 2001.
- Diess./Jantz, O.; Perspektiven geschlechtsbezogener Arbeit. Opladen 2001.
- Rieger, R. (Hg); Der Widerspenstigen Lähmung. Frankfurt/M./New York 1993.
- Savier, M./Wildt, C.; Mädchen zwischen Anpassung und Widerstand. Neue Ansätze der feministischen Jugendarbeit. München 1979.
- Scheu, U.; Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht. Frankfurt/M. 1996, zuerst 1977. Sechster Jugendbericht. Opladen 1984. Achter Jugendbericht. Bonn 1990.
- Spreckmann, S./Hörmann, M.; Mädchenarbeit als Entwicklungsprozess. 1996. In: Hörmann, M./Reinbold, B.; a.a.O.
- Thürmer-Rohr, C.; Vagabundinnen. Berlin 1993.
- Tyrell, H.; Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, S.450-489

- Vinken, B.; Dekonstruktiver Feminismus. Frankfurt 1992.
- Weedon, C.; Wissen und Erfahrung. Poststrukturalistische Theorie und Feministische Praxis. Zürich 1990.
- West, C./Zimmerman, D.; Doing Gender. In: Gender and Society 1, Thousand Oaks, CA 1987.
- Wallner, C.; Mädchengerechte kommunale Jugendhilfeplanung. Münster 1997.
- Wobbe, Th. (Hg.); Denksachsen. Frankfurt/M. 1994.

DOKUMENTATIONEN:

»Die eigene Stimme wiedergewinnen«.

Mädchen und Identität. Kongress zur Theoriebildung in der Mädchenarbeit anlässlich des 5-jährigen Bestehens des niedersächsischen Modellprojekts »Mädchen in der Jugendarbeit«, Reihe Materialien für Mädchenarbeit und Mädchenpolitik, Hg. vom niedersächsischen Modellprojekt Mädchen in der Jugendarbeit. Verden/Aller 1996.

Hessische Mädchenstudie (1).

Bestandsaufnahme zur Situation der Mädchen in der Jugendarbeit. Bevollmächtigte der Hessischen Landesregierung für Frauenangelegenheiten. Wiesbaden 1985.

Mädchen in Häusern der offenen Tür.

Studie zur verbesserten Einbeziehung von Mädchen in die Angebote der offenen Jugendarbeit in NRW. Der Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (Hg). Herten 1987.

WANDEL DER ARBEITSWELT – PERSPEKTIVEN FÜR FRAUEN?!

AUSWIRKUNGEN AKTUELLER GESELL- SCHAFTLICHER UND WIRTSCHAFTLICHER ENTWICKLUNGEN AUF BESCHÄFTIGUNGS- PERSPEKTIVEN VON FRAUEN UND AUF DAS GESCHLECHTERVERHÄLTNIS

Kathrin Walter

Die Arbeitswelt befindet sich im Wandel. Globalisierte Wirtschafts- und Finanzstrukturen entfachen eine neue Konkurrenzsituation auf den Märkten und führen zu starken wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen. Im Zuge des Strukturwandels der Wirtschaft sind neue Qualifikationen gefragt. Oft wird vom Niedergang der Arbeitsgesellschaft gesprochen und damit auf wachsende Arbeitslosenzahlen einerseits und veränderte Arbeitsverhältnisse andererseits Bezug genommen. Das stipendiatische Projekt der Hans-Böckler-Stiftung »Wandel der Arbeitswelt – Perspektiven für Frauen?!« hat sich unter dem Fokus Chancengleichheit für Frauen und Männer mit den Auslösefaktoren und Bedingungen des Wandels auseinandergesetzt. Unsere Frage war, welche Entwicklungen es gibt, wie sich diese auf das Geschlechterverhältnis auswirken und welche Chancen oder Probleme daraus entstehen könnten.

Das seit den 50ern bis Anfang der 80er Jahre dominierende Modell des männlichen Familienernährers im Normalarbeitsverhältnis einer unbefristeten Vollzeitstelle ist brüchig geworden. Der Anteil von Beschäftigten in sogenannten Normalarbeitsverhältnissen ist in Westdeutschland zwischen 1970 und 1995 von ca. 84 Prozent auf 68 Prozent zurückgegangen, während im gleichen Zeitraum die Teilzeitbeschäftigung von 6 Prozent auf 23 Prozent anwuchs¹. 13 Prozent aller abhängig beschäftigten Erwerbstätigen arbeiten heute sowohl im europäischen als auch bundesdeutschen Durchschnitt in einem zeitlich befristeten Arbeitsverhältnis². Im

- 1 Dombois, Rainer (1999): Der schwierige Abschied vom Normalarbeitsverhältnis. Aus Politik und Zeitgeschichte, B 37/99, S. 13-20.
- 2 EU-Arbeitskräfteerhebung, Mikrozensus 2001: Statistisches Bundesamt.

April 2001 hatten nur noch 49 Prozent der Beschäftigten in Deutschland tägliche feste Arbeitszeiten, der Rest arbeitete nach variablen Zeitmodellen³.

Flexible, atypische Beschäftigungsverhältnisse werden für mehr und mehr Erwerbstätige zur Normalität und führten zum Begriff des »Arbeitskraftunternehmers«. Besondere Kennzeichen dieses neuen mobilen Typs seien der Zwang zur verstärkten Ökonomisierung der eigenen Arbeitsfähigkeiten und -leistungen sowie eine Verbetrieblichung der alltäglichen Lebensführung⁴. Diese Entwicklung schafft neuen Druck für Arbeitnehmer, ermöglicht aber auch bisher unbekannte Freiräume für Frauen und Männer, zum Beispiel zur Vereinbarung von Beruf und Familie. Der Wandel der Arbeitswelt könnte eine Chance sein auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten Gesellschaft. Veränderte Strukturen und Anforderungen der Arbeitswelt verlangen neue Fähigkeiten und Einstellungen. Nicht selten werden gerade bei Frauen die adäquaten Fähigkeiten vermutet, diesen neuen Anforderungen gerecht zu werden. Denn beim Management von Haushalt, Kindererziehung und Familienleben ist Flexibilität gefragt, hinzu kommen die oft von klein auf erworbenen sozialen und kommunikativen Kompetenzen.

Tatsächlich hat sich der Arbeitsmarkt in den letzten Jahren erheblich zugunsten einer ausgeglicheneren Beteiligung von Frauen und Männern verändert. 43 Prozent der Erwerbstätigen in Deutschland sind heute Frauen⁵. Die Erwerbsquote der Frauen lag im Jahr 2001 bei 64,9 Prozent, in den alten Bundesländern (ABL) bei 63,5 Prozent und in den neuen Bundesländern (NBL) bei 72,5 Prozent. Die der Männer lag bei 80,1 Prozent⁶. Zwischen 1991 und 2000 verloren Männer 1,4 Mio. Arbeitsplätze, Frauen hingegen gewannen 1,2 Mio. Arbeitsplätze hinzu⁷. Doch kann diese positive Entwicklung nicht darüber hinwegtäuschen, dass von einer gleichberechtigten Teilhabe von Frauen und Männern am Erwerbsleben (noch) nicht die Rede sein kann:

- Der Beschäftigungszuwachs für Frauen erfolgte vor allem im Teilzeitbereich. Die Zahl der Teilzeitbeschäftigten ist zwischen 1991 und 2001 von 4,7 Mio. auf 6,8 Mio. gestiegen. 87 Prozent der Teilzeitbeschäftigten in Deutschland sind Frauen⁸. Ihre Teilzeitquote beträgt 42 Prozent in den ABL, 23 Prozent in den NBL⁹.

3 Mikrozensus 2001, Statistisches Bundesamt.

4 Voß, G. Günther/Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 50, Heft 1, 1998, S. 131-158.

5 Bericht zur Berufs- und Einkommenssituation von Frauen und Männern, WSI im Auftrag des BMFSFJ, 2002.

6 Statistisches Bundesamt, 2002.

7 Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 258, 2002.

8 Mikrozensus 1999, Statistisches Bundesamt.

9 Bericht zur Berufs- und Einkommenssituation von Frauen und Männern, WSI im Auftrag des BMFSFJ, 2002.

Atypische Beschäftigungsverhältnisse wie Teilzeit und befristete Verträge bergen aber die zusätzliche Gefahr einer schlechteren Bezahlung. So verdienen Beschäftigte in befristeten Stellen im Durchschnitt 13 Prozent weniger als ihre Kolleg/innen im unbefristeten Vollzeitverhältnis¹⁰.

- Die anhaltende geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes wirkt sich negativ auf die Berufs- und Einkommenssituation von Frauen aus. In den alten Bundesländern verdienen vollzeitbeschäftigte Frauen nur 75 Prozent des Jahresbruttoeinkommens eines vollzeitbeschäftigten Mannes, in den neuen Bundesländern sind es hingegen knapp 94 Prozent¹¹.
- Zwar waren im Jahr 2000 knapp 45 Prozent aller Hochschulabsolvent/innen Frauen, doch liegen die Präferenzen von Studentinnen deutlich im Bereich der Sprach- und Kulturwissenschaften, Sozialwissenschaften, Pädagogik, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften. Im Maschinenbau hingegen lag der Frauenanteil im Studienjahr 97/98 bei nur 10,9 Prozent, in der Elektrotechnik bei 5,8 Prozent¹². Die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes wird hier fortgesetzt.
- Deutlich unterrepräsentiert sind Frauen in Führungspositionen. So sind in den alten Bundesländern im Jahr 2000 nur 10,5 Prozent der Frauen, aber 20,3 Prozent der Männer in Führungspositionen tätig. In den neuen Bundesländern fällt der Unterschied geringer aus: 14,4 Prozent der berufstätigen Männer und 12 Prozent der Frauen arbeiten in Führungspositionen¹³.
- Der wirtschaftliche Strukturwandel der letzten Jahre ist Ursache einer zunehmenden Tertiarisierung der Arbeitswelt. Arbeitsplätze in der Industrie werden abgebaut, Arbeitsplätze im Bereich der Dienstleistungen entstehen neu. Der Erwerbszuwachs von Frauen erfolgte vor allem im Bereich der Dienstleistung, nicht selten unter ihrer Qualifikation. So konzentriert sich die Erwerbstätigkeit von Frauen vorwiegend auf kleine und mittlere Unternehmen sowie Wirtschaftszweige mit geringem Verdienstniveau¹⁴.
- Viele Frauen mit Kleinkindern verzichten unfreiwillig auf eine Erwerbstätigkeit. 86 Prozent der Mütter mit kleinen Kindern in den ABL und 96 Prozent in den NBL würden gern in Teilzeit oder Vollzeit arbeiten. Realisieren können das zur

11 Bericht zur Berufs- und Einkommenssituation von Frauen und Männern, WSI im Auftrag des BMFSFJ, 2002.

12 Statistisches Bundesamt.

13 Bericht zur Berufs- und Einkommenssituation von Frauen und Männern, WSI im Auftrag des BMFSFJ, 2002.

14 Bericht zur Berufs- und Einkommenssituation von Frauen und Männern, WSI im Auftrag des BMFSFJ, 2002.

Zeit aber nur 23 Prozent in den alten und 27 Prozent in den neuen Bundesländern¹⁵.

- Noch immer tragen Frauen die Hauptlast der Kindererziehung und Haushaltsarbeit. Nur zwei Prozent der Väter nehmen Elternzeit in Anspruch. Nur fünf Prozent der Männer arbeiten in Teilzeit.

Deutlich wird, dass die aktuellen Veränderungen der Arbeitswelt zwar einerseits durchaus Chancen für eine Veränderung des Geschlechterverhältnisses bieten, dass aber andererseits der Arbeitsmarkt zur Zeit eine gravierende Schiefelage aufweist. Wirkliche Veränderung wird nicht stattfinden, so lange beispielsweise für männliche Arbeitnehmer die Inanspruchnahme von Erziehungszeiten und Teilzeitarbeit nicht ebenso normal wird wie sie es für Frauen bereits ist, so lange sich die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes fortsetzt. Strukturelle Reformen sind dafür ebenso notwendig wie persönliches Engagement und ein umfassender Wertewandel. Die Bundesregierung hat in der letzten Legislaturperiode mit der Neuregelung zur Elternzeit, dem Teilzeitgesetz und der Väterkampagne Schritte in diese Richtung unternommen. Diverse bundesweite Initiativen wollen Mädchen zum ingenieur- oder naturwissenschaftlichen Studium bzw. zur Aufnahme einer technischen Ausbildung motivieren. Was nun folgen muss, ist ein flächendeckendes Angebot von Ganztagsbetreuung. Das neue politische Konzept des »Gender Mainstreaming« will den Blick von der bisherigen reinen Frauenförderung auf beide Geschlechter ausweiten. Das ist der Schritt in die richtige Richtung. Doch mit dem gleichzeitig zu beobachtenden Abbau von bisher für Frauen zuständigen Institutionen birgt er auch die Gefahr, dass sich die Frage der Chancengleichheit verwäscht und in scheinbarer Bedeutungslosigkeit zerfällt.

Doch nicht nur von politischen Rahmenbedingungen, gewerkschaftlichem und persönlichem Einsatz hängt der mögliche Wandel ab, auch die freie Wirtschaft muss Interesse an der gleichberechtigten Teilhabe von Frauen und Männern am Erwerbsleben haben. Knallharte ökonomische Fakten sind es, die hier über Ja oder Nein einer Veränderung bestimmen. Dass von Erwerbstätigen heute in zunehmendem Maße Fähigkeiten gefordert werden, die insbesondere Frauen zugeschrieben werden, wurde bereits erwähnt. In Deutschland wird darüber hinaus die Rede von der demografischen Entwicklung und dem zukünftigen Mangel an Arbeitskräften immer lauter. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung verdeutlichte in Modellrechnungen den zu erwartenden Arbeitskräftemangel:

15 Mikrozensus 2001, Statistisches Bundesamt.

Bereits ab 2008 ergibt sich ein gravierender Arbeitskräftemangel, der bis 2020 auf knapp 6 Mio. ansteigt und bis 2040 eine Größenordnung von rund 16 Mio. erreicht¹⁶. Folgt man diesen Prognosen, so ist eine weitere Einbindung von Frauen in den Arbeitsmarkt unumgänglich. Auch aus aktuellen ökonomischen Überlegungen heraus wird es Unternehmen offenbar wichtiger, eine möglichst vielfältige Belegschaft zu beschäftigen, in der in etwa die Gesellschaft abgebildet wird. »Managing Diversity« heißt das neue Konzept, das in den vergangenen Jahren aus den USA kam und besonders in multinationalen Unternehmen zunehmend umgesetzt wird. Gesucht wird immer weniger der weiße männliche Durchschnittsmanger, Vielfalt ist das neue Schlagwort. Teams, die u.a. in Bezug auf Geschlecht, Nationalität, Alter und Herkunft unterschiedliche Mitarbeiter/innen verbinden, sollen für Innovationen und individuellen Zuschnitt der Produkte auf die Kundengruppen sorgen. Heute finden wir in den USA immerhin fünf weibliche Vorstandsvorsitzende unter den »Fortune 500«, in Deutschland ist schon ein einziges weibliches Vorstandsmitglied ein Novum¹⁷. Doch zunehmend setzen Unternehmen auch hierzulande auf Chancengleichheit als »business case«¹⁸.

Auch wenn diese Entwicklungen Anlass zur Hoffnung geben, sind doch unzählige Frauen trotz hoher Motivation an der sogenannten »Gläsernen Decke«, der unsichtbaren Zutrittsbarriere in die Führungsetagen, gescheitert. Von Seilschaften und tradierten Förderstrukturen ist hier die Rede, vom berühmten »Zutritt zum Kaminzimmer«, von dem Renate Künast sprach. Die Bedeutung von Netzwerken wurde in den letzten Jahren oft herausgestellt und führte zur Gründung diverser strategischer Unterstützungsnetze von Frauen¹⁹. Mentoring als antikes Konzept der persönlichen Protektion wurde in jüngster Zeit insbesondere für die Förderung von Frauen wieder entdeckt. Viele Unternehmen bieten ihren weiblichen Mitarbeiterinnen mit Führungsambitionen die Teilnahme an einem Mentoringprogramm an – mit hohem Erfolg (in Bezug auf die anschließenden Beförderungen)²⁰.

16 Schnur/Zika (2002): Gute Chancen für moderaten Aufbau der Beschäftigung, IAB-Kurzbericht Nr. 10.
17 Juliane von Wiemerslage, IBM Deutschland

18 Vgl.: Pribilla, Prof. Peter (2002): Promoting Diversity – Maßnahmen und Strategien bei Siemens. Vortrag auf der Tagung »Frauen zeigen Profil – Neue Wege in Wirtschaft und Politik« am 14.05.2002 im Siemens Forum München (www.siemens.de).

19 Vgl. u.a. European Women's Management Development (EWMD), Women in European Business – Deutsche Bank.

20 Vgl. u.a. Cross-Mentoring-Program der Commerzbank AG, Deutsche Bank AG, Deutsche Lufthansa AG, Deutsche Telekom AG, Robert Bosch GmbH, Flughafen Frankfurt Main AG, Merck KGaA und Procter & Gamble GmbH, Mentoring-Programme der Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft Berlin (EAF)

Doch so positiv diese Entwicklungen klingen, eines dürfen wir dabei nicht übersehen: Hier handelt es sich zumeist um hochqualifiziertes Personal. Der strukturelle Wandel des Arbeitsmarktes führt aber auch zu einer stärkeren Einkommensstreuung unter den Beschäftigten. Leidtragende sind hier gering Qualifizierte, sowohl Männer als auch Frauen. Ein Trend zu stärkerer Diversifizierung unter Frauen bei gleichzeitigem Auseinanderdriften der Kluft zwischen Arm und Reich ist bereits absehbar. Eine wesentliche Aufgabe der Zukunft wird sein, die Umstrukturierung der Arbeitsgesellschaft sowie die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse kritisch zu begleiten. So läßt sich die Frage »Wandel der Arbeitswelt – Perspektiven für Frauen?!« mit einem »sowohl als auch« beantworten. Die aktuellen Entwicklungen bieten Chancen und bergen Gefahren. Wie kann Deutschland auf dem internationalen Markt bestehen ohne gleichzeitig sozialstaatliche Prinzipien weit hinter sich zu lassen? Vor allem Wirtschaft, Politik und Gewerkschaften sind in der Verantwortung, diese Gefahren zu benennen und ihnen wirksam zu begegnen.

Das stipendiatische Projekt der Hans-Böckler-Stiftung »Wandel der Arbeitswelt – Perspektiven für Frauen?!« hat sich zwischen Januar 2001 und September 2002 auf insgesamt sieben Arbeitstreffen mit den beschriebenen Veränderungen auseinandergesetzt. Einer der Höhepunkte unserer Arbeit war die Stipendiatinnentagung »FEMEDIALE – Entwicklung und Visionen in der Mediengesellschaft« im Dezember 2001, eine weitere Tagung für die Stipendiatinnen der Böckler-Stiftung »Wir können auch anders! Lebensräume – Lebensträume« wird im Dezember 2002 folgen. Das Projekt »Wandel der Arbeitswelt – Perspektiven für Frauen?!« ist hervorgegangen aus der früheren AG Frauen. Die Struktur stipendiatischer Arbeitsgemeinschaften der Studienförderung der Hans-Böckler-Stiftung wurde im Herbst 2000 aufgelöst und in Projekte überführt. Eine Arbeitsweise, die einerseits mehr administrativen Aufwand, andererseits aber auch mehr Freiheit und Verantwortlichkeit bedeutet. Insgesamt haben in dem interdisziplinären und bundesweit zusammengesetzten Projekt 18 Stipendiatinnen zeitweise oder durchgängig mitgearbeitet. Wir haben viel gelernt, diskutiert und erlebt in dieser Zeit und die Grundlage für ein zukunftsträchtiges Netzwerk geschaffen. Unser besonderer Dank gilt Birgit Grafe, die uns als Referatsleiterin der Stiftung beratend und fördernd zur Seite stand!

Kontakt und weitere Infos:

kathrin.walther@berlin.de

<http://stips.boeckler.de/wdapff/>

ZUR LEBENSREALITÄT VON MIGRANTINNEN IN DREIEICH

– EINIGE WESENTLICHE
FORSCHUNGSERGEBNISSE –

Ulrike Fichera, Gisela Ehrlich, Semra Kanisicak

1. VORBEMERKUNGEN

1.1. Zur Themenwahl, zur Motivation und zur politischen Bedeutung

Außer einigen Bestandsstatistiken zur Nationalität, zum Geschlecht und zu Altersgruppen wissen wir wenig über Lebenslagen, Bedürfnisse, Vorstellungen, Kompetenzen aber auch Defizite oder Diskriminierungen von Migrantinnen.

Wir sind der Meinung, dass es nach über 50 Jahren Gleichberechtigungspostulat im Grundgesetz der BRD sowie nach über 40 Jahren Migration an der Zeit ist, eine Bilanz zu ziehen: *Was ist im Hinblick auf Gleichberechtigung und Integration erreicht – und zwar nicht nur aus Sicht deutscher Frauen sondern besonders auch aus der Perspektive von Migrantinnen?*

Deshalb wollten wir Migrantinnen befragen zu ihrer Lebensrealität (womit sie zufrieden oder unzufrieden sind), zu ihren Vorstellungen von Integration und Gleichberechtigung, was sie sich für ihre eigene Zukunft und für die ihrer Kinder, also die nächste Generation erhoffen, warum sie sich in Dreieich wohlfühlen oder was sie sich anders wünschen, welche Kompetenzen und Ideen sie für ein gleichberechtigtes Miteinander und zur demokratischen Mitgestaltung unserer Stadt einbringen können. *Erst wenn die Lebensrealität von Migrantinnen bekannt ist, können KommunalpolitikerInnen diese in ihre Planungen einbeziehen.*

Unser Ziel ist es, eine Diskussion anzustoßen und Interesse zu wecken, das öffentliche Bewusstsein für Migrantinnen zu sensibilisieren, etwas über ihre Lebenssituation in Dreieich zu erfahren, denjenigen ausländischen Mitbürgerinnen, die sich bisher nicht zu Wort gemeldet haben, eine Stimme zu geben, damit sie gehört werden, sie zu aktivieren und zu einer Mitgestaltung in Dreieich zu bewegen, ihre Vorstellungen, Ideen, Bedürfnisse und Wünsche bekannt zu machen und zu diskutieren, damit sie in der Kommunalpolitik aufgegriffen werden können.

1.2. Befragte und Fragende:

Wir haben Interviews mit 13 Migrantinnen, die uns bekannt waren oder von Mitfrauen »vermittelt« wurden, durchgeführt. Die Auswahl war zufällig. Ihre Altersspanne reicht von 17 bis 70 Jahren, sie stammen aus 6 Ländern: Afghanistan, Eritrea (2.Generation), Iran, Taiwan, Frankreich, Türkei (1. und 2. Generation).

Alle wohnen in Dreieich. Die Stadt Dreieich wurde bei der Gebietsreform am 01. Januar 1977 aus den Städten und Gemeinden Buchschlag, Dreieichenhain, Götzenhain, Offenthal und Sprendlingen gebildet. Dreieich hat 43.073 Einwohnerinnen und Einwohner. Davon sind 5.569 Menschen nichtdeutscher Herkunft. In der Stadt Dreieich leben 100 Nationalitäten einschließlich der Deutschen. (Stand: 30. Juni 2002).

Die Interviews wurden durchgeführt und ausgewertet von fünf Frauen aus der Internationalen Frauengruppe Dreieich und in deren Freizeit erarbeitet: Ehrlich, Gisela, Fremdsprachenkorrespondentin und jetzt Rentnerin; Fichera, Ulrike, Dr. phil., Erziehungswissenschaftlerin und Lehrerin; Johnen, Brigitte, Fremdsprachenkorrespondentin und jetzt Rentnerin; Kanisicak, Semra, Studentin; Tapia, Rosa-Linda, Diplomsoziologin¹.

Wen und was wir nicht gefragt haben: Aufgrund unseres Gleichberechtigungsbegriffs, der auch Männer in die Verantwortung nimmt und aufgrund unseres Integrationsbegriffs, der auch Deutsche zur Realisierung von Integration auffordert, wäre es folgerichtig gewesen, auch diese Personengruppen nach ihrem Beitrag zur Realisierung von Gleichberechtigung und Integration zu befragen. Dies war uns allerdings unter den Arbeitsbedingungen dieser Befragung und der knappen Ressourcen nicht mehr möglich.

1.3. Zeitraum der Befragung:

Sommer 2002

1.4. Typus der Arbeit/Methode:

Interpretative Interviews auf der Basis eines Fragebogens mit mehrheitlich qualitativen Fragen, Gruppendiskussionen zur Analyse und Interpretation der Interviews, bei der Darstellung der Ergebnisse haben wir die Namen der befragten Zuwanderinnen verändert.

1 Aufgrund unserer Arbeits- und Ressourcenbedingungen war es uns nicht möglich, den umfangreichen Forschungsstand zu Integration und Gleichberechtigung zusammen zu stellen und die Interviews vollständig unter Berücksichtigung aller Fragestellungen auszuwerten.

1.5. Zum theoretischen Hintergrund:

Theoretischer Hintergrund sind die Kritischen Gesellschafts- und Erziehungswissenschaften, insbesondere die Migrationsforschung im Sinne von gendermainstreaming sowie die gesellschafts- und ideologiekritische Frauen- und Geschlechterforschung². Ziel kritischer Geisteswissenschaften ist es, sensibel zu machen für gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse, Unterdrückung und Hierarchie und mit einer parteilichen Forschung zur Veränderung der Situation beizutragen. Unser Erkenntnisinteresse richtet sich konkret auf die Verbesserung der Situation von Migrantinnen.

Wir gehen von der Annahme einer Diskrepanz zwischen Gleichberechtigungsversprechen im GG und der tatsächlichen Realität aus, besonders auch im Hinblick auf Migrantinnen. Unsere inhaltlichen Schwerpunkte sind »Gleichberechtigung« und »Integration«, d.h. wir haben es hier mit den sozialen Kategorien »Geschlecht« und »Ethnie/Migration« zu tun.

Unsere theoretische Folie sind die Denkmodelle zur Geschlechterphilosophie, wie sie von Annedore Prengel (1986, 89) beschrieben und wie sie von mir im Rahmen meiner Dissertation herausgearbeitet worden sind (Fichera 1996). Dabei wird zwischen zwei grundsätzlichen Modellen unterschieden: einmal denjenigen, die Gleichberechtigung verhindern und zum anderen denjenigen, die Gleichberechtigung fördern und begünstigen.

Ein emanzipationsfeindlicher Ansatz ist die sog. »Bürgerliche Geschlechterphilosophie« oder der »Ontologisch-hierarchische Ansatz«. Gleichberechtigungsfreundliche und innovative Ansätze sind grob zusammengefasst: der »Gleichstellungsansatz« und der »Gleichberechtigung-als-Gemeinschaftsaufgabe-Ansatz«.

Wir gehen von einem sozialisationstheoretischen Ansatz aus, wie er von Frauen aus Frauenbewegung und Frauenforschung formuliert und besonders von Helga Bilden (1991) weiterentwickelt worden ist, d.h., von der Annahme einer aktiven, lebenslangen Verarbeitung von geschlechts- und kulturspezifischen Realitäts- und Sozialisationseinflüssen durch das Subjekt/Person – im Gegensatz zu einem biologistisch-statischen Begriff, der von angeborenen, unveränderlichen Charakter- und Verhaltensmerkmalen ausgeht.

2 *Gender Mainstreaming* ist eine politische Methode mit dem Ziel der Verwirklichung der Gleichberechtigung im Geschlechterverhältnis, die seitens der Europäischen Union im Vertrag von Amsterdam 1999 festgeschrieben wurde. Dies bedeutet, dass bei allen Fragen und Entscheidungen die soziale Kategorie »Geschlecht« sowie die Ergebnisse aus Frauen- und Geschlechterforschung zu berücksichtigen sind. Die Geschlechterfrage ist kein »Nebenwiderspruch« sondern als »Haupt-Querschnittskategorie« zu beachten. Realisierung von Gleichberechtigung ist nicht länger nur eine »Frauenfrage« sondern eine Aufgabe für beide Geschlechter.

Das Erklärungsmuster der »kulturell geprägten Wahrnehmung«, das Dale Spender 1985 im Bereich des Geschlechterverhältnisses heranzieht, ist auch auf die Kategorien »Ethnie/Migration« anwendbar. Sie erklärt damit den Sachverhalt, dass Benachteiligungen von Schülerinnen bei der Zuwendung der Lehrkraft im koedukativen Unterricht von den Beteiligten nicht wahrgenommen werden, weil es in unserer patriarchalen Kultur als so »normal« empfunden wird, wenn Männer/Jungen im Mittelpunkt stehen, mehr Aufmerksamkeit und Redezeit bekommen und Mädchen weniger beachtet werden. Untersuchungen der Interaktionen im Klassenzimmer hatten nämlich ergeben, dass Jungen i. d. R. 2/3 der Aufmerksamkeit der Lehrkraft bekamen und Mädchen nur 1/3 (Spender 1985).

Zum Gleichberechtigungsbegriff:

Wir verstehen darunter Realisierung gleicher Rechte für Deutsche und Zuwanderinnen auf Bildung, Erwerbsarbeit und gesellschaftliche Mitbestimmung, Zugang zu allen Ressourcen, Öffentlichkeit und Politik – auch zu Definitionsmacht, sowie Abbau von Hierarchie im Geschlechterverhältnis. Die Arbeit an der Verwirklichung der Gleichberechtigung sehen wir als Aufgabe für beide Geschlechter: auch Männer müssen aktiv an der Überwindung des alten Männerbildes arbeiten, das ihnen qua Geschlecht eine dominante Rolle sowie das Bild des »Nur-Berufstätigen« zuwies. Konkret heißt das, dass sich Männer z.B. an Hausarbeit, Kindererziehung und Fürsorgearbeit beteiligen, Macht abgeben, Frauen auf Leitungsfunktionen lassen u. ä.

Zum Integrationsbegriff:

Wir haben einen Integrationsbegriff, der keinesfalls blinde Anpassung der Minderheitsgesellschaft an die Mehrheitsgesellschaft bedeutet – wobei wir allerdings Kenntnisse der deutschen Sprache sowie ein demokratisches Grundverständnis und Anerkennung des GG voraussetzen. Auf dieser Basis begreifen wir Integration als einen anregenden, wechselseitigen, dynamisch-historischen Prozess, der die Realisierung der Gleichberechtigung der Geschlechter nicht außer acht lässt. Toleranz gegen frauenunterdrückende Kulturen, Religionen und Traditionen lehnen wir ab.

Migration:

»Migration wird als ein umfassender *Sozialprozess* verstanden. Er reicht von der schrittweisen und unterschiedlich weit gehenden Ausgliederung aus dem Kontext der Herkunftsgesellschaft bis zur ebenfalls unterschiedlich weitreichenden Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft« (Bericht der Bundes-Reg. 2000: 5, 6).

1.6. Wir haben gefragt nach:

- Migrationsgrund, Sprachkenntnisse – Spracherwerb, Schul- und Ausbildung
- Tagesablauf, Haus-, Erziehungs-, Fürsorgearbeit und Erwerbsarbeit
- Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann, Wer trifft Entscheidungen
- Erziehung der Kinder/Emanzipationsvorstellungen der Mütter für ihre Töchter
- Kontakte zu anderen MigrantInnen und Deutschen/Besuch von Veranstaltungen von Bürgerhaus, Vereinen, etc. Internationale Frauengruppe
- Freizeit/Hobbies/Urlaub, Gesundheit
- Positive und negative Migrationserfahrungen, Erfahrungen mit Behörden, Institutionen
- Unterschiede zwischen dem Heimatland und Deutschland, Bikulturelle Kompetenzen
- Staatsbürgerschaft, Zukunftsvorstellungen, Anregungen, Wünsche, politische Forderungen.

2. ZUSAMMENFASSUNG EINIGER WESENTLICHER FORSCHUNGSERGEBNISSE

Ein herausragendes Ergebnis, das wir bei unserer kleinen Studie gewonnen haben, war die Erkenntnis, wie *vielfältig* die Lebensentwürfe und Kompetenzen, die Migrationsgründe und Biographien, die politischen Hintergründe und rechtliche Faktoren sowie die Hoffnungen, Wünsche und Perspektiven der Migrantinnen waren.

Eine weitere interessante Erkenntnis war die Beobachtung der Offenheit der Migrantinnen für Veränderungen und sozialen Wandel und ihre Bereitschaft sich einer z. T. ungewohnten Realität zu stellen und neue Sozialisierungseinflüsse der Aufnahme-gesellschaft in ihrer Lebensgestaltung aktiv zu verarbeiten.

Es wurde uns bewusst, wie sehr der öffentliche und politische Diskurs und teilweise auch unser Denken von Vereinfachungen und Klischeevorstellungen geprägt war³. Im Folgenden wollen wir dies verdeutlichen.

Zuvor möchten wir an dieser Stelle noch erwähnen, wie gastfreundlich wir begrüßt wurden und wie sehr sich die meisten Frauen über unser Interesse an ihrem Leben gefreut haben.

3 Bericht der Bundesregierung 2000, S. 5. Hier ist die Rede von einem »kultur-deterministischen Bild«, das Deutsche häufig von AusländerInnen haben, wonach diese aufgrund ihrer »fremdkulturellen Sozialisation« für immer »Produkt« und passives »Opfer« ihrer Erziehung in einer anderen Kultur bleiben würden.

2.1. Migrationsgründe

Die Frauen, die wir interviewt haben, sind aus mehreren Gründen in die BRD gekommen.

Neben den in Gesellschaft und Literatur bekannten Gründen, auf die auch wir gestoßen sind, wie:

- Arbeitsmigration/Gastarbeiterinnen der 1. Stunde
- Töchter der Arbeitsmigrantinnen/2. Generation
- Liebe/Heirat/Familienzusammenführung
- Politische Gründe/Verfolgung

haben wir bei unseren Interviews weitere – gerade für Frauen relevante Gründe ihre Heimat zu verlassen – entdeckt: nämlich geschlechtsspezifische.

■ **»Ich wollte nur weg ..., nur weg« (Jasemin)**

So kam z.B. *Jasemin* 1965 als Pionierin und als Gastarbeiterin der 1. Stunde, die in einer türkischen Stadt einen bereits gut eingeführten Handwerksbetrieb mit ihrem Mann zusammen aufgebaut hatte, nicht aus ökonomischen Gründen und wegen Arbeitslosigkeit nach Deutschland, sondern weil sie als Frau nach Unabhängigkeit strebte.

Sie gab ihre sichere Existenz und soziales Ansehen auf, weil sie sich von der Bevormundung, Ausbeutung und Gewalttätigkeit durch die Männer ihrer Familie (Vater und Ehemann) und deren patriarchale Vorstellungen, wie Frauen zu leben hätten, befreien wollte.

■ **»Die Frauen wurden verschleppt ... und meine Mutter hatte Angst« (Gina)**

Gina berichtete, dass ihre Mutter mit ihren beiden Kleinkindern allein nach Deutschland floh, ihr Mann sie nicht begleitete, weil sie Angst vor Gewalt und Vergewaltigung hatte, was »natürlich« im Bürgerkrieg zwischen Eritrea und Äthiopien noch häufiger passierte als in unserem alltäglichen Gewaltszenario der sog. zivilisierten Länder.

Soraya, eine afghanische Studentin konnte dem Leben in totaler Unfreiheit in einem Land, dessen politisch-religiös-fundamentalistisches System Frauen keine Menschenrechte zugesteht, entkommen, indem sie einen afghanischen Mann heiratete, der in der ehemaligen SU studiert hatte und mit dem sie sich dann in der BRD ein gemeinsames Leben aufbauen konnte.

Mit ihrer Migration antworten die Zuwanderinnen auf eine sie benachteiligende Situation in der Heimat und streben eine Verbesserung ihres Lebens als Frauen in sozialer und ökonomischer Hinsicht an.

2.2. Zur Lebensrealität von Migrantinnen unter dem Aspekt »Lebensentwürfe und Gleichberechtigung«.

Im Hinblick auf Emanzipation und Gleichberechtigung von Migrantinnen ist bei Deutschen häufig das Vorurteil anzutreffen, nach dem diese und insbesondere Türkinnen als rückständig eingeschätzt werden – im Gegensatz zu deren eigenen Selbstbildern⁴. Unsere Beobachtungen widerlegen dieses Klischee ebenfalls. Unsere Frauen und deren Biographien sind Beispiele für eine aktive, lebenslange Verarbeitung von neuen Sozialisationsinflüssen und für Veränderung der Lebensgestaltung in Richtung Eigenständigkeit und Unabhängigkeit.

Als Beispiele für die Flexibilität, das eigene Leben unter veränderten individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen in die Hand zu nehmen, wollen wir Güllü und Mary vorstellen.

Danach werden wir einen zusammenfassenden Überblick über die Lebensentwürfe der Migrantinnen im Zusammenhang mit Erwerbs- und Familienarbeit geben und dabei einen Schwerpunkt auf die Lebensrealität der Gastarbeiterinnen der ersten Stunde legen.

»Das war die Erziehung der Eltern ... Meine Gedanken haben sich in Deutschland geändert. Eine Frau muss selbständig sein. Hier muss man alles selbst lernen und machen« (Mary).

Nachdem *Mary*, eine Chinesin, wegen der Liebe zu einem deutschen Mann in die BRD gekommen war, veränderte sie hier ihre Vorstellungen, wie eine Frau zu leben hätte. Es wurde ihr bewusst, dass sie in ihrer asiatischen Heimat ein traditionelles Geschlechterbild verinnerlicht hatte, wonach es die »natürliche Bestimmung einer Frau« sei, Hausfrau, Mutter und Ehefrau zu werden, während für Männer die Rolle des »Nur-Berufstätigen« vorgesehen war.

Da ihr Mann sie nach kurzer Zeit betrog, verließ sie ihn und baute sich ein Leben als selbständige berufstätige Frau auf. Dafür musste sie sehr kämpfen, weil das damalige Gesetz der BRD noch männerorientiert und frauenfeindlich war: Migrantinnen waren an das Aufenthaltsrecht/Status des Ehemannes gebunden. Wenn sie ihn verließen – aus welchen Gründen auch immer, auch wenn sie geschlagen wurden – wurden sie ausgewiesen. Aber *Mary* wollte in der BRD bleiben. *Mary*, die ehemals schüchterne unselbständige Frau, nahm ihr Leben in die eigenen Hände und baute sich in einem ihr noch fremden Land allein auf sich gestellt eine neue Existenz auf.

4 Bericht 2000:89 f.

»Die Männer machen, was sie wollen. Er denkt, hier ist China« (Mary).

Ein weiteres Beispiel für ihre scharfe Beobachtung der gesellschaftlichen Situation und ihre Lern- und Veränderungsbereitschaft ist ihr Verhalten, als ein chinesischer Kollege sie wiederholt sexuell belästigen will. Sie weiß, dass sie sich hier keine sexuellen Übergriffe gefallen lassen muss, dass das gesellschaftliche Bewusstsein von Frauenbewegung und Frauenpolitik sensibilisiert worden ist und die Gesetze verändert worden sind.

»Wie ich getrennt war von meinem geschiedenen Mann, war ich 40 Jahre ... und habe paarmal versucht zusammenzukommen, aber wie ich war 50, war Schluss, dann hab ich es nicht mehr versucht, dann war Trennung für immer« (Güllü)

Das zweite Beispiel für geistige Beweglichkeit und lebenslange Aufgeschlossenheit gegenüber neuen emanzipatorischen Lebensentwürfen ist Güllü, Gastarbeiterin der ersten Stunde, immer berufstätig und Familie – Doppelbelastung, von ihrem Mann ließ sie sich jahrzehntelang viel gefallen. Mit 50 Jahren beschloss sie, dass es langt, dass sie ihr Leben in die Hand nehmen und sich emanzipieren will. Sie ließ sich scheiden – besonders deshalb, weil ihr Mann immer alles alleine entschieden hat – ohne ihre Meinung zu berücksichtigen – und führt nun seit über zehn Jahren ein Leben als unabhängige Frau.

Im Rückblick bezeichnet sie es als Fehler, wenn Frauen zu ruhig bleiben, sich anpassen, die Wohnung nicht verlassen und nicht für ihre Rechte kämpfen. *»Den Fehler mache ich jetzt nicht mehr. Ich gehe raus. Ich bin ein Mensch. Kann man immer Fehler machen. Aber ich sage immer meiner Tochter, mach den Fehler nicht auch«.*

Sie findet es gut, dass ihre Tochter aktiv ist und sich bereits als junge Frau gut durchsetzen kann. Güllü ist jetzt Rentnerin und genießt ihr Leben sowohl in der Türkei (Eigentumswohnung, ausgehen mit Freundinnen) als auch in Deutschland: *»Ich fühle mich hier wie zweite Heimat, nicht als Fremde«.* Sie hilft ihrer Tochter, die alleinerziehende Mutter und politisch engagiert ist, bei der Erziehung der Kinder. Wir hatten den Eindruck, dass sie die Pendelmigration und ihre Selbständigkeit genießt.

Zu den Lebensentwürfen der Migrantinnen im Zusammenhang mit Erwerbs-, Haus- und Fürsorgearbeit.

Acht Frauen leben als Single. Davon sind drei Frauen alleinerziehende Mütter und berufstätig, vier sind geschieden und eine lebt in Trennung. Vier sind verheiratet. Eine ist noch Schülerin. Von den dreizehn befragten Frauen sind alle (mit Aus-

nahme der Schülerin) entweder berufstätig oder sie waren es und sind jetzt Rentnerinnen.

Zwei Frauen sind in Ausbildung, machen Sprachkurse und bereiten sich auf den Einstieg bzw. Wiedereinstieg in die Erwerbsarbeit vor. Beide sind aus politischen Gründen gekommen, die eine war in ihrer Heimat bereits Studentin und die andere hat ein abgeschlossenes Studium und Berufserfahrung.

Zehn der Frauen haben oder hatten Kinder und bewältigen gleichzeitig Beruf und Familie. Die jetzigen vier Rentnerinnen haben ein Leben in Doppelbelastung hinter sich.

Gastarbeiterinnen der 1. Stunde und ihre Töchter

Die Gastarbeiterinnen der 1. Generation sind i. d. R. verheiratet, hatten mehrere Kinder und waren gleichzeitig erwerbstätig. Ihr vorrangiger Migrationsgrund war ja die ökonomische Absicherung der Familie gewesen. Sie lebten folglich ein Modell der Doppelarbeit: Zu der Haus- und Erziehungsarbeit, die in der Denkweise des traditionell-hierarchischen Geschlechtermodells unhinterfragt Frauenarbeit ist, kam die Berufsarbeit hinzu⁵. Und das alles meist unter noch schwereren Bedingungen als bei den deutschen Frauen, nämlich: zusätzliche Belastungen durch schlechte Wohnungen, durch Diskriminierung und durch konfliktreiche Situationen mit den Kindern, die sich durch das Aufeinanderprallen von zwei unterschiedlichen Kulturen und Wertesystemen ergeben konnten.

Zur eigenen gezielten Weiterbildung, zum Deutschlernen in Abendkursen blieb da meist keine Zeit mehr. Und trotz all der vielen Arbeit sorgten sie auch noch bestens für ihre Töchter. Alles, was für sie selbst unerreichbar gewesen war, gute Schulabschlüsse, qualifizierte Ausbildung, Sprachkenntnisse, Studium u. ä. – all das ermöglichten sie ihren Töchtern. Das ist wiederum eine Gemeinsamkeit mit deutschen Müttern – ein bekanntes Muster: aufgrund eigener Diskriminierungserfahrungen und Benachteiligungen als Mädchen und Frau, entwickeln Mütter Emanzipations- und Aufstiegsziele für ihre Töchter und unterstützen sie bei ihrer Lebensplanung.

Aber nicht nur »unsere« drei Töchter der zweiten Generation sind tüchtige, emanzipierte, intelligente junge Frauen mit qualifizierten Abschlüssen, berufstätig, Mütter, politisch engagiert – auch in der Literatur wird beschrieben, dass die aus-

5 Auch wenn – entgegen dem Stereotyp – türkische Ehemänner mehr in familiäre Aufgaben involviert sind, teilten sich die Frauen selbst doch die meiste Arbeit zu (Bericht 2000:93). Hier scheint es Unterschiede bei der Beteiligung der Männer an der Hausarbeit zu geben – je nachdem ob die Familie in der BRD oder in der Türkei lebt (s. Neusel u. a. 1991)

ländischen Mädchen bessere Schulabschlüsse machen als die ausländischen Jungen. Dennoch bekommen sie weniger Ausbildungsplätze⁶.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass »unsere« Frauen tatkräftige, aufgeschlossene und sympatische Persönlichkeiten waren, die in der Lage und willens sind, ihren Teil zur Weiterentwicklung unserer Gesellschaft in Richtung Emanzipation und Demokratie beizutragen.

2.3. Integration

Im folgenden wollen wir zunächst auf Integration und danach auf Diskriminierung und Vorurteile hinweisen. Bei der Mehrzahl der Migrantinnen konnten wir eine große Bereitschaft feststellen, ihren Teil zur Integration beizutragen. Das konnten wir aus folgenden Bereichen ableiten: Das Erlernen der deutschen Sprache, die Teilnahme am kulturellen und gesellschaftlichen Leben/Freizeitbereich, ihrer Berufstätigkeit und ihrer Offenheit für sozialen Wandel.

2.3.1 Zum Spracherwerb

Im Hinblick auf das Erlernen der deutschen Sprache konnten wir drei Gruppen ausmachen, in wesentlichen begründet durch unterschiedliche Lebensverhältnisse sowie Migrationsgründe und -ziele.

Die *Gastarbeiterinnen der ersten Generation* kamen mit dem vorrangigen Ziel der ökonomischen Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse und der späteren Rückkehr in ihre Heimat. Wegen der voraussichtlich kurzen Dauer ihres Aufenthaltes in Deutschland sahen sie keine Notwendigkeit, die deutsche Sprache systematisch zu erlernen. Weitere Gründe lagen einmal im Zeitmangel durch Dreifachbelastung mit Beruf, Haushalt und Kindererziehung, zweitens im Analphabetismus, und drittens hatten die Frauen kurdischer Herkunft das Bedürfnis, in der Fremde erst einmal die türkische Sprache zu erlernen, um sich mit den Arbeitskollegen/innen und Nachbarn/innen aus der Türkei verständigen zu können und somit ein Stück vertraute Geborgenheit zu erleben, bevor sie sich der deutschen Sprache zuwendeten. Diesen Frauen war es aber sehr wichtig, dass ihre Kinder eine gute Ausbildung bekamen, vor allem auch die Töchter.

Die Töchter dieser Frauen, also *die zweite Generation*, sprechen alle fließend deutsch, einige besuchen höhere Schulen oder die Universität oder haben qualifizierte Berufsabschlüsse.

6 Vgl. Bericht 1995.

Die dritte Gruppe sind in den letzten Jahren *aus politischen Gründen* nach Deutschland gekommene jüngere Frauen, die aus ihrer Heimat eine gute Schul- oder Berufsausbildung mitgebracht haben. Im Gegensatz zu den meisten der ersten Generation der Arbeitsmigrantinnen sind sie hoch motiviert, Kenntnisse der deutschen Sprache systematisch zu erwerben, oder diese auszubauen. Es ist ihnen klar, dass diese die Grundvoraussetzung für eine qualifizierte Arbeit oder einen Ausbildungsplatz darstellen.

2.3.2 Teilnahme am gesellschaftlichen und kulturellen Leben/Freizeitbereich

Öffentliche Veranstaltungen und Feste am Wohnort z. B. in Bürgerhäusern, Initiativen, Vereinen und Gruppen, bieten gute Möglichkeiten zu Kontakten, Kommunikation und Integration. Wir haben festgestellt, dass die von uns interviewten Migrantinnen über Veranstaltungen in Dreieich kaum Bescheid wussten und in der Regel nicht daran teilnahmen.

Lediglich einige Frauen erzählten, dass sie mit ihren Kindern zum Karneval, zum Fußball, zum Kinderfest im Bürgerhaus oder zum Stadtteilstfest im Berliner Ring gegangen seien. Die befragte Schülerin berichtete, dass sie öfter mit ihren Mitschülerinnen ausgeht. Ein Erklärungsgrund dafür könnte in der Familien- und Verwandtschaftsbezogenheit der Kulturen liegen, aus denen die Migrantinnen in der Regel kommen.

Im Gegensatz zu der Uninformiertheit über das örtliche gesellschaftliche Leben ist den Frauen die Internationale Frauengruppe mit ihren Veranstaltungen wie *Internationale Abende, Vorträge, kreative Workshops, Erzähl-Café*, bekannt. Sie freuen sich, dass die Internationale Frauengruppe ihnen Möglichkeiten zur Überwindung von Isolation und zum gegenseitigen Kennenlernen bietet. Es stellt sich die Frage, wie die Zuwanderer und ihre Familien besser über das Veranstaltungs- und Freizeitangebot der Stadt informiert werden können.

Wir sehen es als Aufgabe sowohl für Politikerinnen und Politiker als auch für die »Normalbürgerinnen und -bürger«, auf die Migrantinnen zu zugehen und sie stärker in das gesellschaftliche Leben einzubeziehen.

2.3.3. Zu Vorurteilen und Diskriminierungserfahrungen

Neben der Bereitschaft der Migrantinnen zur Integration, die sich besonders im Erlernen der deutschen Sprache, in der Teilnahme an der Arbeitswelt sowie in ihrer Offenheit für sozialen Wandel gezeigt hat, existieren aber auch Vorurteile, Klischees und Diskriminierung, die gegenseitiges Verständnis und Zusammenleben erschweren.

Im Folgenden listen wir aus den Interviewantworten einige Beispiele für offene und latente Diskriminierungserfahrungen auf:

■ **S., 50 Jahre, Fremdsprachensekretärin, aus Frankreich**

Vor vielen Jahren wollte sich S., eine Französin, bei einer Behörde in Darmstadt über eine Ausbildung zur Fremdsprachenkorrespondentin erkundigen. Aber es wurden ihr keine Informationen gegeben, ständig waren andere Beamte zuständig und brachten immer wieder neue Einwände gegen ihren Wunsch zur Ausbildung vor, z. B. wegen der Kinder oder weil sie Ausländerin sei, obwohl sie damals schon gut deutsch sprach, in Frankreich bereits ein Studium begonnen hatte und mit einem Deutschen verheiratet war. Schließlich traf sie auf einen »vernünftigen« Beamten und »auf einmal ging alles ganz schnell und unkompliziert«.

■ **A., 70 jährige Gastarbeiterin aus der Türkei armenischer Herkunft**

Sie kann nicht behaupten, ob die deutsche Bevölkerung sie diskriminiert. Aber sie fühlt sich als Bürgerin zweiter Klasse, weil sie nicht gut deutsch sprechen kann, dadurch ist sie abhängig von Verwandten und Bekannten.

■ **Q. eine junge Frau der 2. Generation türkisch-kurdischer Herkunft**

Sie hat als Frau keine diskriminierende Erfahrungen oder Erlebnisse bemerkt. Sie würde sich auch dagegen wehren. 1996 nach einer Eigentümerversammlung, an der Q. stellvertretend für ihre Eltern teilnahm, entstand aus einem Diskussionspunkt ein Disput. Eine deutsche Frau zeigte mit dem Finger auf Q. und sagte zu ihr: »Geh' in deine Heimat zurück!«, obwohl Q. in Deutschland geboren und aufgewachsen war, fließend deutsch sprach und sich für den Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft entschieden hatte und in deren Besitz sie mittlerweile ist. Dieses Erlebnis hat sie sehr geschockt und sie konnte tagelang nicht darüber hinwegkommen. Es hat ihr auch niemand beigestanden, weder Deutsche noch AusländerInnen.

■ **Yasemin, 57 Jahre, Schneiderin, aus der Türkei**

Vor 30 Jahren kam Yasemin als Pionierin – vor ihrem Ehemann – nach Deutschland. Als ausgebildete Schneiderin bekam sie einen sicheren Arbeitsplatz und hatte in einem guten Wohngebiet eine Dreizimmerwohnung angemietet. Als ihr Mann und ihre drei Kinder kamen, wurde ihr die Wohnung gekündigt. Damals war es sehr schwer, eine neue Wohnung zu bekommen. Ein Jahr lang lebten sie in einer möblierten Wohnung, danach mussten sie wieder raus, wegen der Kinder. Erst mit der Unterstützung des damaligen Arbeitgebers ihres Ehemannes gelang es ihnen, eine Wohnung zu finden.

■ **Z., 53 Jahre und Z., 51 Jahre, beide Arbeiterinnen aus der Türkei**

Beide berichten über schwere Diskriminierungen an ihren Arbeitsplatz. »Früher bei der Arbeit in der Metallfirma hat der Meister (Vorarbeiter deutscher Herkunft) die Arbeiterinnen (ausländischer Herkunft) schikaniert.« Z. B. warf der Vorarbeiter Z. (51 Jahre) ihr einen dicken Nagel mit großer Wucht an den Kopf. Er hat sich bei Z. nicht entschuldigt und sie musste trotz der Wunde und der Schmerzen weiterarbeiten.

■ **Gina, 17 Jahre alt, Schülerin, aus Eritrea**

Gina kam als Kleinkind nach Dreieich und besucht die Schule, sie spricht perfekt deutsch und nimmt am Leben der MitschülerInnen teil. Gina wörtlich: »Sie haben ein ganz anderes Bild von afrikanischen Leuten. Einmal haben sie gefragt, ob ich einfach abends so rausgehen darf oder Musik hören darf. Ich habe gesagt, wir sind genau wie ihr Deutsche: Christen. Sie denken, wir wären Leute, die nichts kennen. Sie fragten, als ich dort im Urlaub war, ob die Menschen Radios und Fernsehen haben und was die Frauen in unserem Land arbeiten.« Gina wundert sich, dass in den Kindergärten und Schulen nie eine türkische oder schwarze Betreuerin angestellt war, nur Deutsche.

Sie empfand es als diskriminierend, dass am Sexualunterricht, der von einem Lehrer gehalten wurde, auch die Mädchen teilnehmen mussten, die dies selber nicht wollten oder deren Eltern dies nicht erlaubten. Weiter kritisiert sie, dass in den Unterrichtsfilmern nie schwarze Frauen vorkämen. Sie erwähnte eine Frau namens »Rosa Pax, die sich als erste getraute, sich zu den Weißen in den Bus zu setzen«. So etwas hätte sie gerne mal in der Schule gehört.

Gina's Mutter arbeitet, zahlt Steuern und ist Ernährerin der Familie. Sie hat im Gegensatz zur Tochter keinen deutschen Pass, sie kann nicht genug deutsch und hat keine Zeit, einen Kurs zu besuchen. Die Mutter braucht z. B. für eine Reise nach Spanien ein Visum, die Tochter kann fahren wohin sie will.

Gina und ihre Mutter besuchten gemeinsam einen Arzt. Dabei drängte sich am Schalter eine deutsche Frau vor, bis Gina selbstbewusst und in perfektem Deutsch eingriff. »Danach war die deutsche Frau ruhig.« Bei einem Elternabend hatte niemand Kontakt mit der Mutter von Gina gesucht. Die Mutter denkt, »weil sie vielleicht nicht im Büro arbeitet, schauen die Anderen auf sie herab, obwohl es unter den anderen Elternpaaren Sozialhilfeempfänger oder Arbeitslose gab«.

■ **S., 42 Jahre, Dipl. Philologin aus der Türkei**

S. hatte vor vielen Jahren bei der Ausländerbehörde Diskriminierungserfahrungen gesammelt. Solange S. jedoch mit einem Deutschen verheiratet war,

hatte sie nie Probleme mit Behörden, obwohl sie einen türkischen Pass besaß. Nach ihrer Scheidung war sie dann wieder die »kriminelle Ausländerin«. Ihr ehemaliger Mann unterstellte ihr, dass sie die Töchter in die Türkei entführen wollte.

Zusammenfassend wurde uns von Diskriminierungen bei Ämtern und Behörden, am Arbeitsplatz, bei der Wohnungssuche und im Alltagsleben berichtet. Diese Probleme sind bekannt und lagen i.d.R. schon einige Zeit zurück.

Sehr sensibel sind die Beobachtungen der Schülerin zum »Heimlichen Lehrplan« im Hinblick auf Frauen und Hautfarbe.

2.4. Perspektiven

Im Folgenden werden wir die wesentlichen Perspektiven einiger Interviewpartnerinnen vorstellen. Auffallend ist, dass viele im Alter in Deutschland leben wollen, bzw. zwischen ihrem Heimatland und der BRD pendeln wollen. Danach werden wir exemplarisch eine Frau der zweiten Generation zu Wort kommen lassen. Was die Frauen betrifft, die vor wenigen Jahren aus politischen Gründen in die BRD kamen, so kann zusammenfassend festgehalten werden, dass sie hoch motiviert sind, sich hier ein Leben in Sicherheit und Würde aufzubauen, ihre Kompetenzen und Arbeitsvermögen weiter zu entwickeln und einzubringen, kurz: hier Fuß zu fassen und sich zu integrieren.

■ ***Yasemin, 57 Jahre, Schneiderin, aus der Türkei***

Da Yasemins Familie ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland hat, möchte sie auch im Alter in Deutschland bleiben: »Mein Land ist Deutschland. Ich will hier leben!«. Sie hat Angst, einmal wie ihre Mutter so zu erkranken, dass sie eine Betreuung braucht. Als Folge ihrer »lebenslangen« Dreifachbelastung kann sie sich vorstellen, sich in einem Altenpflegeheim bedienen und pflegen zu lassen, zudem möchte sie den Kindern nicht zur Last fallen.

Ihren Kindern wünscht Yasemin für die Zukunft viel Gesundheit, Kraft und Arbeitsstellen. Sie würde sich freuen, wenn sich ihre vier Kinder dazu entschließen zu heiraten und Kinder zu bekommen. Für sich selbst hat sie keine Erwartungen mehr.

■ ***Z., 53 Jahre, Arbeiterin, aus der Türkei***

Sie wünscht sich ebenfalls, dass ihre Kinder baldmöglichst heiraten, damit sie Enkelkinder umsorgen kann: »Ich wollte meine Kinder verheiraten, ich wollte Enkelkinder, ich will Hochzeit machen, großer Wunsch das. Alle Kinder verheiraten, ich gehe hin oder Enkelkinder kommen zu mir, schön. Wenn Kinder glück-

lich, ich auch glücklich.« Sie sieht sich im Alter in Deutschland, aber ihr Herz schlägt für ihre Heimat in der Türkei.

■ **A., 70 Jahre, Rentnerin, aus der Türkei armenischer Herkunft**

Eine Frage betraf die Pflegebedürftigkeit. Sie möchte nicht pflegebedürftig sein. Wenn sie in dieser Situation sein sollte, dann wünscht sie sich von Gott, dass sie vorher stirbt. Denn sie hat keine Hoffnung, dass ihre Kinder sie dann pflegen würden, weil sie berufstätig sind. Weil sie schon lange nicht in der Türkei war und dort auch verfolgt worden ist, kann sie sich ihren Lebensabend dort nicht vorstellen, sondern nur in Deutschland, weil ihre Kinder und Enkelkinder hier leben.

■ **S., 42 Jahre, Dipl. Philologin, aus der Türkei**

S. möchte nach ihrer Pensionierung in Spanien, Südamerika, Türkei und Deutschland leben. Ein großer Traum wäre es, viele Reisen zu unternehmen und ihre Hobbies zu betreiben: »Ich arbeite seit 18 Jahren in Deutschland und hoffe, dass ich früh in Rente gehen kann. Für meine Kinder, meine große Tochter studiert Jura, sie hat noch drei Jahre. Sie war ein Jahr in England als Stipendiatin und sie hat Europarecht gemacht. Sie möchte nicht unbedingt in Deutschland bleiben. Die kleine Tochter ist auf dem Gymnasium. Wir werden sehen, wie sich alles entwickelt, ob sie zum Beispiel hier studiert, keine Ahnung! Ich mache ihr keine Vorschriften und ich grenze sie nicht ein. Sie wird sich mit 18 frei entscheiden. Auch wenn ich teilweise in der Türkei leben sollte, wir drei Frauen werden uns schon arrangieren.«

■ **Gina, 17 Jahre alt, Schülerin, aus Eritrea**

»Ich gehe noch zwei Jahre zur Schule, mache mein Abitur und möchte dann ein Jahr ins Ausland. Entweder nach England oder Amerika, um besser Englisch zu lernen. Nach der Ausbildung kehre ich zurück nach Deutschland. Vielleicht kriege ich hier keinen Job oder so und dann ich weiß nicht. Also hier zu leben ist jetzt noch nicht schlimm, aber es wird schlimmer. Wenn man erwachsen ist, kann man ja selbst entscheiden, wo man leben möchte, aber jetzt kann ich nicht entscheiden. Ich könnte mir vorstellen, ins Ausland zu gehen und dort zu leben, aber in der Zukunft bin ich mir noch nicht sicher.«

Gina wünscht sich, dass mehr Verständnis für unterschiedliche Kulturen, Gewohnheiten und Lebensentwürfe zwischen Zugewanderten und Einheimischen entwickelt wird. Ein anderer Wunsch wäre, ein Frauen- oder ein Mädchenhaus in Dreieich zu gründen, um eine Anlaufstelle zur Kommunikation und bei Problemen von Gewalt und Sexualität zu haben.

Für die Töchter der Gastarbeiterinnen der ersten Generation wollen wir an dieser Stelle exemplarisch und ausführlich eine junge Frau zu Wort kommen lassen:

■ **Q., eine junge Frau der 2. Generation türkisch-kurdischer Herkunft**

Wie lange bist Du schon in Deutschland, bzw. in Dreieich?

Ich bin hier in Deutschland geboren und lebe seit meiner Geburt in Dreieich.

Fühlst Du Dich so, als wäre das Deine Heimat oder ist Teil Deiner Heimat die Türkei?

Ich fühle hier in Deutschland die Heimat und ich fühle auf jeden Fall meine Wurzeln in der Türkei. Dort leben meine Verwandten und Bekannten. Das ist der Ursprung, wo meine Eltern herkommen. Diese Kultur verbindet und hat mich geprägt und natürlich hat mich auch die Kultur in Deutschland geprägt. Da ich hier geboren und aufgewachsen bin. Fazit: Also habe ich Heimat in zwei Ländern.

Hast Du jemals Identifikationsprobleme gehabt oder hast Du sie noch?

Ich habe eine Unmenge von Identifikationsproblemen gehabt.

Kannst Du uns darüber ein bisschen erzählen, ob es damit zu tun hat, dass Du halb Ausländerin bist oder sind sie rein privater Natur?

Also in der Anfangsphase hatte es auf jeden Fall damit zu tun, dass ich innerhalb der zwei Kulturen aufgewachsen bin. Die erste Identitätskrise hatte ich mit 15 Jahren, als ich zum ersten Mal zur Ausländerbehörde musste, um meinen eigenständigen und dauerhaften Aufenthaltsstatus zu beantragen. Davor war die Welt für mich einfach ganz klar. Ich war ein Dreieicher Mädels, nicht türkisch oder kurdisch, und ich hab mich nicht anders empfunden wie wie z. B. meine deutsche Freundinnen und Freunde.

Dann kam damals ja wieder so ein Aufschwung des Rechtsradikalismus. Der hat mich viel zum Nachdenken gebracht über mich und meine Kultur. Diese neue Situation hat mich aus meinem Leben gerüttelt. Die Erfahrung zu erleben, sich ausgesondert zu fühlen und stigmatisiert zu werden, weil man einer Minderheitenkultur angehörte, dieses Gefühl hat mir sehr weh getan. Dieses hatte ich davor noch nie gespürt, ich bin ja hier in den Kindergarten und in die Schule gegangen und dieses Erlebnis hat mich doch sehr verletzt, muss ich sagen. Wenn man wächst und reifer wird, sieht man die Welt mit andern Augen, man ist sensibilisiert, man schaut und erkennt sich und die anderen Kulturen.

Bis zu meinem 22./23. Lebensjahr hatte ich mich mehr zur deutschen Kultur hingezogen gefühlt. Danach hatte ich wieder eine Identitätskrise und ich habe mich zurück gewandelt und habe dann ausschließlich Menschen gesucht, die

aus der Türkei waren. Diesen Schritt habe ich bewusst gemacht, weil ich auf der Suche nach meinen Wurzeln war. Ich war auf der Suche nach Identität, nach Anerkennung, und habe das in der türkischen Sprache, in der Literatur, in der Politik, in der Kultur, auch in der Vereinsarbeit wieder gefunden. Da hatte ich wieder ein Stück Stabilität für mich gefunden und dann so mit 27/28 Jahren die nächste Lebenskrise erlebt. Identitätskrisen werden mich wohl mein ganzes Leben verfolgen.

Dann habe ich gemerkt, dass ich mit der einseitigen Zuwendung zu einer Kultur nicht so glücklich bin. Ich war ja mit zwei wertvollen Gütern behaftet und habe gefürchtet, dass die eine Seite zu wenig davon bekam und deshalb habe ich wieder nach der deutschen Kultur gedürstet und nach der Internationalität, letzteres muss ich betonen. Ich habe dann anhand von verschiedenen Projekten versucht, mit verschiedenen Menschen zusammen zu arbeiten, habe dort in diesen Gruppen meine Kulturen und meine Sprachen wertschätzen gelernt und habe das als einen Schatz in mir gewertet und habe versucht, mich als Menschen wert zu schätzen, soweit das geht. Das Gefühl so Türkin/Kurdin zu sein, dass war halt zu meiner Jugendzeit nicht »in«. Man wurde mit Kanake oder Knoblauchfresser beschimpft, da habe ich mich teilweise geschämt, dieser Kultur anzugehören. Die Anerkennung in der Gesellschaft war nicht als solche gewährleistet. Was die Sprache und die Kultur angeht, bin ich schon selbstbewusst, ich empfinde mich nicht als etwas Besonderes, nur empfinde ich mich halt gleichwertig. Ich habe meine Kompetenzen und die anderen haben ihre und wir können halt einfach nur voneinander lernen. Wir können Gemeinsamkeiten und Unterschiedlichkeiten entdecken und somit ein Stück zur Verständigung beitragen.

Welche Pläne oder Perspektiven hast Du?

Ich habe meinen Lebensmittelpunkt hier in Deutschland. Ich kann mich entfalten, kann mich hier ausleben so weit das geht, auch als Frau, als Nicht-Deutsche und ich habe z. Zt. keine Vorstellungen, in ein anderes Land auszuwandern. Ich hätte schon mal Lust, vielleicht mal für ein Jahr so eine Art Entwicklungshilfe im Ausland auszuüben.

Wo und wie stellst Du Dir Deinen Lebensabend vor?

Ich bin ja noch sehr jung. Ich stelle mir das z. Zt. so vor, dass ich vielleicht ein Sommerhäuschen in der Türkei besitze und 6 Monate dort und 6 Monate hier verbe. Da übernehme ich vielleicht auch die Zukunftsvorstellungen meiner Eltern. Die Türkei hat sehr viele Vorzüge, was so das Wetter, usw. angeht und wenn ich mal alt und gebrechlich bin, brauche ich vielleicht auch mehr Sonne.

Hast Du irgendwelche Vorstellungen oder Bedürfnisse, um das Zusammenleben von unterschiedlichen Menschen zu intensivieren?

Ja, ich habe auf jeden Fall das Bedürfnis, dass Möglichkeiten existieren, wo wir uns mit den unterschiedlichsten Kulturen als Menschen begegnen können. Wir können versuchen, die Vorurteile gegeneinander abzubauen, denn jeder von uns hat irgendwelche Vorurteile, sei es nationalspezifisch oder auch nicht, aber es ist auch für mich ganz wichtig, das wir innerhalb der Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft aufeinander zugehen. Dies ist als ein wechselseitiger Prozess zu verstehen. Meiner Ansicht nach kann die Mehrheitsgesellschaft nicht den Anspruch gelten machen, nur weil sie zuerst hier wohnten, dass sich die Minderheiten in die herrschende Gesellschaft unterordnen und assimilieren. Aber es ist von allen Menschen, die dieses Land als ihren Lebensmittelpunkt anerkennen, zu erwarten, das sie die Verfassung, die Rechtsstaatlichkeit und die freiheitlich demokratische Grundordnung akzeptieren und respektieren. Da ich in zwei Kulturen aufgewachsen bin, merke ich diese Differenzen und empfinde, dass ich eine Art Brückenbauerin bin, die Kulturen und die Sprachvielfalt miteinander zu vereinigen. Es ist ein Balanceakt, so aufeinander zuzugehen, dass man Lebensweisen von unterschiedlichen Menschen toleriert. Obwohl wir ca. 50 Jahre Migrationserfahrung hier haben, ist es doch sehr schwer, die Vorurteile abzubauen und den menschlichen Kontakt zu verstärken. Ich merke so in meiner Generation, wenn ich aus der Erfahrung z. B. meiner Brüder spreche, die kaum negative Erfahrungen im Hinblick auf Ausgrenzung und Stigmatisierung gemacht haben. Sie haben einen multiethnischen Freundeskreis, da akzeptiert man sich. Es gibt auch diese Seite, das bewundere ich. Ansonsten urteilt und argumentiert man mit gewohnten Klischees und sieht immer nur das Einseitige, man sieht die Frauen, die einen Kopftuch tragen oder Personen, die sich mit traditionellen Kleidern schmücken und nicht das Besondere und Einzigartige. Hier verbindet man Vorurteile, teils berechtigt, teils nicht, aber man versucht nicht, dem Menschen als Mensch zu begegnen, sondern trägt immer ein Stück Diskrepanz in seiner Haltung. Es hat sich viel verändert. In meiner Kinderzeit habe ich mich teilweise geschämt eine Türkin, eine Kurdin zu sein. Jetzt schäme ich mich nicht. In der Akzeptanz des Fremden hat sich einiges zum positiven gewandelt, aber es fehlen noch viele positive Signale und Maßnahmen von politischen Repräsentanten zur Internationalität und des Zusammenlebens. Ich persönlich möchte mich nicht immer wieder fragen, was ich bin und woher ich komme. Ich möchte meinen Kindern eine innere Stabilität geben. Ich bin nicht wur-

zellos und ich bin doch wurzellos, denn jedes Mal, wenn ich eine Identitätskrise habe, natürlich nicht immer, da passiert und bewegt sich was in meiner Seele. Natürlich möchte ich da auch einen Halt haben, wo ich mich immer wieder zurückziehen kann. Vielleicht wächst dieser Wunsch mit fortschreitendem Alter. Es gibt keine Idealvorstellung. Für mich steht fest, solange es immer noch Benachteiligungen und Ungerechtigkeiten gibt, sei es auf der nicht-deutschen Seite oder sei es auf der Seite der sozial Benachteiligten, inbegriffen sind ja auch die Deutschen, wird es immer Differenzen und Unzufriedenheit geben und auch Identifikationsschwierigkeiten mit diesem Land. Ich kämpfe schon seit 1993 dafür, dass man versucht, Transparenz reinzubringen, Hürden abzubauen, verschiedene Begegnungsmöglichkeiten zu schaffen, kritische Auseinandersetzungen zu initiieren und Erklärungsmodelle zu entwickeln usw. Ich bin aus den oben geschilderten Gründen in die Kommunalpolitik gegangen. Wenn ich mich als Bürgerin dieser Gesellschaft sehe, dann muss ich versuchen, an den gesellschaftlichen Prozessen zu partizipieren. Die Vielfalt der Kulturen ist die Realität der hiesigen Gesellschaft. Also muss sie sich in allen Lebensbereichen widerspiegeln. Es gibt immer noch wenig Austausch zwischen ausländischen Vereinen und rein deutschen Vereinen. Ein großer Schritt war ja, dass wir die *Internationale Frauengruppe Dreieich* gegründet haben. Wir haben immer versucht, den Menschen aus der jeweiligen Kultur wert zu schätzen und wir haben das immer als Bereicherung angesehen. Ich habe immer noch das Gefühl, dass ich als Nichtdeutsche trotz deutschem Pass mehr den Forderungen der Gesellschaft ausgesetzt bin als zum Beispiel eine gleichaltrige Deutsche. Das hat jetzt nicht nur mit Frausein zu tun, sondern mit diesem Leistungsdruck. Wenn eine Frau als Frau doppelt so viel leisten muss, dann muss eine nichtdeutsche Frau noch mal doppelt soviel leisten, das ist mein Resümee.

Wie stellst Du Dir Begegnungsorte vor, also die Möglichkeit sich auszutauschen und in Kontakt zu treten?

Das habe ich teilweise schon gesagt, mit der Internationalen Frauengruppe. Es kommt immer auf die Angebote an, was man anbietet. Es wäre generell von Vorteil, wenn alle Gruppen und Initiativen das Ziel verfolgen würde, auch andere Menschen aus unterschiedlichen Kulturen mit einzubeziehen.

Da schwebt mir ein Bild vor in einem Altenpflegeheim. Wenn es ein rein deutsches Pflegeheim ist, wie kann man ältere Menschen nichtdeutscher Herkunft auf diese Regeleinrichtung neugierig machen? Dies wäre vielleicht utopisch! Wie kann man deutsche und nichtdeutsche Seniorinnen und Senioren an den gleichen Tisch

bringen? Beide haben ja fast die gleichen Probleme im Alter. Was kann man da machen um Begegnungen zu ermöglichen? Vielleicht kann man bei einen internationalen Frühstück sich gegenseitig neugierig machen. Z. B. erklärt die nicht-deutsche Seniorin einer deutschen Seniorin, wie eine Olive angerichtet wird und die nichtdeutsche Frau könnte z. B. von deutschen Seniorinnen erfahren, wie Marmelade eingekocht wird.

Ich glaube, nur in freiwilligen Angeboten und in der Bereitschaft neugierig auf das Fremde zu sein, können auch Initiativen entstehen oder Gemeinsamkeiten erkannt werden.

Da Du schon mal in einem Altenpflegeheim gearbeitet hast, hast Du auch sicher über Pflegebedürftigkeit nachgedacht?

Ja, nicht direkt über mich, aber über meine Eltern. Ich habe in einem Altenpflegeheim Erfahrungen im Umgang und der Pflege von älteren Menschen gesammelt.

Ich komme aus einem Kulturkreis, der gewohnt ist, dass unter einem Dach drei Generationen zusammenleben. Dieses Bild der Großfamilie hat sich natürlich auch bei uns verändert, durch die wirtschaftliche Situation, Emanzipation der Frau, Individualität, Migration ins Ausland und Binnenwanderung innerhalb eines Landes vom Dorf in die Stadt. Wir sind immer mehr zur Kernfamilie geschrumpft. Ich mache mir auch Gedanken, falls meine Eltern pflegebedürftig werden würden und ich berufstätig wäre. Wichtig wäre es hier, Lösungsmöglichkeiten zu finden, wie man gut auf der einen Seite mit seiner Situation der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, und auf der anderen Seite mit der finanziellen und der räumlichen Situation zurecht kommen könnte. Das ist sehr schwer, andererseits möchte ich meine Eltern auch nicht in ein Altenpflegeheim »abgeben«. Da müssen wir uns als Geschwister zusammensetzen und darüber sprechen.

Hattest Du auch positive, angenehme Erlebnisse in Deutschland?

Ja, unbedingt, ich bin froh, dass ich in Deutschland geboren und aufgewachsen bin, trotz aller negativen Erfahrungen die man im Laufe der Jahre sammelt. Es gibt bestimmt Länder, wo die Internationalität in diesem Rahmen auch angeboten wird. Ich liebe Deutschland auch deshalb, weil wir so international sind. Wo würde ich denn sonst Menschen aus Afrika, aus Asien oder Südamerika und aus Europa kennen lernen, wenn nicht hier?

Hast Du Dich schon mal unverstanden gefühlt, nicht privat, sondern in punkto Migrationserfahrung?

Ja, teilweise, denke ich. Vielleicht kam es auch so zustande, weil ich meine Gefühle nicht richtig geäußert habe. Es gibt immer noch sehr viele Vorbehalte, was für einen selbstverständlich ist, ist für andere nicht selbstverständlich. Da wird wie-

der die Berechtigung des Daseins in Frage gestellt, vor allem bei den Politikerinnen und Politiker, die für ihre Sache uns benutzen.

Welche Erwartungen hast Du an Deine Kommune?

Das ist eine wichtige Frage! Ich möchte, dass meine Kommune menschen- und umweltfreundlich ist, dass sie auf Menschen zugeht, dass auch die Menschen auf die Kommune zugehen können, dass die Kommunen sich interkulturell öffnen und sich sensibilisieren für die Interkulturalität, dass man sich aufgenommen und respektiert fühlt, dass man auf verschiedene Bedürfnisse auch eingehen kann.

Möchtest Du an Deinen Lebensumständen etwas ändern, was gefällt Dir und was nicht? Was wären Deine Wünsche in Deutschland, damit Du Dich besser fühlen würdest?

Es wäre eine Utopie zu glauben, dass jede Lebensform/-entwurf mehrheitlich von der Gesellschaft akzeptiert wird. Das wird es wohl nie geben! Was aber für mich wichtig ist, ist die Chancengleichheit zu fördern, die Benachteiligung und die strukturelle Diskriminierung abzubauen. Dass man eine Chancengleichheit hat in den Kindergärten, in der Schule, Berufswelt und allen anderen Lebensbereichen. Wir müssen endlich zeigen, dass wir alle wertvolle Mitglieder der Gesellschaft sind. Wir haben alle unsere Defizite und Fähigkeiten. Und gerade jetzt müssen die Kompetenzen mehr denn je in den Vordergrund gestellt werden, damit sie für das Selbstwertgefühl und für die Wertschätzung sichtbar gemacht werden.

Was für mich auch wichtig ist, dass man selbst anfängt über internationale Strukturen und Paradigmenwechsel nachzudenken. Wenn z.B. ein nichtdeutscher Geschäftsführer, der Erfahrung in verschiedenen Betrieben gesammelt hat und diese in ein deutsches Unternehmen mit einfließen lässt, können neue innovative Prozesse in Gang gebracht werden. Wichtige Voraussetzung hierfür wäre natürlich, dass die Unternehmungsphilosophie sich öffnet und die Person mit ihren Kompetenzen (z. B. Bikulturalität, Bilingualität) wertschätzt und anerkennt. Gerade die 2. und die 3. Generation, die sich in der Sprache und der Kultur beider Länder bewegen, können ganz neue Kompetenzen mit einbringen. Meine Lebenssituation würde ich gern ändern, ja, ich bin z. Zt. mit meinem Leben unzufrieden, in vielen Bereichen, nicht in allen. Ich weiß selbst nicht, was ich für mich will.

Was sollten deutsche PolitikerInnen oder die MitbürgerInnen tun, um das Leben der Migrantinnen zu erleichtern?

Aufeinander zugehen, Plattformen finden, wo man kommunizieren kann, um sich kennen zu lernen, Ängste abzubauen, Vorurteile und Benachteiligungen abzubauen und Chancengleichheit herzustellen. Dies ist generell eine schwierige Frage!

In der Internationalen Frauengruppe Dreieich engagieren sich die Frauen ehrenamtlich. Sie leisten wertvolle Basisarbeit. Und auf diese Basisarbeit bauen eigentlich die Politiker auf. So fangen vielleicht Zukunftsmodelle an sich zu entwickeln. Es sind schwere und mühevoll Schritte. Viele fragen, was können die Migrantinnen für das Zusammenleben und für die Dialogförderung beitragen. Welche Möglichkeiten stellen sich, wenn sich Menschen in ihren Lebenssituationen wohlfühlen, nichts verändern wollen, wie kann man in solchen Situationen Veränderungen im Partizipationsbereich herbeiführen ohne dabei Assimilation zu fördern?

Wie können wir Menschen dazu zwingen, sich mit anderen auseinanderzusetzen? Es geht auf der Basis der Freiwilligkeit und es kommt darauf an, welche Bedingungen die Politik und die Gesellschaft zur Verfügung stellt. In Deutschland hat man jahrzehntelang versäumt, sich der Situation dieser Menschen anzunehmen. Man hat sie als Arbeiter willkommen geheißen, hat nicht bewusst wahrgenommen, dass damit auch Menschen gekommen sind, die auch ihre Familien nach Deutschland mitgenommen haben. Es sind Parallelgesellschaften entstanden.

Warum werden viele AusländerInnen nicht von der deutschen Bevölkerung akzeptiert oder was machen manche AusländerInnen falsch in Deutschland? Hast Du da was beobachtet, was kannst Du uns dazu sagen?

Die Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft hat Schwierigkeiten, andere zu akzeptieren. Manchmal wundere ich mich auch nach 40 Jahren, dass es so schwer ist, Menschen aus unterschiedlichen Kulturen von beiden Seiten zu akzeptieren.

Schöne Merkmale sind immer die Folklorefeste, oder wenn man aus anderen Küchen etwas genießen kann, alles andere, was das wahre Leben, das Alltagsleben eigentlich betrifft, damit hat man sich noch nicht ernsthaft auseinandersetzt, das gilt für beide Seiten. Ich weiß es nicht, das ist eine ganz schwierige Frage. Man kann nicht alle über einen Kamm scheren. Man kann nicht alles pauschalisieren. Menschen sind unterschiedlich, auch wenn sie der gleichen ethnischen Gruppe angehören.

2.5. Zur Staatsbürgerschaft

»... weil ich einen deutschen Pass habe, ... den habe ich ja nur, weil ich nicht möchte von hier weggeschickt zu werden« (Gina)

Die Mehrzahl der interviewten Frauen hat sich für den deutschen Pass entschieden, denn damit erhalten sie die bürgerlichen Rechte z.B. auf Ausbildung, Berufstätigkeit, politische Mitentscheidung, Gleichberechtigung oder auch unkompliziert

ziertes Reisen – aber vor allem auch Sicherheit, sich hier das Leben einrichten zu können.

Es sind rationale Gründe, weshalb sich die Frauen für den deutschen Pass entscheiden – in ihren Herzen und in ihrem Selbstverständnis fühlen sie sich weiterhin als Türkin, Eritreerin, Asiatin usw.

Die Frauen aus dem Iran und aus Afghanistan haben diesen Gefühls- und Identitätskonflikt nicht, weil sie beide Staatsbürgerschaften gleichzeitig haben können. Die interviewten Frauen würden es durchweg begrüßen, wenn die Regierung der BRD die doppelte Staatsbürgerschaft einführen würde.

Letebrahan, eine alleinerziehende Mutter aus Eritrea hat überhaupt keinen Pass. Sie lebt seit 11 Jahren mit einer jeweils drei Monate gültigen Duldung und in Angst, dass diese einmal nicht mehr verlängert werden könnte. Welche Lebensplanung kann sie machen? Und welche Zukunftspläne und Lebenszuversicht kann ein Kind unter solchen Umständen entwickeln?

2.6. Zusammenfassung

Bei der Mehrzahl der Zuwanderinnen konnten wir eine große Bereitschaft zur Integration in die Gesellschaft der BRD erkennen. Die Migrantinnen sind i. d. R. selbstbewusste und lebensbejahende Frauen, die bereits unterschiedliche Qualifikationen, Berufserfahrung, Kompetenzen und »Humanvermögen« mitbringen und bereit sind, sich neuen Anforderungen zu stellen, die oft schwierigen Bedingungen der Migration zu meistern und sich zu integrieren. Das lässt sich daran ablesen, mit welchem Willen die meisten Migrantinnen die deutsche Sprache lernen, oder, wenn das nicht möglich war, dafür sorgten, dass ihre Töchter dies taten und gute Schulabschlüsse machten, dass sie noch mit über 50 Jahren Alphabetisierungskurse besuchen, Umschulungen machen oder bereit sind, auch bei höheren Berufsabschlüssen einfachste Arbeiten zu verrichten.

Wir sehen in dem Potential, das die Zuwanderinnen bereit sind in unsere Gesellschaft einzubringen, einen Gewinn. Auch wenn wir hier überwiegend Erfreuliches berichten konnten, ist es unerlässlich, in Zukunft noch intensiver am Abbau von Diskriminierungen und an der Verbesserung der Lebenssituation der Zuwanderinnen zu arbeiten. Die PolitikerInnen haben die verantwortungsbewusste Aufgabe, sich Kenntnisse über die Situation der Zuwanderinnen zu verschaffen, sie als Bereicherung unserer Gesellschaft zu erkennen und sie bei ihren Integrationsbemühungen zu unterstützen.

Wir stimmen dem Bericht der Bundesregierung zur Situation ausländischer Familien zu, in dem von der Notwendigkeit des »Empowerments« von Migrantin-

nen gesprochen wird und in dem es heißt: »Es ist eine Frauenpolitik gefragt, die die Situation von Migrantinnen berücksichtigt mit dem Selbstverständnis, Gesellschaftspolitik zu sein«⁷.

2.7. Anregungen, Wünsche, politische Forderungen der interviewten Frauen:

Eine Jobbörse auch für stundenweise Arbeit, Sportangebote nur für Frauen, Frauenbadetag und -sauna, das Mädchencafe soll auch am Wochenende geöffnet sein, Beratungsangebote für Mädchen zu Fragen der Pubertät und Sexualität, für Ausbildungsfragen, Berufsberatung, Lehrstellensuche. Patenschaften zur Begleitung zum Arbeitsamt, zum Deutsch-Sprechen-Lernen, zum Zurechtfinden im neuen Land.

Ein Girl`s day, für die Schule geschlechtergetrennten Unterricht in bestimmten Fächern und Phasen z.B. bei Sexualkunde, Sport u. ä. In den schulischen Medien sollen auch Biographien und Leistungen schwarzer Frauen vorkommen, d.h. Kategorien Ethnie/Migration und Geschlecht sollen berücksichtigt werden. Bekanntmachen der Veranstaltungsprogramme von Bürgerhaus, Vereinen usw. in mehreren Sprachen/Gastarbeiter-Sprachen. Mehr abendliche Angebote zum Deutschlernen für Berufstätige.

Migrantinnen/Mitarbeiterinnen mit Migrationserfahrung/Frauen mit schwarzer Hautfarbe einstellen in Beratungsstellen, Nachbarschaftstreffs, Frauenhäusern, Behörden, JUZ, KiTas, Soz.päds. in Schulen u.ä. Mädchenhäuser und -wohnemeinschaften, doppelte Staatsbürgerschaft, Alten- und Pflegeheime mit interkulturellem Ansatz.

Weitere Anregungen und politische Forderungen aus Literatur und Politik:

Eigenständiges Aufenthaltsrecht für Migrantinnen, Anerkennung geschlechtsspezifischer Fluchtgründe (z.B. Vergewaltigung, Beschneidung, Terror, u. ä.). Asylgrund »Geschlecht«.

Frauenhäuser und Beratungsstellen auch für ausländische und illegal eingeschleuste Frauen, die Opfer von Frauenhandel, Sexbusiness und Gewalt wurden.

Das Recht von Frauen und Kindern auf Familienwohnung und Erhalt des vertrauten Lebensumfeldes bei Trennung oder Scheidung. Die Rente muss auch im Herkunftsland in voller Höhe ausgezahlt werden.

7 Bericht 2000: 94.

Auch wir haben einen Wunsch:

Diese Untersuchung, bei der Wissenschaftlerinnen und Nichtwissenschaftlerinnen nebenberuflich und auf ehrenamtlicher Basis zusammengearbeitet haben, kann nur ein Anfang sein und ein Blitzlicht auf die Thematik werfen. Eine breiter angelegte Studie sollte im Rahmen eines finanzierten Projekts durchgeführt werden. Wir wünschen uns, dass wir dann daran beteiligt werden.

LITERATUR:

Badran, Margot/Cooke, Miriam (Hg); Lesebuch der »Neuen Frau«. Araberinnen über sich selbst. München 1992.

Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer; Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer über deren Lage in der BRD. Bonn 1995.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Sechster Familienbericht. Berlin 2000. diess.; Frauen in der BRD. Bonn 1998.

Fichera, Ulrike; Die Schulbuchdiskussion in der BRD – Beiträge zur Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt/M. 1996.

Fichera, Ulrike; Entstehungsgeschichte und Konzept der Internationalen Frauengruppe Dreieich. Vortrag zur Hessentagsveranstaltung des Hessischen Sozialministeriums »Integration in Hessen« am 24.05.01 in Dietzenbach.

Fichera, Ulrike; Kritik am Integrationskonzept der Hess. Landesregierung. Hessische Landesregierung; Integrationskonzept 2000, Wiesbaden 2000.

Internationale Frauengruppe; Fürchte Dich nicht vor dem langsamen Vorwärtsgen, fürchte Dich nur vor dem Stehenbleiben. Dokumentation über Frauenbewegung und Frauengruppen in Dreieich. Dreieich 2001.

Koch-Arzberger, Claudia (Hg); Einwanderungsland Hessen? Daten, Fakten, Analysen. Opladen 1993.

Kuhlen, H-Wilfried (Hg); Ausländische Arbeiterfamilien in Hessen. Frankfurt/M. 1986.

Lajos, Konstantin (Hg); Die zweite und dritte Ausländergeneration. Ihre Situation und Zukunft in der BRD. Opladen 1991.

Lutz, Helma/Amos, Karin/Rodriguez, Encarnación Gutiérrez (Hg); Ethnizität, Differenz und Geschlechterverhältnisse. Dokumentation des Workshops im November 1998 an der J.W. Goethe-Universität, Frankfurt/M. Zentrum für

- Frauenstudien und Erforschung der Geschlechterverhältnisse. Frankfurt/M. 1998.
- Mernissi, Fatema; Die Sultanin. Die Macht der Frauen in der Welt des Islam. Frankfurt/M. 1991
- Neusel, Ayla/Tekeli, Sirin/Akkent, Meral (Hg); Aufstand im Haus der Frauen. Frauenforschung aus der Türkei. Berlin 1991.
- Paritätischer Wohlfahrtsverband (Hg); Selbstorganisationen von MigrantInnen und ihre Modelle zur Integration. Dokumentation der Europäischen Tagung in Königswinter im Januar 1999. Materialien zur Migration, Band 2, Frankfurt/M. 1993.
- Pregel, Annedore; Konzeption einer Studie zur Realisierung der Gleichberechtigung von Schülerinnen und Lehrerinnen an hessischen Schulen. Erarbeitet am Feministisch-Interdisziplinäres Forschungsinstitut, HIBS, Sonderreihe Heft 21, Wiesbaden 1986.
- Seidel, Christa; Junge Türkinnen in Frankfurt/M. In: Kuhlen (Hg); 1986, S. 167.
- Spender, Dale; Frauen kommen nicht vor. Sexismus im Bildungswesen. Frankfurt/M. 1985.
- Straube, Hanne/König, Karin; Zuhause bin ich »die aus Deutschland«. Ausländerinnen erzählen. Ravensburg 1982.
- Wolf-Almanasreh, Rosi; Ausländische Frauen in Hessen. In: Koch-Arzberger (Hg); 1993.

»HOW CAN WE KNOW THE DANCER FROM THE DANCE?«¹

EINIGE ANMERKUNGEN ZU KÖRPER UND GESCHLECHT IM ORIENTALISCHEN TANZ

Margarete Keulen

Orientalischer Tanz oder Bauchtanz wird, so denken die meisten, von Frauen getanzt. Wer dabei unterstreichen möchte, dass es sich um eine ernst zu nehmende Kunstform handelt, spricht vom orientalischen Tanz, denn der Bezeichnung »Bauchtanz« haftet irgendwie etwas »Unanständiges« an. Gemeint ist in beiden Fällen eine im vorderen Orient und Nordafrika beheimatete Tanzform, die seit den 60er Jahren viele Anhängerinnen in Nordamerika fand und von dort aus zirka 20 Jahre später auch in Europa von vielen Frauen erlernt und getanzt wurde und wird². In Deutschland kann man durchaus von einem »Bauchtanz-Fieber« sprechen, denn mittlerweile gibt es Kurse in fast jeder Kleinstadt, viele gut besuchte Veranstaltungen, Messen für orientalischen Tanz, Fachzeitschriften und vieles mehr. Die zeitgenössische Form dieses Tanzes sieht ein zweiteiliges, von Pailletten und Perlen übersätes Kostüm vor³, bei dem der Bauch der Tänzerin bis unter den Nabel frei bleibt und so die charakteristischen Hüft- und Beckenbewegungen des Bauchtanzes unterstreicht⁴.

- 1 Letzte Zeile des Gedichtes »Among School Children« von William Butler Yeats – auf eine Übersetzung habe ich verzichtet, weil das englische Substantiv »Dancer« geschlechtsneutral ist.
- 2 Die Begriffe »Bauchtanz« und »orientalischer Tanz« werden immer noch debattiert, zumal im ersten Fall dazu kommt, dass es sich um eine Bezeichnung aus der Kolonialzeit handelt. Siehe dazu Wendy Buonaventura, Die Schlange und die Sphinx, München: Antje Kunstmann, 1993, S. 138 f. Doch dies soll hier nicht weiter erörtert werden. Im folgenden werden beide Begriffe synonym verwendet.
- 3 Das zweiteilige Kostüm ist in Europa und Nordamerika immer noch typisch, obwohl die Mode oft wechselt. In Ägypten, dem Herzland des orientalischen Tanzes, ist es den ägyptischen Tänzerinnen schon lange verboten, den Nabel beim Tanzen frei zu lassen, weswegen die Tänzerinnen ein Bauchnetz oder ein einteiliges Kostüm tragen. Für in Ägypten tätige Tänzerinnen anderer Nationalität gilt diese Vorschrift nicht.
- 4 Was die technischen Elemente dieses Tanzes angeht, ist »Bauchtanz« eine irreführende Bezeichnung. Die meisten Bewegungen haben ihr Zentrum in Hüfte und Becken; mit dem Bauch selbst werden nur wenige Bewegungen getanzt.

BAUCHTANZ – NUR FÜR FRAUEN?

Viel wurde bereits zum orientalischen Tanz geschrieben: Seine Geschichte wurde erforscht, seine Bedeutung in seiner ursprünglichen kulturellen Heimat erläutert, seine Tanz-Elemente beschrieben. All dies soll und kann in diesem Artikel nicht rekapituliert werden – wer mehr darüber erfahren möchte, dem sei die Literaturliste im Anhang empfohlen. Hier stelle ich einige Gedanken vor zu einem Thema, das von der Geschlechterforschung noch keine Beachtung gefunden, jedoch einige untersuchenswerte Phänomene zu bieten hat. Ich selbst bin seit über acht Jahren aktive »Bauchtänzerin« (Schülerin, Lehrerin, Auftritte). Noch viel länger habe ich mich mit feministischer Theorie auseinandergesetzt. Und so stellt sich für mich die Frage, was so selbstverständlich sein soll an der Gleichsetzung »Bauchtanz = Tänzerin = Frauenkörper«. Nicht erst seit Simone de Beauvoirs Diktum, dass eine Frau nicht als Frau geboren, sondern dazu gemacht wird, gehen feministische Forscherinnen in der Regel davon aus, dass die Kategorie »Frau« ein sozio-kulturelles Konstrukt ist, dem aufgrund seines »Geschlechts« bestimmte Verhaltensnormen zugeschrieben werden. Diese sind daher keineswegs als angeboren oder immanent aufzufassen. Neuere Theorien wie zum Beispiel Judith Butlers Geschlechterperformanz stellen die Frage, was denn eigentlich »Geschlecht« sei, denn der dahinter stehende »Körper«, männlich oder weiblich, sei ebenfalls Ergebnis der Geschlechterperformanz und nicht ein bereits vorher Gegebenes. Auch diese Theorien sollen hier nicht weiter ausgeführt werden. Jedoch fallen zwei Punkte ins Auge: Zum ersten geht die bestehende Literatur zu Bauchtanz oder orientalischem Tanz von einer essentialistischen Auffassung der Kategorie »Frau« aus, als habe es Simone de Beauvoir oder Judith Butler nie gegeben. Dagegen läßt das Erscheinungsbild einer »typischen« modernen Bauchtänzerin oft auf eine Inszenierung des ins Klischeehafte übersteigerte »Weibliche« schließen, also auf ein Phänomen der Geschlechterperformanz. Zum zweiten tanzen auch Männer diesen Tanz. Daran schließt sich die Frage an, woher die Wahrnehmung kommt, dass Bauchtanz fast ausschließlich von Tänzerinnen, also Frauen, getanzt wird.

WER TANZT DEN TANZ?

In seinem Artikel »Oriental Dance: It Isn't Just For Women (and Never Was)« behauptet der orientalische Tänzer Tarik Sultan, dass vor dem europäischen Einfluss auf den Orient, besonders durch die Kolonisierung, das Phänomen eines ori-

entalischen Tänzers dort gang und gäbe war. Die Wahrnehmung der Europäer und Nordamerikaner ist jedoch ausschließlich auf Tänzerinnen fixiert gewesen, wodurch Männer besonders aus der professionellen Tanzszene verdrängt worden seien⁵. Leider fehlt hier, wie im Großteil der Literatur zu orientalischem Tanz überhaupt, die wissenschaftlich zwingende Beweisführung (und manchmal, so wie hier, auch eine korrekte Quellenangabe). Sollte Sultan jedoch recht haben, lässt sich mit seiner These erklären, wie es zur assoziativen Kette »Bauchtanz – Tänzerin – Frauenkörper« gekommen ist. Denn im Westen waren und sind es fast ausschließlich Frauen, die Bauchtanz erlernten und erforschten⁶. Am gründlichsten war dabei die britische Literaturwissenschaftlerin Wendy Buonaventura. Nachdem sie Bauchtanz für sich entdeckt hatte, recherchierte sie dazu umfassend und unternahm Studienreisen nach Nahost und Nordafrika. Wie die meisten Autorinnen zu Bauchtanz bringt sie den Tanz mit Fruchtbarkeit und Sexualität in Verbindung und schreibt: »Die Bewegungen wurden gemacht, seit Liebe gemacht wird, (...) der Tanz ist so alt wie das Leben. Es gab ihn von Anfang an, seit Tanz als Beschwörung eingesetzt wurde, um das Fortbestehen der menschlichen Gattung und die Fruchtbarkeit der Erde zu sichern. Seine Bewegungen ahmten den Zeugungsvorgang nach und die geheimnisvolle Weitergabe des Lebens durch den Akt des Gebärens⁷.« Als Beleg für diese Behauptung fährt sie fort: »Bauchtanz lässt sich durch die Jahrhunderte in Kunst, Literatur und Mythologie zurückverfolgen; prähistorische Skulpturen und Felsmalereien legen stummes Zeugnis von seiner Existenz in der alten Welt ab – Statuetten, die bauchtanzende Frauen darzustellen scheinen, wurden in so weit auseinanderliegenden Ländern wie Indien und Spanien gefunden. Einige davon entstanden Jahrtausende vor Christus und stellen den Körper in Tanzstellungen dar, die auf ausgeprägte Hüft- und Bauchbewegungen hinweisen⁸.« In der Beschreibung des Tanzes als Imitation von Zeugung und Geburt sagt Buonaventura nichts dazu, wer denn nun so tanzte – Männer konnten sich ja auch beteiligt haben. Ebenso fällt die hypothetische Formulierung »die bauchtanzende Frauen darzustellen scheinen« auf. Darstellungen von tanzenden Männern scheint es nicht zu geben. Ob es sich bei den von Buonaventura aufgezählten Artefakten um Darstellungen von Bauchtanz oder um einen Tanz, der Elemente des heutigen

5 Tarik Sultan (ehemals Tarik abd el Malik), »Oriental Dance Isn't Just For Women (and Never Was)«, http://www.casbahdance.org/notwomen_trk.html

6 Sultan, a.a.O.: »Weil die muslimische Welt Tanz nie als Kunst angesehen hat, wurde dort auch nie eine historische Dokumentation oder Beschreibung von Tanz erstellt.« (Übersetzung aus dem Englischen durch die Autorin).

7 Buonaventura, a.a.O., S. 10.

8 A.a.O., S. 10 f.

Bauchtanzen enthielt, handelte, ist nicht bewiesen. Buonaventuras Ausführungen basieren an dieser Stelle auf der Beschreibung eines marokkanischen *Chikhat*. Dieser Tanz wurde traditionell auf marokkanischen Hochzeiten, bei denen Männer und Frauen getrennt feiern, von einer Frau für die Braut getanzt, und zwar als Anschauungsunterricht für die Hochzeitsnacht. Während Buonaventura diesen Tanz unter Bauchtanz subsumiert, behauptet die Internet-Autorin Shira, der *Chikhat* sei deutlich verschieden vom orientalischen Tanz. Weiter berichtet sie, dass dieser Tanz heute auch von Männern imitiert wird, die in Frauenkleidern tanzen⁹. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass altägyptische Wandmalereien Tänzerinnen bei Bewegungen zeigen, die noch heute zum Repertoire des Bauchtanzes gehören¹⁰. In der altägyptischen Erzählung von Sinuhe treten die Göttinnen Isis, Nephthys, Mesechnet und Heket als Geburtshelferinnen auf, die sich vor und hinter die Gebärende stellen und sie bei den Presswehen unterstützen. Sie werden ausdrücklich als Tänzerinnen bezeichnet, leider aber nicht beim Tanz beschrieben¹¹. Und so wissen wir leider nicht, ob sie nur standen oder die Gebärende durch (Bauch-)Tanzbewegungen anleiteten, wie es teilweise bis vor kurzer Zeit noch in Nordafrika und der arabischen Halbinsel üblich war¹².

Buonaventura beschreibt die Geschichte des Bauchtanzes als tradierten Frauentanz. In der Folge greifen Autorinnen wie Eluan Ghazal auf die Matriarchatsforschung zurück und verfestigen so die assoziative Kette »Bauchtanz – Frauenkörper¹³«. Nur kurz geht Buonaventura auf bauchtanzende Männer im Orient ein: Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der damalige Statthalter Ägyptens die tanzenden Zigeunerinnen (*Ghawazi*) aus Kairo verbannt. Ihr Platz wurde umgehend von jungen Männern eingenommen, die ihrerseits aus Konstantinopel vertrieben worden waren: »Sie ahmten absichtlich die Bewegungen der Frauen nach und zogen sogar Frauenkleider an, schmückten ihr langes Haar mit Juwelen und trugen seidene oder Pelzkappen auf dem Kopf¹⁴.« Obwohl Buonaventura diesen Tänzern eine gewisse künstlerische Eigenständigkeit zugesteht, kommt sie dennoch zu dem Schluss: »Aber professioneller Tanz ist in Nordafrika, dem nahen Osten und Asien

9 Shira, »Cross-Dressing in Middle Eastern Dance«, 29. Juni 2001, <http://www.suite101.com/article.cfm/6072/69082>.

10 Siehe Dietlinde Karkutli, *Das Bauchtanzbuch*, Reinbek/Hamburg: Rowohlt, 1983, S. 25 ff.

11 Karlheinz Schüssler, *Ägyptische Märchen*, Bergisch Gladbach: Bastei Lübbe, 1980, S. 22 ff.

12 Siehe Buonaventura, a.a.O., S. 159.

13 Siehe Eluan Ghazal, *Schlangenkult und Tempelliebe: Der Schlüssel zum Geheimnis der sakralen Erotik*, Berlin: Simon + Leutner, 1994.

14 A.a.O., S. 56.

im wesentlichen immer eine Kunst der Frauen gewesen; jetzt sind die Bewegungen so allgemeiner Bestandteil des Tanzes dieser Gegenden geworden, dass sie natürlich von beiden Geschlechtern aufgeführt werden¹⁵.« Tarik Sultan sieht dies anders und erklärt das Phänomen des männlichen *Chikhat*-Tänzers damit, dass die französischen Besatzer in Marokko, anders als die englischen Kolonialherren in Ägypten, die einheimische Kultur nicht unterdrückten und somit männliche Tänzer dort nicht aus der Öffentlichkeit verdrängt wurden. Auch weist er darauf hin, dass die Tänzer in der Türkei durch ihre Kleidung von den Tänzerinnen gut zu unterscheiden waren¹⁶. Abgesehen von diesem Punkt, der für türkische Darstellungen gilt, auf die Buonaventura nicht eingegangen war, bleiben sowohl sie als auch Sultan eine wissenschaftliche Beweisführung schuldig. Es steht sozusagen Behauptung gegen Behauptung.

SCHWEIGENDE MÄNNER, SCHREIBENDE FRAUEN

Tarik Sultans Stimme steht ziemlich allein, denn noch immer schreiben und forschen fast nur Frauen zu Bauchtanz. Das belegte Cross-Dressing in der Geschichte des orientalischen Tanzes ist aus Sicht der Geschlechterforschung überhaupt nicht erschlossen, denn die Autorinnen blicken hauptsächlich auf ihre eigenen Geschlechtsgenossinnen. Sultans vielfältige Beschreibungen von Männern, die in Nahost und Nordamerika im nicht-professionellen Kontext bauchtanzten, belegen jedoch, dass es für Männer dort selbstverständlich ist: Auf Festen, in der Kasbah, in der Disco. Er schreibt über diese Bauchtänzer: »es war ein Tanz des Ausdrucks der Menschlichkeit. Für sie gab es keine andere Art zu tanzen, es gab keine scharfe Linie, die das Bewegungsvokabular nach Geschlecht trennte¹⁷.« Die ägyptischen Star-Tänzerinnen beschäftigen Tanztrainer und Choreografen, und Männer gründen Ensembles und Tanzschulen. Berühmte Beispiele sind Mahmoud Reda, dessen Ensemble ägyptische Folklore Bühnenfähig machte und der berühmte Solo-Tänzerinnen wie Farida Fahmi und Raqia Hassan ausbildete, oder Hassan Khalil, der in Ägypten und Kuwait Bühnen-Ensembles betreut und international als Lehrer und

15 A.a.O., S. 57 f.

16 Sultan, a.a.O. Übersetzung aus dem Englischen durch die Autorin.

17 A.a.O. Siehe auch Buonaventura, a.a.O., S. 135, 144, zu bauchtanzenden Männern auf libanesischen und marokkanischen Hochzeiten. Siehe auch Michael Rauchs Bericht zu einem Auftritt der ägyptischen Tänzerin Fifi Abdou, »Fifi, Superstar«, Hörzu, Juli 2000: »Ein Mann springt auf, wirft das Sakkó hinter sich, wiegt sich ganz weltvergessen.« (S. 10).

Choreograf für orientalischen Tanz tätig ist. Die marokkanische muslimische Soziologin und Feministin Fatima Mernissi geht ganz selbstverständlich regelmäßig als Ausgleich zu ihrer wissenschaftlichen Arbeit an der Universität von Fes zu einem Bauchtanzkurs, der von einem Ägypter geleitet wird. Das einzig Erwähnenswerte aus ihrer Sicht dazu ist, dass es sie ärgert, wenn dieser Tanzlehrer den jüngeren Teilnehmerinnen mehr Aufmerksamkeit schenkt als ihr¹⁸. Das ist um so erstaunlicher, als auch sie diesen Tanz als Frauentanz mit rein weiblicher Traditionslinie beschreibt und auch auf die Matriarchatsforschung zurück greift:

»Der orientalische Tanz, oft auch Bauchtanz genannt, wird auf Ishtar zurückgeführt, die Göttin der Liebe, die die Semiten in ihren lusterfüllten Tempeln verehrten. Als Göttin bestand Ishtar auf der Trennung von Mutterschaft und ehelicher Treue, und die in ihren Tempeln aufgeführten Tänze feiern das unveräußerliche Recht der Frau auf Selbstbestimmung. (...) Zu ihren Ehren tanzten die Frauen in ihren Tempeln und gaben sich Liebesspielen hin. Nachdem die Göttin von den Göttern verdrängt worden war, wurden die Frauen in diesen Tempeln als religiöse Prostituierte angesehen. Dass auch mehrere tausend Jahre nach der Niederlage der Göttin eine Frau, die, wie beim orientalischen Tanz üblich, allein tanzt und nicht mit einem Partner, immer noch verwirrende Gefühle auslöst und unverständliche Ängste weckt, ist keineswegs überraschend.

Im Mittleren Osten und im Nordafrika der Gegenwart ist der Bauchtanz – zumindest für die Frauen – keine eindimensionale Erfahrung, bei der nur der Körper bewegt wird, wie es in Hollywood-Filmen oft gezeigt wird. In Ländern wie beispielsweise in Marokko blühte die kultische Verehrung der Venus und anderer Göttinnen, wie der phönizischen Tanis (beide Verkörperungen der Ishtar) über viele Jahrhunderte hinweg, bis der Islam sie verdrängte. (...) Jahrhundertlang haben die Mütter und Tanten den kleinen Mädchen die Grundelemente des orientalischen Tanzes beigebracht, um ihr Selbstbewusstsein zu stärken. Das tun sie heute noch, und der Tanz wird von einer Generation zur nächsten zur Feier des Körpers und als Ritual der Selbstverwirklichung weitergegeben¹⁹.«

18 Fatima Mernissi, *Harem: Westliche Fantasien – östliche Wirklichkeit*, Freiburg im Breisgau: Herder, 2000, S. 68 f.

19 A.a.O., S. 67 f.

In einer Besprechung von Waslaw Nijinskis androgyner Darstellung des »goldenen Sklaven« in Sergei Diaghilevs Ballet »Scheherazade« kritisiert Mernissi den Balletstar:

»Dabei war Scheherazades jahrhundertalte Botschaft doch gerade der entschlossene Hinweis auf die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. (...) Indem er die rein sexuelle Dimension der orientalischen Tänze überbetonte, verwischte er die kosmische, auf den Göttinnenkult zurückgehende Dimension und löschte Scheherazades Anspruch, mehr zu sein als eine erotische Tänzerin²⁰.«

Die Irakerin Rosina Fawzia Al-Rawi beschreibt detailliert die Rolle des Bauchtanzes im Alltag arabischer Frauen, wobei der Tanz die gleiche Funktion hat wie bei Mernissi beschrieben und unter Frauen weiter gegeben wird, ohne dass je Männer zugegen sind, da Männer und Frauen immer getrennt feiern. Dazu gehört auch eine Art Initiation bei der Menarche eines Mädchens, das zu diesem Anlass den anderen Frauen zu ersten Mal alleine vortanz²¹.

IM WESTEN: FRAUEN – KÖRPER – TANZ?

Das sowohl von Mernissi als auch von Al-Rawi behauptete positive Selbstwert- und Körpergefühl, das orientalischen Frauen durch Bauchtanz gewinnen, scheint auch für westliche Frauen ein Grund zu sein, diesen Tanz zu erlernen. »Bauchtanz macht mich selbstbewusst« lautet der Titel einer Reportage über »deutsche Frauen im Bauchtanz-Fieber²².« Darin wird eine 39-jährige S-Bahn-Angestellte zitiert: »Früher fühlte ich mich immer zu dick. Durch den Tanz bin ich selbstbewusst geworden. Mein Körper ist eben, wie er ist.« In einem Bericht der Nord-West-Zeitung (NWZ) über einen Bauchtanzkurs an der Oldenburger Universität stellt die Autorin angesichts der »teils kostümierten Tänzerinnen (...), die sich in kein Schema pressen lassen«, fest: »Schlanke Frauen sind von diesem Tanz ebenso fasziniert wie Frauen mit üppigeren Formen, junge ebenso wie ältere²³.« Ein positives Körpergefühl, mehr

20 A.a.O., S. 66 f.

21 Rosina Fawzia Al-Rawi, Der Ruf der Großmutter oder die Lehre des wilden Bauches, Wien: Promedia, 1996. Siehe besonders das Kapitel »Das große Fest«, S. 35 ff.

22 Christina Fischer, »Bauchtanz macht mich selbstbewusst«, TV-direkt, 18.1.1999, S. 42.

23 Melanie Jülich, »Tanz aus dem Bauch heraus«, Inside – das junge Magazin der NWZ Nr. 20, 17.5. – 23.5.2002, S. 8 f.

Selbstbewusstsein, bessere Gesundheit, Heilung bei psychischen und physischen Problemen – all dies ist von Frauen durch Bauchtanz behauptet²⁴. Dabei wird der weibliche Körper als solcher gegeben vorausgesetzt und die Kategorie »Frau« stets implizit essentialistisch aufgefasst.

DIE PERFORMANZ DES WEIBLICHEN IM ORIENTALISCHEN TANZ

Doch nicht nur Bewegung und Entspannung machen den Tanz aus – auch die heute im Westen übliche Kleidung gehört dazu. So heißt es in der NWZ-Reportage: »Auch die exotische Kleidung hat ihren Reiz und sie sieht bei jeder Frau schön aus, egal, ob sie dick oder dünn ist²⁵.« Besonders die Bühnenaufmachung einer orientalischen Tänzerin lässt eine Inszenierung des Weiblichen vermuten, die schon klischeehaft erscheint. Kurzhaarige Business-Frauen stecken sich Haarteile an, sportliche Frauen tauschen Jeans gegen Glitzer-Kostüme und weite oder hochgeschlitzte Röcke. Da liegt der Gedanke an Verkleidung nahe. Das ist vielen Tänzerinnen auch bewusst. So meint Tanja Haake zu einem Auftritt vor orientalischer Kulisse: »Also gut, spielen wir ›Wüste(n)töchter«, Klischees sind da um sie auszuleben²⁶.« Manche westliche Tänzerin inszeniert so bei einem Auftritt eine Person, einen Aspekt ihrer Persönlichkeit, der nur hier seinen Ausdruck findet. Anscheinend handelt es sich um die Performanz von »Weiblichkeit« mit den Vorzeichen Sexualität und Erotik – doch gibt es dazu keine Studie aus Sicht der Geschlechterforschung, die erklärt, welche Aspekte von »Frau« oder »Weiblichkeit« auf diese Weise ausagiert werden. Dass jedoch Erotik und Sexualität, deren freie Entwicklung bei westlichen Frauen lange kulturell unterdrückt wurde, den Umweg über den Orient nehmen, liegt angesichts der Sexualisierung und Erotisierung des Orients durch den Westen durchaus nahe²⁷. Eine vergleichende Untersuchung der Kategorien »Frau« und »Orient«, die beide sexualisiert und erotisiert sind, wäre unter diesem Gesichtspunkt sicher interessant.

24 Siehe Literatur von Buonaventura, Ghazal, Shira, Said-Locke, Shakti Morgane und Hegers in der Literaturliste.

25 Jülich, a.a.O.

26 Tanja Haake, »Kultursommer 2002: Theater in der City – Erzählungen aus 1001 Nacht«, http://vereine.nordwest.net/otb-oriental/html/kultursommer_2002_teil_4.html

27 Siehe dazu Edward Said, Orientalismus, Berlin/Wien: Ullstein, 1981.

DER BLINDE FLECK DES WEIBLICHEN BLICKS – DER BAUCHTÄNZER

Zum Schluss möchte ich auf noch ungeklärte Fragen zu bauchtanzenden Männern kommen. Tarik Sultan fragt zu Recht, wie es sein kann, dass arabische Männer im Alltag bauchtanzen, jedoch Tanzen auf einer Bühne für sie undenkbar ist. Im Orient ist dies die unbestrittene Domäne von Tänzerinnen. Wo und wie Männer Bauchtanzen lernen, ist nicht klar, denn dazu gibt es keine Aussagen. Wie männliche Anthropologen bei der Erforschung und Beschreibung fremder Kulturen lediglich Tätigkeiten, Riten und Gebräuche der Männer beschrieben, weil sie zu diesen Kontakt hatten, aber zu der Welt der Frauen keinen Zugang bekamen, so haben möglicherweise die Autorinnen von Büchern und Artikeln zu Bauchtanz die Rolle von Männern außer Acht gelassen. Und Männer melden sich selbst dazu kaum zu Wort – Tarik Sultan ist einer der wenigen Ausnahmen.

Was Männer und Bauchtanz in Ost und West angeht, so verläuft die Entwicklung im Westen zur Zeit anders als im Orient. In Deutschland tätige ägyptische Dozenten und Choreografen für orientalischen Tanz zeigen auf der Bühne traditionelle Folklore-Tänze der Männer. Wenn sie »wie Frauen« tanzen, dann nur in einer meist komischen Travestie-Einlage, in der sie als Frau verkleidet auftreten und einen aufdringlichen Verehrer düpiieren, indem sie zum Schluss ihr »wahres« Geschlecht enthüllen. Die »weibliche« Bühnenform des Bauchtanzes zwingt anscheinend einen Tänzer dazu, eine weibliche Person zu inszenieren bzw. eine Frau zu imitieren. Dabei handelt es sich bei dieser »weiblichen« Form bereits um eine ins Klischeehafte übertriebene Inszenierung von Weiblichkeit oder, frei nach Buonaventura, um eine Fantasie des Ewig-Weiblichen²⁸. Den »weiblichen« Bauchtanz zu tanzen bedeutet für Männer im Westen das Risiko, für einen Homosexuellen und/oder Transvestiten gehalten zu werden. Doch einige westliche Tänzer entwickeln ihre eigene Form des bühnenfähigen Bauchtanzes, eine »männliche« Variante des von Frauen getanzten Tanzes (z.B. Horatio Cifuentes, Said Amir, Dominik Soleil). Doch auch von ihnen gibt es keine Aussagen dazu, ob Bauchtanz für sie relevant ist für ihr Körpergefühl oder Selbstbewusstsein, oder welche Persönlichkeitsaspekte sie eventuell ausagieren. Auch hier gibt es für die Geschlechterforschung noch viel zu entdecken.

28 Vgl. Buonaventura, a.a.O., S. 7.

LITERATUR:

- Al-Rawi, Rosina Fawzia; Der Ruf der Großmutter oder die Lehre des wilden Bauches. Wien 1996.
- Buonaventura, Wendy; Die Schlange vom Nil. Frauen und Tanz im Orient. Hamburg 1990.
- Buonaventura, Wendy; Bauchtanz. Die Schlange und die Sphinx. München 1993.
- Ghazal, Eluan; Der heilige Tanz. Orientalischer Tanz und sakrale Erotik. Berlin 1993.
- Ghazal, Eluan; Schlangenkult und Tempelliebe. Der Schlüssel zum Geheimnis der sakralen Erotik. Berlin 1994.
- Ghazal, Eluan; Bauchtanz. Wellen des Körperglücks. Genf, München 1995.
- Hegers, Ulrike; Bauchtanz. Frauen finden ihren Rhythmus. Düsseldorf 1986.
- Karkutli, Dietlinde; Das Bauchtanzbuch. Reinbek/Hamburg 1983.
- Mernissi, Fatima; Harem: Westliche Fantasien – östliche Wirklichkeit. Freiburg im Breisgau 2000.
- Morgane, Shakti; Orientalischer Tanz und Ekstase – der weibliche Weg zum »magischen Feuer«. Berlin 2000.
- Said, Edward; Orientalismus. Berlin/Wien 1982.
- Said-Locke, Rose; Von innen nach außen. Orientalischer Tanz und Körpererfahrung. Witzhausen 1989.
- Shira; »Cross-Dressing in Middle Eastern Dance«, 29. Juni 2001, <http://www.suite101.com/article.cfm/6072/690082>.
- Shira; »Why the Fuss Over Egyptian Style Music and Oriental Dance?« 31. Januar 2002, <http://www.suite101.com/article.cfm/6072/85440>.
- Shira; »Healing Through Oriental Dance: Part 1, Physical Healing«, 13. Oktober 2000, <http://www.suite101.com/article.cfm/6072/50005>.
- Shira; »Healing Through Oriental Dance: Part 2, Emotional Healing«, 27. Oktober 2000, <http://www.suite101.com/article.cfm/6072/50858>.
- Sultan, Tarik (ehemals Tarik abd el Malik); »Oriental Dance: It Isn't Just For Women (and Never Was)«, http://www.casbahdance.org/notwomen_trk.html

Die Doktorinnen- ehrung

DIE DOKTORINNENEHRUNG

Die Doktorinnenehrung nimmt seit Jahren einen wichtigen Raum innerhalb der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ein. Die feierliche Atmosphäre, in der die Verleihung der Doktorhüte und der Urkunden geschieht, der Eintrag ins Doktorinnenbuch, sind inzwischen zum Ritus geworden, der für die geehrten Frauen einen Punkt markiert, an dem sie in ihrem neuen Status öffentlich auftreten. Der würdige Rahmen, in dem das geschieht, lässt jedoch auch viel Raum, die Mühen des Wegs aufzuzeigen, die Hürden, die die jungen Doktorinnen zu nehmen hatten. Nicht zuletzt wird hier wieder die Verwobenheit von privater Erfahrung in jenen halb-öffentlichen Raum hinein deutlich, in dem die Arbeit an der Promotion geschieht.

Für die anwesenden Promovendinnen ist zum einen der Rahmen, die Form der Feier und zum anderen die persönlichen Erfahrungen derer, die »es geschafft haben«, eine ungemein wichtige Motivation, auf ihrem Weg nicht aufzugeben und vielleicht schon im nächsten Jahr auch geehrt zu werden. Als Vorbild zeigen die Frauen, die nach dem Motto »Ich bin fertig – total fertig« ihren Titel erarbeitet haben, wie Krisen – seien es persönliche, arbeitstechnische oder gesellschaftliche – zu überwinden sind. Wie unterschiedlich die Promotionszeit empfunden und genutzt wird, welche neuen Fragen mit diesem neuen Lebensabschnitt auftauchen, mit welchen Brüchen/Befreiungen/Wandlungen zu rechnen ist, all diese gelebten Erfahrungen sind den Nachfolgenden wertvolle Unterstützung. Im Austausch wird die isolierte Arbeitssituation aufgesprengt und es werden Lösungen individueller Probleme sichtbar, indem sie von der subjektiven Ebene in eine solidarische verschoben werden.

DIE FRAUEN UND IHR WERK:

Martina Henn-Sax:

Molekulare Evolution und katalytischer Mechanismus eines hyperthermophilen (β la)₈ Barrel Enzyms.

Sabine Krajewski:

Life goes on and sometimes it doesn't. A comparative study of hospital drama in Great Britain, the US and Germany.

Manuela Maschke:

Die israelische Arbeiterorganisation Histadrut. Vom Staat im Staate zur unabhängigen Gewerkschaft.

Marion Niehoff:

Fremdsprachenlernen mit Multimedia-Anforderungen aus Sicht der NutzerInnen. Eine qualitative Untersuchung zum selbstorganisierten Lernen.

Anja Stichs:

Die Erneuerung eines defizitären Wohngebietes unter Einbindung der Bewohner am Beispiel des Berliner Sanierungsgebiets Köpenick-Oberschöneweide.

(Schlurf, Schlurf...)

Herein kommt eine alte Frau, sie bewegt sich langsam durch den Saal, nimmt müde Platz auf einem Stuhl, Kerzenlicht flackert. Und spricht:

Ich grüße euch, ihr weisen Frauen. Insbesondere euch, ihr Geehrten.

Ich bin gekommen, um euch etwas zu erzählen¹...

Schon sehr früh dachte man, dass Frauen sorgfältiger belehrt und angeleitet werden müssten als Männer, denn die weibliche Natur »war«, nein, »ist« schwach, wie einige Menschen in unserer Gesellschaft immer noch glauben.

Besonders belehrt werden sollten sie über Schamhaftigkeit und Keuschheit, Demut, Schweigsamkeit und Würde der Sitten und Gebärden. Schon ein Bad war sehr unzüchtig, denn die Jungfrau sollte sich auch selbst nicht nackend sehen.

Unter diesen Voraussetzungen ist klar, dass die Frauen lange Zeit weit davon entfernt waren, offiziell eigene Gedanken zu entwickeln, auf eine Schule zu gehen oder gar, wie ungeziemlich, eine Universität zu besuchen!

Handarbeiten sollte eine Frau beherrschen, sie bekam eine literarische und künstlerische Ausbildung, doch den größten Platz nahmen die Anstands- und Tugendlehren ein.

Während der Mann »höflich, freigebig, tapfer und klug« sein sollte, beschränkte sich die Vorbildlichkeit der Frau auf einen einzigen Punkt:

»Wenn sie als anständige Frau ihren Körper bewahrt, dann bleiben alle ihre sonstigen Fehler verborgen, und sie kann immer noch mit erhobenem Kopf gehen.«, dachte man.

Die moralischen Qualitäten besaßen für Frauen eindeutig einen höheren Rang als die intellektuellen.

Eine Frau brauchte nur so viel Verstand, um »höflich und gesittet« zu sein.

Wenn sie mehr Verstand hatte, sollte sie den Anstand und die Weisheit besitzen, *nicht* zu zeigen, wieviel Verstand sie hatte. Man wollte sie nicht als Herrscherin haben. Ein Mann sollte in vielen Wissenschaften bewandert sein. Die Erziehung

1 Der Text enthält nicht gekennzeichnete, wörtliche sowie inhaltliche Zitate aus: Hellmann, Brigitte: *Frauen-Geschichte(n): ein historisches Lesebuch*. München 1998.

einer vornehmen Dame schrieb vor, dass eine Edelfrau, die anständig und von guter Abstammung war, nicht zu viel Klugheit besaß. Einfältigkeit stand den Damen gut an.

Die Männer wollten das Monopol des Wissens behalten.

So wurden etwa zu Beginn des 14. Jahrhunderts mehrere heilkundige Frauen, die schon über längere Zeit praktizierten, verfolgt, weil sie nicht das medizinische Diplom der Universität von Paris hatten. Dass Frauen dort gar keinen Zutritt zu Vorlesungen hatten, tat dem Vorwurf keinen Abbruch.

Einst waren gelehrte Frauen Heilerinnen, sie besaßen Zugang zu allerlei Wissen der Natur und konnten häufig da weiterhelfen, wo die damalige Schulmedizin keinen Ausweg mehr sah.

Einst waren gelehrte Frauen Hebammen, die jedes neue menschliche Geschöpf in die Welt willkommen hießen, auch in schweren Zeiten. Zugleich waren sie den werdenden und gewordenen Müttern eine Stütze, wussten besondere Mittel etwa um Wunden zu heilen. Und hat nicht schon ein bekannter Grieche sich der Hebammenkunst bedient, wenn auch auf eine sehr eigene Weise?

Einst wurden gelehrte Frauen Hexen genannt, da man nicht verstand, dass es neben dem offiziellen Wissen ein anderes Wissen geben konnte, das sich an der Natur orientierte und Altbekanntes weiterführte. Alles, was nicht verstanden wurde – und zu der Zeit war das Wissen recht beschränkt – wurde nicht einfach nur abgelehnt, sondern mit dem Teufel in Verbindung gebracht und verurteilt.

Frauen wurden jahrhundertlang vom normierten patriarchalischen Wissen ausgeschlossen, als man begriff, dass sie eigenes Wissen pflegen und weitergeben, wollte man ihnen das ebenfalls nehmen.

Doch was ist unter matriarchalischem Wissen zu verstehen?

Dieses Wissen umfasst die MATERIellen Aspekte zusätzlich zu den geistigen.

Das Wissen, dass auch sogenannte niedere Arbeiten ihre Wichtigkeit haben und man in jeder Werkstatt des Wissens regelmäßig ausgehen muss, um sich Neuem öffnen zu können.

Das Wissen, dass Geist sich auch MATERIalisieren lässt und damit geteilt werden kann. Doch darauf werden wir später zurückkommen...

Frauen brauchen die Fähigkeit, Widersprüchliches auszuhalten und zu verbinden. Das haben sie immer getan und das tun sie auch heute noch. Was die Zukunft bringt, wird sich noch zeigen.

Unsere Schwäche ist dabei nicht, dass wir etwas nicht könnten, sondern dass wir unser eigenes Wohl so oft aus Rücksicht auf andere vergessen. Das sollten wir uns bewusst machen.

Doch jetzt wollen wir gemeinsam am MATERiellen Wissen, das in den herkömmlichen Werkstätten der Wissenschaft keine Beachtung findet, teilhaben.

Am Wissen und der Weisheit, die Frauen schon seit ewigen Zeiten in sich vereinigt haben.

Jede einzeln. Jede eine bestimmte Menge.

Aber was geschah mit all dem, als sie starben?

Die Frauen zerfielen, sie gingen in die Erde ein, sie wurden zu Staub.

Doch was wurde aus ihrer Kraft?

Nun, ihre Kraft wurde angezogen von der Urkraft tief im innern der Erde, pulsierend im Rhythmus des Herzens der Erde.

Ihre Kraft wurde angezogen aus dem Norden, aus dem Süden, aus dem Westen und aus dem Osten.

Alle Kraft, alles Wissen, alle Weisheit fließt, fließt zusammen, fließt in eine Form einmaliger Kraft...

Heute wollen wir diese Kraft, dieses Wissen, diese Weisheit teilen.

Die hier Geehrten werden den Stein des Wissens und der Weisheit gemeinsam spalten und uns alle daran teilhaben lassen...

--- GONG ---

Auf einem Wagen wird ein Stein hereingefahren, fast einen halben Meter hoch. Der in Wirklichkeit ein Kuchen ist. Die fünf Frauen, die als Doktorinnen geehrt wurden, schneiden den Kuchen an, teilen ihn unter den anwesenden Frauen auf, Sekt wird gereicht. So verbindet die Liebe zur Weisheit die Menschen.

DIE FRAUEN UND IHR LEBEN:

DIE MOLEKULARE EVOLUTION DER STIPENDIATIN MARTINA ZU DR. HENN-SAX ODER: WIE ICH DIE LETZTEN TAGE MEINER DISS ÜBERSTANDEN HABE.

Martina Henn-Sax

Wie schon in der Überschrift angedeutet: ich bin Biochemikerin.

Der Naturwissenschaftler in Allgemeinen schreibt erst sehr spät im Verlauf seiner Promotionsphase. Eigentlich schließt er seine Laborarbeiten ab und beginnt dann – meist am heimischen Schreibtisch – mit der Schreibarbeit. ER schreibt zusammen, heißt es dann. Zum ersten mal in seiner mehrjährigen Zeit am Institut darf ER ungestraft von Seminaren und Gastvorträgen fernbleiben, muss kein Literaturseminar vorbereiten oder StudentEN betreuen. ER ist frei, frei zum Zusammenschreiben.

Ich habe es etwas anders gemacht. Vorbildlich und frühzeitig habe ich Neujahr 2001 mit dem Schreibprozess begonnen. Zu früh, wie mir später schien. Die Teile Material & Methoden sowie meine Einleitung waren zu 80% fertig. Nicht nur, weil ich im Februar 2001 dieselben bei der Stiftung vorlegen sollte. Ich gebe zu, ich muss mich zwingen an die letzten Tage der Diss zurückzudenken. Ich würde sie lieber verdrängen, habe das Gefühl, ich hätte es besser machen können. MEINE Diss.

Im folgenden Text will ich nur wenige, aber für mich sehr eindrucksvolle Ereignisse oder Eindrücke schildern. Mein Abgabetermin war der 21. September 2001. Eigentlich der 24. aber ich wollte meine drei Wochen Sprachurlaub am 23. starten und so entschloss ich mich schon sehr früh, meine Arbeit am 21. abzugeben.

Aber von vorne:

Eine prägende Erinnerung ist mit der Musik Gruppe Wolfsheim verbunden. So habe ich im kompletten finalen Schreibprozess die CD »Spektators« auf Endlos-Schleife gehört, Tag und Nacht, Nacht und Tag.

Ein schlechtes Gewissen tut sich immer bei mir auf, wenn ich daran denke, dass ich viel zu spät das Labor verlassen habe und mich nicht komplett auf die Schreibarbeit konzentriert habe. Vielleicht auch aus dem Glauben heraus, schon so viel geschrieben zu haben. So habe ich auch noch das vorletzte Wochenende vor meiner Abgabe im Labor verbracht, um noch eine neue Proteinreinigung zu starten.

Mein Rhythmus war, morgens zu schreiben, dann gegen 14 Uhr ins Labor zu fahren und um 14:30 oder 15 Uhr die zweite Schicht, dann mit Laborarbeit, zu starten. So auch am Dienstag den 11. September.

Als ich das Labor betrete (gegen 15 Uhr), sind alle Doktoranden und Kollegen um unser Radio gruppiert. Ich grüsse wie immer, keiner sagt was. Alle hören gebannt zu. Aus meiner Isolation heraus beginne ich nachzudenken: irgend ein Sportereignis? Naturkatastrophe? Ich stelle mich mit zu den Zuhörern. »Flugzeuge sind in die Türme des New Yorker World Trade Center gerast, die Türme brennen, Menschen springen aus den Fenstern ...«

Ich weiß nicht was ich davon halten soll, ist das ein Hörspiel so wie es mal eines von der Landung Außerirdischer gab? Langsam wird auch mir klar, es ist Realität. Fragen über Fragen. Warum? Wer? Ich rufe meinen Mann – was ich sonst nie tue – auf der Arbeit an. Er fällt genauso aus allen Wolken wie ich.

Wie in Trance kümmere ich mich um meine Laborarbeit. Ans Photometer wollte ich, um Enzymkinetiken zu messen. Warum tue ich das? Was kommt auf uns zu? Macht das alles noch Sinn? Ich gehe recht schnell wieder nach Hause. Ich kann mich nicht konzentrieren, schaue die Fernsehbilder an, telefoniere mit den Eltern. Die nächsten Tage sind ein Chaos aus Arbeiten und Grübeln.

Ich komme nicht recht voran, zumal mein Doktorvater, der dankenswerterweise das Korrekturlesen meiner Arbeit und die eines Kollegen übernommen hat, mir sehr viel Zusatzarbeit beschert. Drei Jahre schreibe ich Arbeitsberichte für die Arbeitsgruppe, ebenso die für die Stiftung, sowohl Material und Methoden als auch die Einleitung lagen schon lange vor, alles war gelesen und genehmigt, nie wurde nachgebessert. Jetzt auf einmal ist mein Stil nicht mehr in Ordnung. Seitenweise tippe ich Texte meines Doktorvaters ein. Ich frage mich, was mein Anteil, meine wissenschaftliche Arbeit ist.

Am 14. September, eine Woche vor Abgabe verlasse ich endgültig das Labor. Keine Neuerungen im Ergebnisteil, nur der Satz: keine Aktivität messbar.

Es gibt Probleme mit Korrektur-Fahnen, die erst spät bei mir eintreffen. Es scheint mir, als wäre mir meine innere *Deadline*-Uhr und mein sonst immer perfektes »*just in time*« arbeiten abhanden gekommen. Ich bin es nicht mehr, die jetzt den Arbeitstakt bestimmt. Es gibt Streitereien mit dem Betreuer wegen des vorgezogenen Abgabetermins, ich bleibe aber beim 21. September hart.

Es ist soweit, zum ersten Mal muss ich eine Nacht durcharbeiten, um einen Termin halten zu können. Aber um Frau Doktor werden zu können, muss frau viel-

leicht Dinge ändern. Stund um Stund vergeht beim Einarbeiten der ausführlichen Korrekturen meines Doktorvaters. Genau wie es sein muss, stürzt um 3 Uhr nachts der Rechner ab. Obwohl alles gesichert ist und zahllose Versionen vorliegen fehlt mir die Korrekturarbeit mehrerer Stunden. *GEHEN SIE NOCH MAL ZURÜCK, GEHEN SIE NICHT ÜBER LOS.*

Nachdem ich 30 Stunden nonstop mit meiner Arbeit verbracht habe, läutet das Telefon. Mein Doktorvater. Ich erzähle ihm in aller Ruhe von Zentraldokumenten und dass schon ein Exemplar ausgedruckt ist. Er ist zufrieden. Was ich schon immer geahnt hatte, wurde in den folgenden Stunden Wirklichkeit: die ausgefeilte Softwaretechnik des Bill G. unterstützt einen, wo sie nur kann. Beim Überspielen des Zentraldokuments auf einen zweiten, schnelleren PC sucht sich der Rechner eigenmächtig die Teile meiner Arbeit zusammen und verwendet dabei veraltete Versionen. Noch mal alles durchsehen, Teile austauschen, noch mal querlesen. Inzwischen ist es 13 Uhr und noch kein Exemplar, das die Anforderungen zur Abgabe erfüllen würde, ist ausgedruckt. Ich allein weiß, wie viel Arbeit noch aussteht.

Um es kurz zu machen: Nachmittags gegen 17 Uhr bin ich im Copy-Shop, um meine drei Arbeiten binden zu lassen. Ich muss nur eine Stunde warten, endlich fällt der Stress von mir ab. Meine Kollegin Anke begleitet mich. Dinge wie schlafen, essen und trinken werden wieder wichtig. Zur Belohnung, dass alles »pünktlich« zum Binden gegangen ist, gibt es Currywurst mit Pommes in der Uni-Cafeteria und dann nur noch nach Hause und schlafen.

Morgen um 11 Uhr habe ich den Termin in Köln: Prüfungsamt – Abgabe – *FERTIG.*

Um 5:45 Uhr geht es im Interregio Nordpfeil Richtung Hannover, dann weiter nach Köln-Süd. Gebunden sieht die Arbeit, jetzt bei der ersten ruhigen Betrachtung, ganz gut aus. Aber auf den zweiten Blick entdecke ich sofort einen Fehler. Mit heißer Nadel gestrickt. Ich dachte immer: *MIR PASSIERT SO WAS NICHT!*

Die Abgabe-Formalien sind in fünf Minuten erledigt. Glückwunsch, der größte Batzen ist geschafft. Das Gefühl habe ich nicht. Ich freue mich zwar, habe aber immer noch einen Kloß im Hals. Mir steht noch eine Unterredung mit meinem Betreuer bevor. So neutral wie möglich teile ich ihm mit, dass ich im vierten Monat schwanger bin und erkläre die späte Benachrichtigung damit, die ersten drei Monate auch ahnungslos gewesen zu sein. Die erste Frage meines Chefs: »Machst

Du weiter?« Klar, natürlich will ich Postdoc machen, an meinen Plänen ändert sich doch nichts.....

Im Nachhinein bin ich froh, erst nach Abgabe meiner Arbeit die bestehende Schwangerschaft mitgeteilt zu haben, denn bei allen folgenden Unterhaltungen stand nur noch dieses Thema im Mittelpunkt. Das ausstehende Paper wird immer wieder aufgeschoben. Hauptargument: »Kümmere Dich erst mal um Dich. Eine Schwangerschaft ist zwar keine Krankheit aber ...«.

Am 6. Dezember verteidige ich meine Arbeit mit dickem Bauch und fühle mich dabei wie die kleine Schülerin, die immer noch nicht reif genug ist.

ABER, ALLES IST ÜBERSTANDEN. JETZT BIN ICH WIRKLICH FRAU DR. !

Sebastian kam am 19. März 2002 zur Welt. Elf Tage nach dem errechneten Geburtstermin. Mein Paper wurde im September 2002, ein Jahr nach Abgabe der Arbeit, veröffentlicht.

ICH BIN FERTIG, TOTAL FERTIG

Sabine Krajewski

220 Seiten, schön gebunden. Seit über einem Jahr auf habe ich dieses Buch auf meinem Schoß. Sitze hier mit einem Buch über Krankenhausserien. Soll ich selbst geschrieben haben. Frage mich allerdings, wann ich das gemacht haben soll.

Die Wochenenden waren mit gramvollen Gedanken gefüllt, wie gelähmt waren sie, weil ich eigentlich hätte arbeiten müssen. Jedes Wochenende. Wann immer ich mich aus meinem Arbeitszimmer bewegte, und jedes Zimmer, in dem ich mich bewegte, war ein Arbeitszimmer, wann immer ich am See lag, im Kino saß, in der Kneipe hing, immer war ein Arbeitszimmer bei mir. Ein quälendes Gefühl, die Arbeit läge dort auf der Wiese, auf der Leinwand, auf dem Tresen. Und zu Haus auf dem Schreibtisch, da lag nichts, nur ein paar Notizen waren auf dem Boden verstreut.

Die Wochenenden hielten mir jeden Wochentag vor, an dem ich, statt zu schreiben, die Küche geputzt/die Kaffeemaschine repariert/kleine Gewinnmarken eingeklebt hatte, was auch immer. Eines führte zum anderen, räumen in der Küche führte in die aufzuräumende Speisekammer, zerbrochene Tassen mussten sofort neugekauft werden, ausgedehnte Frustkauf Touren waren die Folge. Ein Telefonat jagte das nächste. Exzessive Spaziergänge waren angesagt und der Fernseher lief auch in meiner Abwesenheit, es kamen immer mehr Krankenhausserien und das Risiko, die Schlüsselszene zu verpassen, begleitete mich immer und überall.

Täglich hatte ich ein schlechtes Gewissen wenn ich das Kind aus der Kita holte und mich fragen musste, warum ich es eigentlich hingebracht hatte, denn in der »Arbeitszeit« war nichts geschehen, währenddessen ich mich nicht gleichzeitig mit ihm hätte beschäftigen können.

Ständig wurde ich angerufen, ob ich nicht dies oder jenes machen, hier oder da einspringen könnte, da ich doch zu Hause sei, den ganzen Tag. Beneidet wurde ich, weil ich doch ausschlafen könne, kaum zu tun hätte, bis auf die Wege zur Kita und zurück. War ja auch nötig, die Nächte durchgetanzt kamen wir jeden Morgen zu spät in die Kita. So ist das mit Studenten. Jederzeit konnte man mich anrufen oder sich bei mir zum Frühstück einladen. Wie oft habe ich gehört dass ich das doch genießen solle, denn wenn man erst arbeiten müsse, also ganz schlimm. Da wisse man die Wochenenden erst zu schätzen. »Mach das mal lieber jetzt noch, während dieser Arbeit. Wie weit bisse eigentlich?«

Freitags habe ich dann an der Uni unterrichtet, wegen der Struktur im Leben und weil man ja sonst so gar nicht arbeitet. Gleich im Anschluss bin ich ins Kolloquium gestürzt und alle anderen waren schon irgendwo in ihrer Arbeit. Ich stand immer kurz davor. Mein Professor fing schließlich an zu verkünden, ich stünde kurz vor der Abgabe. Aus diesem Missverständnis heraus muss dann die Arbeit entstanden sein, das Buch auf meinem Schoß. Ja, so und nicht anders ist es gewesen. Irrtümlich wurde allseits angenommen, ich hätte ein Buch geschrieben, so dass mir die pure Verzweiflung in die Tasten fiel, die dann gedruckt wurde und nun *Life goes on. But sometimes it doesn't* heißt. Und alle hatten recht, die Wochenenden sind jetzt herrlich.

ICH BIN FERTIG!

Manuela Maschke

So, das war's. Die Doktorarbeit ist im Kasten, die Disputation ist Geschichte. Nur die Veröffentlichung steht noch aus. Ich warte zur Zeit auf eine Antwort von meinem Wunschverlag. Gestern habe ich dort angerufen. Man sagte mir, ich solle mich noch ca. 2 Wochen gedulden, dann würde der Verlag mein Manuskript geprüft und entschieden haben, ob meine Arbeit in das Verlagsprogramm aufgenommen werden würde. Es ist zwar schon ca. 3 Monate her, seit ich die Diss. dort hin geschickt habe, aber gut. Ich kann warten. Wenn dieser Verlag meine Arbeit nicht haben will, dann kommt eben ein anderer. Nur Geduld!

Ich habe inzwischen begonnen Bewerbungen zu schreiben. Drei Vorstellungsgespräche liegen hinter mir. Sie sind alle sehr gut gelaufen. Eine Absage habe ich erhalten, eine Stelle habe ich abgesagt. Auf die dritte Antwort warte ich noch. Ich kann warten. Wenn dieser Arbeitgeber mich nicht haben will, dann kommt eben ein anderer. Nur Geduld!

Was ist das eigentlich »Geduld«? Der Thesaurus schlägt Ersatzbegriffe wie Gelassenheit, Gleichmut, Nachsicht oder Milde vor. Aber auch Beständigkeit, Ruhe, Friedfertigkeit und Beharrlichkeit werden als Alternativvorschläge genannt. Das alles ist also Geduld.

Heute kann ich sagen, dass meine Dissertation eine gute Übung in Sachen Geduld war. Ich habe gelernt die Dinge gelassener zu sehen, bin nachsichtiger mit mir selbst geworden und bin dennoch in Krisenzeiten beharrlich geblieben, um meine Arbeit fertig zu stellen und um mich im Strudel der Ereignisse nicht selbst zu verlieren. Und Krisenzeiten gab es genügend! Das ist normal während einer Diss.

Es ging gleich am Anfang der Arbeit los. Nachdem mein Prof. mich zur Doktorarbeit ermuntert hatte, nahm ich mir zunächst einmal viel Zeit, um über diesen Vorschlag nachzudenken. Ich wäre von selbst nicht auf die Idee gekommen, mindestens drei Jahre lang über ein Thema zu forschen. Forschen, könnte ich das überhaupt? Wollte ich denn eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen? Und was war mit dem Schreiben? Hatte ich dafür Talent? Außerdem stamme ich aus einer klassischen Arbeiterfamilie. Ein Studium ist ja noch »normal«, aber ein Dokortitel? Wofür ist ein Dokortitel eigentlich gut? Diese Fragen galt es zu beantworten.

Es war wohl die Mischung aus Lust und Perspektive, die mich schließlich davon überzeugte. Ich hatte Lust auf mein wissenschaftliches Projekt und hatte eine schöne Perspektive für die nächsten drei Jahre. Außerdem fand ich es irgendwie aufregend, einen Dokortitel erreichen zu können.

Nachdem diese Entscheidung getroffen war, kamen jedoch die ersten Zweifel, ob mein Thema, das ich ansatzweise schon in meiner Diplomarbeit beackert hatte, das Richtige sei. Themenkrise – obgleich ich ein Thema hatte. Ich weiß es noch genau. Im Sommer 1997 kam Diana, Princess of Wales, ums Leben. Ich überlegte ernsthaft, ob ich eine Arbeit über das britische Trauerphänomen gegen die Transformation der israelischen Gewerkschaftsbewegung eintauschen sollte. Nun, ich habe es nicht getan. Aber es ging sehr viel Energie in diese Überlegungen.

Ob das alles überflüssig war? Nein, war es nicht. Heute weiß ich, dass ich durch diese zweifelgeprägten Gedanken mich meinem Thema stärker angenähert habe. Der Sinngehalt meiner Arbeit wurde mir hierdurch viel, viel präziser. Will sagen: es kristallisierte sich heraus, dass es wichtig war, dass ich dieses Thema bearbeite. Ich habe mich durch die vielen Gedankenspiele und Recherchen mit meinem Thema verbunden. Diese Verbindung war notwendig, sie diente der Identifikation mit meinem Projekt.

Nachdem ich mein Exposee fertiggestellt hatte und glücklicherweise ein Stipendium von der HBS erhielt, ging es los. Forschen in Israel stand auf dem Programm! Geil war's. Besuche im heiligen Land hatte ich vorher schon unternommen, touristische und journalistisch geprägter Art. Es ist ein wissenschaftlich faszinierendes Land, ein widersprüchliches Land. Als Studentin mit dem Auftrag eine Dokumentation zu schreiben, war ich Mitte der 90er Jahre erstmals dort gewesen. Nun kehrte ich zurück, als Forscherin! Ich fühlte mich großartig, weil ich eine wichtige Arbeit schreiben wollte – ja, schreiben mußte. Ich wollte der Welt sagen, was sie noch nicht wußte.

Hochmotiviert ging ich ans Werk. Ich durchstöberte Archive, vereinbarte Gesprächstermine, organisierte meine Interviews und kam schließlich mit 20 kg Papier mehr nach Deutschland zurück.

Jetzt galt es zu schreiben, schließlich war das erste Jahr meiner Förderung schon um. Ich hatte so viel Material, dass ich gar nicht wusste womit ich eigentlich anfangen sollte. Ich hatte so wenig Material, dass ich nicht wusste, was ich eigentlich schreiben sollte.

Zunächst sortierte ich alles. Ich überlegte mir Systeme, mit denen ich das Schreiben, Finden und Festhalten von Gedanken rationalisieren konnte. Nach einiger Zeit war diese Tätigkeit abgeschlossen. Ich wollte und sollte nun schreiben und saß vor

dem leeren Blatt Papier. Tagelang, wochenlang. Ich schlich um meinen Schreibtisch, erledigte andere Aufgaben, die noch Wochen hätten warten können, putzte meine Wohnung und – ich verliebte mich in einen neuen Mann. Ich unternahm viel, um bloß nicht an meine Schreibearbeit zu müssen. Schließlich glaubte ich ja insgeheim, dass ich nicht schreiben könne. Aber das wusste ich damals noch nicht.

Dann, eines schönen Tages als ich mir selbst mal wieder so richtig auf die Nerven ging, habe ich in den Spiegel geschaut und gewusst: wenn du heute nicht anfängst fängst du nie an. Ich begab mich ins Arbeitszimmer und habe einfach angefangen. Einfach anfangen war tatsächlich ganz einfach. Hinsetzen und schreiben was so im Kopf ist. Und siehe da: es ging! Seite für Seite, nicht immer schön und präzise formuliert, aber die Arbeit wuchs, Kapitel für Kapitel. Diese Phase der Doktorarbeit war mit die Schönste. Es war ein sehr kreativer Prozess, der nur hin- und wieder durch Schwächephasen unterbrochen wurde. Diese Phase dauerte ca. ein Jahr an. In dieser Zeit habe ich auch eine Schreibwerkstatt der Stiftung besucht.

Dann kam wieder eine größere Krise. Ich hatte nun schon so viel geschrieben, aber hatte ich auch schon viel gesagt? War nicht alles nur heiße Luft, die ich von mir gab? Wen interessierte es schon was ich so zu sagen hatte? Und, hatten nicht tausend Leute vor mir schon das Gleiche gesagt? Meine ach so wichtige Arbeit relativierte sich plötzlich. Schlimmer, sie war für den Lauf der Welt nicht wichtig, nicht einmal für meine Fachdisziplin, die Politikwissenschaft. Meine hochmotivierter Stimmung war verfliegen. Vom Höhenflug abgestürzt.

Ich brauchte dringend eine umfassende Kritik von außen. Aber, wie ich schnell feststellen musste, war ich in dieser Zeit überhaupt nicht kritikfähig. Jede negative Äußerung hinterließ bei mir tiefe Wunden. So konnte es nicht weiter gehen!

Nach langen Spaziergängen und vielen Überlegungen darüber was ich falsch machte, beschloss ich schließlich meine Arbeit als Arbeit anzusehen. Es war ein wissenschaftliches Projekt, das Schwächen hat, aber auch Stärken. Eine Arbeit, die zwar ein Teil von mir ist, aber eben auch nur ein Teil. Aus meiner anfänglichen Distanz zur Arbeit war im Laufe der Zeit eine so tiefe Verbundenheit mit dem Thema entstanden, dass es schon weh tat. Und jetzt, nach mehr als zwei Jahren relativierte sich dieses ganze Projekt wieder. Ich war in der Lage, eine neue wichtige Distanz aufzubauen. Ganz allein bin ich nicht auf diesen Zusammenhang gekommen. Die Forschungssupervision der Stiftung hat viel dazu beigetragen!

Durch meine neu errungene Distanz war es mir möglich, die Arbeit fertig zu stellen. Ich trat in die Endphase der Dissertation ein. Nun hieß es kürzen, präzisieren, revidieren und abschließen.

Gleichzeitig tauchten neue Gedanken auf. Was kommt nach der Diss? Gibt es ein Leben danach? Ich hatte es bisher versäumt mir darum Gedanken zu machen. Bisher hatte sich immer etwas ergeben. Was, wenn das nun nicht mehr so ist? Sollte ich nun parallel zur Diss. Bewerbungen schreiben? Was ist wenn ich keinen Job bekomme? Oh je, oh je! Ich versuchte diese Gedanken zu verdrängen, aber es gelang nur unzureichend.

Dann passierte das Unerwartete. Mein Vater starb. Dieses Ereignis entzog mir den Boden unter den Füßen. Was sollte ich nun tun? Auf unbestimmte Zeit meine Arbeit unterbrechen oder fortfahren und die Trauer verschieben? Ich entschied mich für einen Kompromiss zwischen meinen Ansprüchen. Ich unterbrach die Arbeit für gut zwei Monate, biss dann die Zähne ganz fest zusammen und stellte meine Arbeit innerhalb von zwei Monaten fertig. Inzwischen war es mir egal, ob die Diss. gut bewertet werden würde oder nicht. Ich wollte sie nur noch fertig stellen. Danach war ich am Ende meiner geistigen und physischen Kräfte.

Ich gab die Dissertation im Fachbereich ab. Es war ein sonniger Tag, die Vögel zwitscherten in den Bäumen, aber es läuteten keine Glocken, es gab kein Feuerwerk. Kein Hochgefühl stellte sich ein. Ich war erschöpft und wenn überhaupt, dann war ich froh darüber, dass es endlich vorbei war. Aber ich war nicht glücklich. Am nächsten Tag ging es erst mal ab in den Urlaub. Eine Individualreise durch China stand auf dem Programm. Eine Aktivreise, damit ich nicht in ein Loch fiele...

Wochen später war ich wieder zu Hause. Erst jetzt begriff ich, dass meine Diss. nun zu Ende war. Der tief in mein Inneres eingebrannte und gewohnte Tagesablauf war vorbei. Ich musste nicht mehr jeden Morgen am Schreibtisch sitzen und dort bleiben bis der Tag vorbei war. Es gab diese einsamen Stunden ohne kreative Gedanken am Schreibtisch nicht mehr. Aber es gab auch diese schönen Stunden nicht mehr, in denen ich das Gefühl hatte zu 100 Prozent das zu tun, was ich tun wollte. Auf undefinierbare Weise fühlte ich mich leer und nutzlos.

Da war es, das viel beschriebene Loch in das ich fiel, nach diesen intensiven drei Jahren Arbeit und nach dieser adrenalengeladenen monatelangen Plackerei mit ungeahnten emotionalen Tiefen. Ich musste weg! Alleine sein, um vor allem die vergangene Zeit gründlich zu verarbeiten und um mir zu überlegen wie es weitergehen könnte.

Nun, ich fuhr weg. Zwei Monate arbeiten im Ausland. Dort gewann ich Abstand zu meiner Arbeit und den vergangenen drei Jahren. Und ich begann mich wirklich über meine Leistung zu freuen. Ich hatte es geschafft eine Dissertation zu schreiben! Es war kein emotionales Feuerwerk, das in die Luft flog. Es waren eher viele

kleine Wunderkerzen, die ich vor meinem geistigen Auge sah. Dieses leise, aber beständige Gefühl ist bis heute geblieben.

Mein Lebensgefährte hatte mittlerweile beschlossen, seinen Weg ohne mich zu gehen. Auch das passiert während einer Dissertation. Im Grunde sind jetzt fast alle wichtigen Säulen in meinem Leben in einer krassen Veränderung. Beruf, Liebe und meine gewohnte räumliche Umgebung. Das ist sehr spannend, weil ich die Chance habe mein Leben neu zu ordnen, mich neu zu orientieren und einen neuen Weg zu gehen. Aber wohin werde ich gehen? Die Antwort darauf ist einfach: Ich arbeite an einer Perspektive. Es wird ein Job kommen und es wird eine neue Liebe kommen. Nur Geduld! Inzwischen erfreue ich mich an den vielen kleinen Wunderkerzen!

VON DEN MÜHEN, DOKTORIN ZU WERDEN

Marion Niehoff

1. DER LETZTE, LANGE METER

Die harte Endphase begann bei mir acht Monate vor der Abgabe. In dieser Zeit habe ich mich von meiner langjährigen Beziehung getrennt, wohnte daher provisorisch in der Wohnung einer Freundin und war Tag und Nacht mit den letzten Arbeiten an der Diss beschäftigt. Der Kontakt zur Außenwelt bestand im wesentlichen im Austausch von E-Mails, dem gelegentlichen Gang zum Spar-Markt und in sporadischen, dafür umso intensiveren Kneipenabenden mit Anja, einer Mitstipendiatin, die zeitgleich in der Endphase war. Ich war besessen von dem Wunsch fertig zu werden, brachte dadurch große Energie auf, aber wurde gleichzeitig auch von heftigen nervösen Magenbeschwerden gequält. Glücklicherweise wurden meine Eltern auf dem Höhepunkt des Stresses zu einer großen Unterstützung für mich: ich konnte einige Wochen bei ihnen wohnen, das Gefühl von Aufgehoben-sein genießen und mich auch gesundheitlich wieder fangen.

2. DER LETZTE AUSDRUCK

Derart wiederhergestellt für den allerletzten Meter packte mich eine fiebrige Erwartung angesichts des immer vollständiger werdenden Werkes. Zunächst kam die inoffizielle Abgabe, die letztendlich für mich in der Rückschau die wichtigere war. Gleichzeitig wurde mein Wohnungsproblem nun sehr dringend, auch unternahm ich erste erfolglose Versuche, Arbeit zu finden. Mit meinen sehr kooperativen und engagierten Betreuern war der zeitliche Rahmen eng abgestimmt, so dass ich dann verhältnismäßig rasch eine Rückmeldung erhielt. Für die offizielle Abgabe musste ich noch kleine Korrekturen anfertigen und – die Prüfungsordnung verlangte es – eine Zusammenfassung der Arbeit in einer anderen Sprache, als die, in der sie verfasst wurde. Neben der Sorge über den Ausdruck und die Frage, in welcher Form sich 500 Seiten binden lassen, schwitzte ich die letzten Stunden also über der zugegebenermaßen sehr unmotivierten Zusammenfassung meiner zen-

tralen Untersuchungsergebnisse auf Englisch. Mit meiner dann schließlich wunderhübsch geleimten zweibändigen Arbeit, die die nächsten 24 Stunden allerdings noch nicht aufgeschlagen werden durfte, im Rollkoffer und Rucksack machte ich mich dann bei strahlendem Sonnenschein auf den Weg zum Bahnhof. Ich fühlte mich wie ein Zombie auf Ausgang aus dem Sarg und musste bis 12 Uhr das Prüfungsamt in Frankfurt (Oder) für die angesichts meiner Stimmung dann banale Abgabeprozedur erreichen.

3. DAS WARTEN AUF DEN WISSENSCHAFTLICHEN RITTERINNENSCHLAG (DISPUTATION)

Unmittelbar danach habe ich mich leer und ausgepumpt gefühlt, der Übergang von hektischer Aktivität zum Warten auf das Ergebnis, hatte bei mir eine Art Starre zur Folge. Das Warten auf die Gutachten und den Disputationstermin habe ich dann zunächst mit ausgiebigem Feiern und der Wohnungs- bzw. Jobsuche verbracht. Die anstehende Disputation brachte allerdings nochmals alle schon besiegt geglaubten Selbstzweifel an der fertigen Arbeit zu Tage und war daher ungeheuer bedrohlich. Die Hinweise einer fertigen Doktorin, dass es sich sozusagen um ein Aufnahme ritual in einen Klub – eben einen Ritterinnenschlag – handelt, und die Hinweise meines Betreuers, der mich darauf brachte, mich auf die Stärken der Arbeit zu konzentrieren, statt mich in Selbstkritik zu üben, haben mir bei der Vorbereitung sehr geholfen. Die Disputation vor dem relativ wohlgesonnenen Prüfungskomitee verlief sehr gut und es war ein tolles Gefühl, die mündliche Verteidigung souverän durchgestanden zu haben.

4. DOKTORIN UND WAS NUN?

Nach der Disputation habe ich mich ungeheuer erleichtert gefühlt, gleichzeitig jedoch auch gespürt, wie weit ich das Gefühl für mich verloren hatte. Unerwarteterweise fehlte mir die Diss! Ich merkte, dass sie mir auch Struktur gegeben hatte und vor allem eben auch beinhaltete, ein Ziel zu haben. Nun hieß es »me, myself and I«, wieder Wohnungssuche und Trauer um die in der Endphase beendete Beziehung. Das Gefühl von Freiheit, sich auch gedanklich wieder für Neues offen zu fühlen, setzte langsam ein. Nach der (vorerst) erfolgreichen Job- und Wohnungssuche, nutzte ich jede Gelegenheit, an interessanten Veranstaltungen etc.

teilzunehmen, zu veröffentlichen, und mich auch wieder im Kontext verschiedener Gruppen zu engagieren. Auch das Angebot über die HBS eine Ausbildung am Hochschuldidaktischen Zentrum zur Leitung von Schreibwerkstätten zu erhalten, habe ich gerne wahrgenommen. Außerdem musste die Diss für die Veröffentlichung formatiert und mit einer werbewirksamen Zusammenfassung etc. versehen werden. Alles in allem habe ich diese Phase nach der jahrelangen Enthaltbarkeit bzw. Konzentration mit der Diss unglaublich spannend und belebend gefunden. Letztendlich war ich aber auch »offen wie ein Scheunentor«, so dass ich in der Folge wieder förmlich in Arbeit ertrank. Wie schon während der Diss waren für mich meine Netzwerke zu anderen Frauen der HBS auch unmittelbar danach ungeheuer wichtig, zum einen weil ich sie mittlerweile seit Jahren kannte, zum anderen weil es in praktischen Fragen immer wieder hilfreich war, sie als Ansprechpartnerinnen zu haben und mich austauschen zu können. Zu erleben, wie einige vor oder nach mir fertig wurden und entsprechend entweder Unterstützung erhalten zu können oder zu geben, gehört zu meinen besten Erinnerungen an die Diss. Mittlerweile habe ich im Gegensatz zur unmittelbaren Zeit danach und obwohl ich wieder auf Arbeitssuche bin, endlich das Gefühl, meine Mitte wieder gefunden zu haben und gelassen und optimistisch in die Zukunft zu sehen.

TOTAL FERTIG – EIN ERFAHRUNGSBERICHT

Anja Stichs

Genau vor einem Jahr war es soweit. Mein Professor mailte mir ohne jeden weiteren Kommentar die vier schnöden Zeichen: o.k. Das Ende meiner Doktorarbeit war besiegelt, mein Schlusskapitel abgeseget. Nun war nur noch der Weg zum Copyshop zu erledigen und ein paar Tage später lag meine strahlenschöne, in wunderbar lilafarbene Pappe eingehüllte Dissertation vor mir. Am 13. März 2002, diesen Tag werde ich wohl so bald nicht vergessen, habe ich die Arbeit offiziell im Prüfungsbüro für Soziologie an der FU-Berlin eingereicht. Und dann kam, wie erträumt, endlich das Anstoßen und Feiern mit zahlreichen Freundinnen.

Was auch kam und womit ich überhaupt nicht gerechnet hatte, war das berühmte Loch danach. Mein Kopf war wie leergepustet, jedes längere Gespräch von über eine Stunde brachte mein Konzentrationsvermögen empfindlich an den Rand der Aufnahmefähigkeit, Interesselosigkeit machte sich breit. Stattdessen fing mir zum erstenmal an zu dämmern, dass nun noch lange nicht alles vorbei war. Angst vor den Gutachten und der Disputation kam auf, meine völlig diffusen Zukunftsaussichten fingen wieder an, in mir zu bohren und ergänzten sich mit finanziellen Sorgen.

Nach 12 Jahren finanzieller Eigenständigkeit lebte ich bereits seit drei Monaten auf Pump von den – zu meinem Glück – bereitwilligen Zahlungen meiner stolzen Eltern. Ihre Zusage, mich bis Ende Mai zu alimentieren, enthob mich kurzfristig existentieller Sorgen. Nun kommt auch der Punkt, an dem ich mich nochmal ganz herzlich bei meinen Eltern als Retter in Not und vielen wohlmeinenden Freunden und Freundinnen ganz besonders bedanken möchte. Ich war kaum mehr in der Lage, meine Kräfte vernünftig einzuschätzen. Von allen Seiten wurde nun auf mich eingeredet, ich solle mich nun erstmal erholen, dann ließe sich auch das weitere besser organisieren. Schließlich habe ich mich breitklopfen lassen und mich diesen zunehmend vehement vorgetragenen, guten Ratschlägen gefügt. Zwei Wochen Urlaub auf dem Land haben meine Denkfähigkeit und meine eigentlich durchaus vorhandene Lebensfreude wieder hergestellt. Ich wurde wieder zu einem normalen Menschen oder besser zu einer normalen Frau.

Was danach kommt ist kurz gesagt. Um in beruflicher Hinsicht am Ball zu bleiben und weiter soziologisch arbeiten zu können, setzte ich die Suche nach einem

anständigen Praktikumsplatz ganz oben auf meine Prioritätenliste. Was sein muss, muss sein. Es folgten lange Netzrecherchen und innere Kämpfe, ob ich eher eine »vernünftige« Praktikumsstelle suche, die perspektivisch in einem Job münden könnte oder eine, die mich wissenschaftlich weiter bringt, ob ich versuche, auf Teufel komm raus in Berlin zu bleiben oder mir vorstellen kann, auch mal von hier wegzugehen. Ich habe mich fürs Pokern und den in beruflicher Hinsicht zwar angekündigtermaßen unsicheren, dafür aber spannenden Praktikumsplatz im ZUMA, einem Forschungsinstitut in Mannheim entschieden.

Nachdem mit dem Praktikum alles klar war, ging es recht überstürzt weiter. Meine Gutachter hatten ihre dreimonatige Frist voll ausgereizt. Mein Disputationstermin schien in immer weitere Ferne zu rücken. Nach hartem Ringen ist es mir doch noch gelungen, einen Termin im Sommersemester, den ersten Juli, zustande zu bringen. Außerdem machte mir mein Vortrag große Sorgen. Ein Probevortrag entwickelte sich zum völligen Desaster und führte zu Unstimmigkeiten mit meinem Professor. Zum Glück habe ich gute Freundinnen. Die Frauen von unserem Berliner Promovendinnenstammtisch haben mir gute Tips gegeben, sich meinen (überarbeiteten) Vortrag nochmal angehört, zu weiteren Verbesserungen beigetragen und mich beruhigt.

Am ersten Juli lief alles glatt. Mein Vortrag ist mir einigermaßen gelungen, die anschließenden Fragen habe ich auch überlebt. Neben der fünfköpfigen Prüfungskommission waren sehr viele Freundinnen, mein Liebster und Familie da. Das Anstoßen danach war sehr entspannt und freundlich. Es war ein schöner Abschluss. Die Disputation war zugleich mein Abschied von Berlin. Zwei Tage später bin ich nach Mannheim aufgebrochen, habe am Wochenende dort meinen 39. Geburtstag gefeiert und am Montag im ZUMA angefangen.

Das Praktikumsprogramm der HBS und die netten KollegInnen im ZUMA haben zu meinem »Wieder-Normalisierungs-Prozess« nach einem nachhaltigen Erschöpfungszustand viel beigetragen. Nach Jahren der Alleinarbeiterei zuhause war der regelmäßige, strukturierte Achtstundentag in Gesellschaft netter KollegInnen paradiesisch. Die Arbeit hat Spaß gemacht, war spannend und inspirierend, der kollegiale Umgang und die gute Arbeitsatmosphäre wirkten wie Balsam auf die Seele. Es war sehr schön, eingebunden zu sein und Verantwortung für die abgesprochenen Arbeiten zu tragen. Gleichzeitig wurde dank meines Status als Praktikantin kaum Druck auf mich ausgeübt. Einziger Wehrmutstropfen war, dass beim ZUMA definitiv keine Jobaussichten bestanden. Entsprechend wuchs gegen Ende des Praktikums die Anspannung bei jeder Bewerbung auf dem ohnehin wie leerge-

feigten Stellenmarkt an. Mittlerweile war ich aber wieder soweit hergestellt, dass ich Absagen mit Fassung trug und weitgehend optimistisch blieb.

Neben der Arbeit im ZUMA und den Stellenbewerbungen hatte ich in meiner Praktikumszeit noch eine dritte Hauptaufgabe. Nach der Disputation war, wie man so oft hört, der Doktorwerdungsprozess noch lange nicht abgeschlossen. Ein Verlag war zu finden. Dies gestaltete sich allerdings weniger hürdenreich als gedacht. Mein Wunschverlag Leske+Budrich hat mir auch ohne professorale Fürrede nach Prüfung des Manuskripts zugesagt. Danach galt es jedoch, die Arbeit umzuformulieren, einen Klappentext u.ä. zu schreiben. Kurz vor Abschluss des Praktikums, Anfang Dezember konnte ich das druckfertige Manuskript in den Briefkasten stecken.

Auch sonst hat sich im Dezember einiges getan. Meine erste Einladung zu einem Vorstellungsgespräch kam. Wenige Tage später, nach langem Zittern und dem sicheren Gefühl, völlig versagt zu haben, erhielt ich eine Stellenzusage. Nun arbeite ich sowohl in thematischer als auch methodischer Hinsicht an meinem Wunschforschungsprojekt. Einzige Einschränkung ist, dass es sich leider nur um eine halbe Stelle handelt. Um mein Glück zu vervollkommen, war Bielefeld, neben Berlin und Mannheim, auch vom Ort her einer meiner Favoriten. Nach drei Jahren Fernbeziehung kann ich nun endlich das traute Zusammenleben mit meinem Liebsten, der ebenfalls in Bielefeld lebt, versuchen.

Lange Rede kurzer Sinn, für mich war die Zeit nach der Doktorarbeit sehr abwechslungsreich. Flexibilität oder das Verlassen altbekannter Pfade war und ist auf allen Seiten angesagt. Für mich hat sich das Pokern bis jetzt auf jeden Fall gelohnt. Schon alleine dafür, dass ich weiterhin in meinem Feld als empirische Sozialforscherin zu Themen arbeite, die mich interessieren. Allerdings haben auch eine gute Portion Glück und öfters mal starke Nerven dazugehört. Daran wird sich in Zukunft wenig ändern. Mein Weg als Soziologin mit einem nicht gerade glatten Karriereverlauf ist und bleibt wackelig. Wie an der Uni üblich, ist meine Stelle auf drei Jahre befristet. Danach kann ich entsprechend der Regelungen des HRG maximal noch drei Jahre an der Uni arbeiten. Ich werde mir also weiter Gedanken über meine Zukunft machen müssen.

Noch ein letzter Nachtrag: Gestern war es soweit, ich habe die Autorinnenexemplare meiner Dissertation erhalten. Fast ein Jahr nach dem Einreichen der Doktorarbeit schließt sich der Kreis.

AUTORINNEN-VERZEICHNIS

Bleil, Nadja, geb. 1968, Dipl.-Pädagogin mit Schwerpunkt auf Erwachsenenbildung und außerschulische Jugendarbeit. Nach einer Fachausbildung zur Informationselektronikerin Studium an der Freien Universität Berlin. 1997 Auslandsstudium in den Niederlanden. Zweijährige Ausbildung zur Verhaltens- und Kommunikationstrainerin bei Arbeit, Bildung und Forschung e.V., Berlin, seit sieben Jahren als freiberufliche Trainerin für Gewerkschaften, Interessenvertretungen, Gremien und ArbeitnehmerInnen tätig. Schwerpunkte sind u.a. Beratung und Training: Projektmanagement, Verhandlung, Gesprächsführung, Konfliktmanagement, Teamentwicklung und interkulturelle Kommunikation. Ausbildung zur Open-Space-Begleitung. Seit 2000 Promotion an der Freien Universität Berlin zum Thema: »Entwicklung eines Modells für das Training sozialer Kompetenzen im interkulturellen Kontext für in- und ausländische ArbeitnehmerInnen in der Bundesrepublik«. Das Vorhaben wird von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert.

Andrea Brebeck, Jhg. 1966, staatlich anerkannte Erzieherin, Diplom Sozialpädagogin, Diplom Soziologin, promoviert zur Theorie von Mädchenarbeit, Hans-Böckler-Stipendiatin. 12-jährige Berufspraxis in der Jugendhilfe, 17-jährige Berufserfahrung in den unterschiedlichsten Feldern der Mädchenarbeit, Fort- und Weiterbildung von Erzieherinnen/Sozialpädagoginnen. 6-jährige Erfahrung in der Lehre an der Fachhochschule, Forschungsprojekterfahrungen, Veröffentlichungen zum Thema Mädchenarbeit. Sozialpolitisches Engagement unter anderem in der Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Mädchenpolitik Hamburg, Gründungsmitfrau der Bundes-AG Mädchenpolitik, Mitfrau der BAG Mädchenpolitik und LAG Mädchenpolitik Hamburg. Alleinerziehende Mutter einer Tochter.

Ehrlich, Gisela, geb. 1930, Rentnerin, Ausbildung als Fremdsprachenkorrespondentin und Übersetzerin, drei erwachsene Kinder. Ehrenamtlich engagiert in der Internationalen Frauengruppe Dreieich, in der Kirchengemeinde und in einem Nachbarschaftstreff.

Fichera, Ulrike, Dr. phil., geb. 1943, deutsch-italienische Ehe, zwei erwachsene Söhne, Erziehungswissenschaftlerin und Lehrerin, engagiert in Frauenbewegung und -forschung, GEW-Mitfrau, ehrenamtliches Engagement in der Internationalen Frauengruppe Dreieich. Freiberuflich tätig unter anderem als Referentin zu den Themen: Feministische Schul(buch)forschung, Integration und Gleichberechtigung, Emanzipatorische Denkmodelle zum Geschlechterverhältnis z.B. in Frauenkrimis, in Sprache und Sprechverhalten.

Henn-Sax, Martina, Dr., geb. 1970. Nach Berufsausbildung zur Chemielaborantin Studium der Biochemie an der Universität Regensburg. Studienschwerpunkte: Molekularbiologie, Biochemie, Organische Chemie und pharmazeutische Chemie. Promotion (gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung) und kurze Postdoc-Phase zur Fragestellung der molekularen Evolution von (βa)8-Barrel Enzymen an den Universitäten Göttingen und Köln mit proteinbiochemischem Schwerpunkt. Seit März 2002 Mutter eines Sohnes.

Herzog, Margarethe, Dr. Phil., geb. 1964, studierte Lateinamerikanistik und Germanistik (M.A. 1992) sowie Deutsch als Fremdsprache (Zertifikat 1995) in Berlin. 1997 – 2001 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung mit der Dissertation »Lebensentwürfe zwischen zwei Welten. Migrationsromane karibisch-US-amerikanischer Autorinnen in den USA« (erschieden 2003 im Peter Lang Verlag). Tätig als Lehrbeauftragte und Publizistin in Berlin mit den Arbeitsschwerpunkten karibische Literaturen, feministische und postkoloniale Theorien sowie als Vermittlerin deutscher Sprache und Kultur in Athen.

Hildebrandt, Dr. Susanne, geb. 1964, studierte Politikwissenschaft und Volkswirtschaft in Heidelberg (M.A. 1990), verheiratet, drei Kinder (1995, 1997, 1999). 1992-94 als Referentin des feministischen Vereins »Association Européenne contre les violences faites aux femmes au travail« (AVFT) in Paris tätig, dabei unter anderem auch Forschung im Rahmen eines EU-Projekts zu sexueller Belästigung am Arbeitsplatz in Deutschland (Uni Bremen), Spanien (Gewerkschaft UGT) und Frankreich (städtische Frauenbeauftragte Avignon). 1996-2000 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung; Titel der Doktorarbeit: »Weltmarktintegration und politische Legitimität des politischen Systems in Mexiko. Eine Fallstudie im ländlichen Raum: das

Municipio Sayula/Jalisco, 1982-98.«, die auf zweieinhalb Jahren Feldforschung vor Ort beruht. April-November 2001 Praktikantin beim Europäischen Gewerkschaftsinstitut (EGI) in Brüssel. Studie zu »Gewerkschaften vor der Herausforderung: Globalisierung und Umbau des Sozialstaats (2002). Ein problemorientierter Vergleich in Deutschland und Frankreich, 1980-2000« im Auftrag des EGI. Vorarbeiten zu einem Habilitationsprojekt »Globalisierung und Gender. Vom Umbau des Sozialstaats in neoliberalen Zeiten: Deutschland und Frankreich.« Seit 2003 erste Versuche einer freischaffenden Tätigkeit durch Publikation von Artikeln, Studien.

Kanisicak, Semra, geb. 1970, Studentin des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften an der Johann Wolfgang von Goethe Universität Frankfurt, steht zur Zeit in Ausbildung zur interkulturellen Konfliktbearbeiterin, politische Tätigkeiten in den Ausländerbeiräten der Stadt Dreieich (1993 – 2001), des Kreises Offenbach (1997- 2001) und seit 2001 Mitglied der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Dreieich, seit Herbst 1998 ehrenamtlich engagiert in der Internationalen Frauengruppe Dreieich. Berufsbegleitende Qualifizierung im Praxisfeld Interkulturelle Altenpflege – Biographisches Arbeiten mit Einzelnen und in Gruppen.

Margarete Keulen studierte an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule in Aachen Anglistik, Literaturwissenschaften, Linguistik und Kunstgeschichte mit dem Abschluss Magister Artium. Anschließend war sie an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Anglistik tätig im Bereich amerikanische Literatur. Heute arbeitet sie als PR-Referentin. Den orientalischen Tanz entdeckte sie für sich vor über acht Jahren und sammelte in dieser Zeit Erfahrungen als Schülerin, Lehrerin und bei Auftritten auch auf großen Bühnen.

Sabine Krajewski, geb. 1963, Studium in Paderborn, USA und Berlin, M.A. in Amerikanistik, Germanistik, Publizistik im Januar 1989 an der FU Berlin. Längere Auslandsaufenthalte in Kanada, U.S.A, zuletzt 5 Jahre als DAAD-Lektorin in London, England (1992-97). Geburt Miglio Alexander, 1995. Durch die Hans-Böckler-Stiftung geförderte Promotion über Krankenhausserien, abgeschlossen 2001 an der kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder bei Prof. Dr. Hartmut Schröder. Zur Zeit Lektorin für Englisch am grenzüberschreitenden Zentrum für Fremd-

sprachen, Collegium Polonikum/Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder, lebt mit Miglio in Berlin.

Meißner, Antje, geb. 1977, Diplom-Pädagogin. Studierte Erziehungswissenschaften am Institut für Pädagogik der Martin-Luther-Universität Halle mit Schwerpunkt Sozialpädagogik. Seit 2001 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung und Mitglied im Promotionskolleg »Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen« in Halle/Magdeburg. Titel des Dissertationsvorhabens: »Kindergartenleiterinnen – eine biographische Untersuchung. Qualitative Studie zur Professionsentwicklung von Kindergartenleiterinnen.«

Niehoff, Marion, Dr. phil, geb. 1969, M.A., Studium Deutsch als Fremdsprache, Anglistik, Soziologie an der Universität Bielefeld. Lehrtätigkeit in DaF an der University of Melbourne, Freiberufliche Dozentin für DaF. Wissenschaftliche und freie Mitarbeiterin in der Entwicklung und Evaluation von Learning-Angeboten (zum Fremdsprachenlernen) und im Feld qualitativer Sozialforschung. Alt-Stipendiatin der HBS; Promotion zum Thema »Fremdsprachenlernen mit Multimedia – Anforderungen aus Sicht der NutzerInnen. Eine qualitative Untersuchung zum selbstorganisierten Lernen.«
E-mail: marion.niehoff@szilla.in-berlin.de

Pfefferlein, Claudia, geb. 1959, arbeitete als Buchhändlerin in Nürnberg, erreichte über den Zweiten Bildungsweg in Nürnberg die Hochschulreife, anschließend Studium der Soziologie in Erlangen und Durham, North Carolina, Hans-Böckler-Stipendiatin. Magisterarbeit: »Der Strukturwandel im Buchhandel und seine Auswirkungen auf die Beschäftigten«. Vertriebsarbeit in wissenschaftlichen Verlagen; zuletzt als Verkaufsleiterin, nebenberufliche Redaktions- und Lektoratstätigkeit. 2000 – 2002 Weiterbildung als Coach, seit 2002 selbständige Coach und Trainerin.

Anja Stichs, geb. 1963 in Heidelberg, Studium der Soziologie an der FU-Berlin, Auftragsforscherin/wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich der angewandten Stadtforschung in Berlin zu Fragen der sozialen Stadterneuerung. Doktorarbeit am Fachbereich für Soziologie an der FU-Berlin im Bereich der Stadtsoziologie, gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung, Titel der Dissertation: »Wohngebieterneuerung unter Einbindung der Bewohner, Verän-

derungsprozesse in dem Berliner Sanierungsgebiet Köpenick-Oberschöneweide«. Bis Dezember 2002 halbjähriges Forschungspraktikum im Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) in Mannheim. Gegenwärtig wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) an der Uni Bielefeld, hier Mitarbeit an dem EU-Forschungsprojekt Limits im Bereich der Migrationsforschung.

Vurgun, Sibel, geb.1972, Studium (Mathematik, Französisch) in Konstanz und in Aix-en Provence (Frankreich). Nach dem Examen war ich ein Jahr als Deutsch-Assistentin mit dem PAD auf der Réunion und habe mich anschließend entschlossen, zu promovieren. Ich war ein weiteres Jahr in Frankreich, in Paris, wo ich zunächst recherchiert und mein Thema vorbereitet habe, anschließend habe ich dort als Sekretärin gearbeitet. Seit Juli 2001 bin ich Stipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung und promoviere in Literaturwissenschaft (Französisch) über die Thematisierung der Rückkehr in die Heimat in der französischsprachigen Maghreb-Literatur und der Literatur der Folgegenerationen der Migration in Frankreich. Meine Hobbys: Lesen und meine Nichten.

Wahler, Charlotte, geb. 1960, arbeitete als Buchhändlerin in Nürnberg. Studium an der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg mit dem Abschluss als Sozialwirtin, Aufbaustudium an der Freien Universität Berlin mit dem Abschluss Diplomsoziologin. Promoviert zur Zeit zum Thema »Die Geschichtsphilosophie Walter Benjamins und die symbolische Ordnung der Geschlechter unter dem Aspekt biotechnologischer Umbrüche.« Studium und Promotion wurden gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung, weitere Finanzierung der Promotion durch freiberufliche Tätigkeit als Journalistin. E-mail: charlottewahler@aol.com

Kathrin Walther, geb. 1970, Berufsausbildung, seit 1987 tätig in der DDR-weiten Menschenrechts- und Bürgerbewegung, ab 1991 Mitarbeiterin der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen im Sächsischen Landtag, Frauen- und Sozialpolitik. Seit 1998 Studium der Sozialwissenschaften in Jena und Berlin, Auslandsstudium 2001 in New York. Mitarbeit in verschiedenen Projekten zur Frauenförderung und weiblichem Führungsnachwuchs in NonProfits in Zusammenarbeit mit der Wirtschaft. 1998-2001 stipendiatische Vertreterin im Auswahlausschuss A und der Kleinen Kommission der Hans-Böckler-

Stiftung. Seit Januar 1998 Mitarbeit in der früheren AG Frauen, dann Projektkoordination im stipendiatischen Frauen-Projekt, bis 2001 außerdem Redaktion des Fraueninfos der HBS.

Woods, Dorian, arbeitete in vielen Jobs, um ihre Schulzeit und ihr Studium zu finanzieren: ihren B.A. an dem Vassar College, USA (1992); ihr Magisterstudium der Welt- Religionswissenschaften an der Harvard Divinity School, USA (1995); Seminare in Soziologie und Politikwissenschaften an der Humboldt- und Freien Universität Berlin. Zuletzt tätig als Lehrbeauftragte im Fach Englisch als Fremdsprache für US-amerikanische ImmigrantInnen und VHS-Englischlehrerin für Deutsche. Sie ist assoziiertes Mitglied des Graduiertenkollegs »Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells« an der Universität Göttingen. Im Sommer 1999 und 2000 war sie Teilnehmerin an dem German-American Academic Council Young Scholar's Summer Institute »The Economics and Politics of Labor in Advanced Societies«. Seit 2000 ist sie Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung mit einer Dissertation zum Thema »Familienpolitik für Alleinerziehende in den USA und Großbritannien im Vergleich« an der Universität Tübingen in der Politikwissenschaft. E-mail: dorian.woods@uni-tuebingen.de.

Hans-Böckler-Stiftung

Die Hans-Böckler-Stiftung ist das Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Gegründet wurde sie 1977 aus der Stiftung Mitbestimmung und der Hans-Böckler-Gesellschaft. Die Stiftung wirbt für Mitbestimmung als Gestaltungsprinzip einer demokratischen Gesellschaft und setzt sich dafür ein, die Möglichkeiten der Mitbestimmung zu erweitern.

Mitbestimmungsförderung und -beratung

Die Stiftung informiert und berät Mitglieder von Betriebs- und Personalräten sowie Vertreterinnen und Vertreter von Beschäftigten in Aufsichtsräten. Diese können sich mit Fragen zu Wirtschaft und Recht, Personal- und Sozialwesen, Aus- und Weiterbildung an die Stiftung wenden. Die Expertinnen und Experten beraten auch, wenn es um neue Techniken oder den betrieblichen Arbeits- und Umweltschutz geht.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI)

Das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) in der Hans-Böckler-Stiftung forscht zu Themen, die für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer von Bedeutung sind. Globalisierung, Beschäftigung und institutioneller Wandel, Arbeit, Verteilung und soziale Sicherung sowie Arbeitsbeziehungen und Tarifpolitik sind die Schwerpunkte. Das WSI-Tarifarchiv bietet umfangreiche Dokumentationen und fundierte Auswertungen zu allen Aspekten der Tarifpolitik.

Forschungsförderung

Die Stiftung vergibt Forschungsaufträge zu Strukturpolitik, Mitbestimmung, Erwerbsarbeit, Kooperativer Staat und Sozialpolitik. Im Mittelpunkt stehen Themen, die für Beschäftigte von Interesse sind.

Studienförderung

Als zweitgrößtes Studienförderungswerk der Bundesrepublik trägt die Stiftung dazu bei, soziale Ungleichheit im Bildungswesen zu überwinden. Sie fördert gewerkschaftlich und gesellschaftspolitisch engagierte Studierende und Promovierende mit Stipendien, Bildungsangeboten und der Vermittlung von Praktika. Insbesondere unterstützt sie Absolventinnen und Absolventen des zweiten Bildungsweges.

Öffentlichkeitsarbeit

Im Magazin »Mitbestimmung« und den »WSI-Mitteilungen« informiert die Stiftung monatlich über Themen aus Arbeitswelt und Wissenschaft. Mit der homepage www.boeckler.de bietet sie einen schnellen Zugang zu ihren Veranstaltungen, Publikationen, Beratungsangeboten und Forschungsergebnissen.

Hans-Böckler-Stiftung
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit
Hans-Böckler-Straße 39
40476 Düsseldorf
Telefax: 0211/7778 - 225
www.boeckler.de

**Hans Böckler
Stiftung** 

Fakten für eine faire Arbeitswelt.

In der edition der Hans-Böckler-Stiftung sind bisher erschienen:

Nr.	Autor/Titel	€	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
30	<i>Werner Maschewsky</i> Psychisch gestört oder arbeitsbedingt krank?	10,23	13030	3-928204-95-5
31	<i>Lothar Kamp</i> Betriebs- und Dienstvereinbarungen Telearbeit	8,18	13031	3-935145-01-2
32	<i>Dorit Sing, Ernst Kistler</i> Neue Chancen für Frauen?	10,23	13032	3-935145-02-0
33	<i>Stefan Eitenmüller, Konrad Eckerle</i> Umfinanzierung der Altersicherung	14,32	13033	3-935145-03-9
34	<i>Reinhard Schüssler, Oliver Lang, Hermann Buslei</i> Wohlstandsverteilung in Deutschland 1978 – 1993	16,36	13034	3-935145-04-7
35	<i>Sieglinde Fries, Rudolf Hickel, Herbert Mai, Ulrich Mückenberger (Hrsg.)</i> Modernisierung des öffentlichen Dienstes – eine Zukunftsbilanz	6,14	13035	3-935145-06-3
36	<i>Christina Klenner (Hrsg.)</i> Arbeitszeitgestaltung und Chancengleichheit für Frauen	8,18	13036	3-935145-07-1
37	<i>Susanne Gesa Müller, Matthias Müller</i> Betriebs- und Dienstvereinbarungen Outsourcing	8,18	13037	3-935145-08-X
38	<i>Petra Wassermann, Andrea Hofmann</i> Vorhandene Kräfte bündeln	12,78	13038	3-935145-09-8
39	<i>Wolfgang Rudolph, Wolfram Wassermann</i> Das Modell »Ansprechpartner«	12,78	13039	3-935145-10-1
40	<i>Winfried Heidemann, Angela Paul-Kohlhoff, Susanne Felger</i> Berufliche Kompetenzen und Qualifikationen Vocational Skills and Qualifications	8,18	13040	3-935145-11-X
41	<i>Hans-Böckler-Stiftung (Hrsg.)</i> Beschäftigung – Arbeitsbedingungen – Unternehmensorganisation	8,18	13041	3-935145-12-8
42	<i>Hans-Böckler-Stiftung (Hrsg.)</i> Employment, working conditions and company organisation	8,18	13042	3-935145-13-6
43	<i>Beate Beermann/Christina Klenner</i> Olympiareife Mannschaften gesucht?	10,23	13043	3-935145-15-2

Nr.	Autor/Titel	€	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
44	<i>Diether Döring/Hermann Henrich</i> Konzeptionelle Überlegungen zu einem Tarifrentenmodell	10,23	13044	3-935145-16-0
45	<i>Winfried Heidemann</i> <i>Unter Mitarbeit von: Lothar Kamp, Hartmut Klein-Schneider, Siegfried Leitretter, Mathias Müller, Susanne Gesa Müller</i> Weiterentwicklung von Mitbestimmung im Spiegel betrieblicher Vereinbarungen	8,18	13045	3-935145-17-9
46	<i>Volker Eichener, Sabine Schaaf, Frank Schulte, Jörg Weingarten</i> Erfolgsfaktoren für Biotechnologie-Regionen	17,90	13046	3-935145-18-7
47	<i>Hartmut Klein-Schneider</i> Betriebs- und Dienstvereinbarungen Personalplanung	8,18	13047	3-935145-19-5
48	<i>Boy Lüthje</i> Arbeitnehmerinteressen in einem transnationalen IT-Unternehmen	10,23	13048	3-935145-120-9
49	<i>Marianne Giesert/Jürgen Tempel</i> Gesunde Unternehmen – arbeitsfähige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	10,23	13049	3-935145-21-7
50	<i>Peter Kalkowski/Matthias Helmer/Otfried Mickler</i> Telekommunikation im Aufbruch	10,23	13050	3-935145-22-5
51	<i>Dunja M. Mohr</i> Lost in Space: Die eigene wissenschaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen	14,32	13051	3-935145-23-3
53	<i>Wolfhard Kohte</i> Störfallrecht und Betriebsverfassung	10,23	13053	3-935145-25-X
54	<i>Manfred Deiß/Eckhard Heidling</i> Interessenvertretung und Expertenwissen	13,29	13054	3-935145-28-4
55	<i>Herbert Bassarak/Uwe Dieter Steppuhn (Hrsg.)</i> Angewandte Forschung und Entwicklung an Fachhochschulen in Bayern	15,00	13055	3-935145-29-2
56	<i>Herbert Bassarak/Uwe Dieter Steppuhn (Hrsg.)</i> Angewandte Forschung und Entwicklung an Fachhochschulen Sozialer Arbeit	23,00	13056	3-935145-30-6
57	<i>Heide Pfarr (Hrsg.)</i> Ein Gesetz zur Gleichstellung der Geschlechter in der Privatwirtschaft	12,00	13057	3-935145-31-4
58	<i>Stefan Eitenmüller</i> Reformoptionen für die gesetzliche Rentenversicherung	15,00	13058	3-935145-32-2

Nr.	Autor/Titel	€	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
59	<i>Bernd Kriegesmann/Marcus Kottmann</i> Neue Wege für Personalanpassungen in der Chemischen Industrie	10,00	13059	3-935145-33-0
60	<i>Hans-Böckler-Stiftung/DGB-Bundesvorstand</i> Welhandelsorganisation und Sozialstandards	7,00	13060	3-935145-34-9
61	<i>Renate Büttner/Johannes Kirsch</i> Bündnisse für Arbeit im Betrieb	11,00	13061	3-935145-35-7
62	<i>Elke Ahlers/Gudrun Trautwein-Kalms</i> Entwicklung von Arbeit und Leistung in IT-Unternehmen	9,00	13062	3-935145-36-5
63	<i>Thomas Fritz/Christoph Scherrer</i> GATS 2000. Arbeitnehmerinteressen und die Liberalisierung des Dienstleistungshandels	12,00	13063	3-935145-37-3
64	<i>Achim Truger/Rudolf Welzmüller</i> Chancen der Währungsunion – koordinierte Politik für Beschäftigung und moderne Infrastruktur	13,00	13064	3-935145-38-1
65	<i>Martin Sacher/Wolfgang Rudolph</i> Innovation und Interessenvertretung in kleinen und mittleren Unternehmen	19,00	13065	3-935145-39-X
66	<i>Volker Meinhardt/Ellen Kirner/ Markus Grabka/Ulrich Lohmann/Erika Schulz</i> Finanzielle Konsequenzen eines universellen Systems der gesetzlichen Alterssicherung	12,00	13066	3-935145-40-3
67	<i>Thomas Ebert</i> Langfrist-Arbeitszeitkonten und Sozialversicherung	12,00	13067	3-935145-41-1
68	<i>Jan Prieue unter Mitarbeit von Christoph Scheuplein und Karsten Schuldt</i> Ostdeutschland 2010 – Perspektiven der Innovationstätigkeit	23,00	13068	3-935145-42-X
69	<i>Sylke Bartmann/Karin Gille/Sebastian Haunss</i> Kollektives Handeln	30,00	13069	3-935145-43-8
70	<i>Bernhard Nagel</i> Mitbestimmung in öffentlichen Unter- nehmen mit privater Rechtsform und Demokratieprinzip	12,00	13070	3-935145-44-6
72	<i>Eva Kocher</i> Gesetzentwurf für eine Verbandsklage im Arbeitsrecht	12,00	13072	3-935145-46-2

Nr.	Autor/Titel	€	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
73	<i>Hans-Böckler-Foundation (ed.)</i> Future Works	10,00	13073	3-935145-47-0
74	<i>Reinhard Schüssler/Claudia Funke</i> Vermögensbildung und Vermögensverteilung	16,00	13074	3-935145-48-9
76	<i>Christine Schön</i> Betriebliche Gleichstellungspolitik	12,00	13076	3-935145-50-0
77	<i>Volker Korthäuer/Marius Tritsch</i> US-Cross-Border-Lease	8,00	13077	3-935145-51-9
78	<i>Jörg Towara</i> Tarifvertragliche Regelungen zur Teilzeitarbeit	8,50	13078	3-935145-52-7
79	<i>Anja Riemann</i> Auswertung und Darstellung gesetzlicher Bestimmungen zur Teilzeitarbeit	8,00	13079	3-935145-53-5
80	<i>Heide Pfarr/Elisabeth Vogelheim</i> Zur Chancengleichheit von Frauen und Männern im Bündnis für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit	12,00	13080	3-935145-56-X
81	<i>Wilfried Kruse/Daniel Tech/Detlev Ullenbohm</i> Betriebliche Kompetenzentwicklung. 10 Fallstudien zu betrieblichen Vereinbarungen	12,00	13081	3-935145-57-8
82	<i>Stefan Bach/Bernd Bartholmai</i> Perspektiven der Vermögensbesteuerung in Deutschland	12,00	13082	3-935145-58-6
84	<i>Henry Schäfer</i> Sozial-ökologische Ratings am Kapitalmarkt	16,00	13084	3-935145-60-8
85	<i>Maliszewski/Neumann</i> Bündnisse für Arbeit – Best Practice aus Ländern und Regionen	14,00	13085	3-935145-61-1
86	<i>Matthias Müller</i> International Accounting Standards	9,00	13086	3-935145-62-4
87	<i>Arno Prangenberg</i> Grundzüge der Unternehmensbesteuerung	8,00	13087	3-935145-63-2
88	<i>Klaus Jacobs/Jürgen Wasem</i> Weiterentwicklung einer leistungsfähigen und solidarischen Krankenversicherung unter den Rahmenbedingungen der europäischen Integration	12,00	13088	3-935145-64-0

**Bestellungen
bitte unter
Angabe der
Bestell-Nr. an:**



Kreuzbergstraße 56
40489 Düsseldorf
Telefax: 02 11 / 408 00 90 40
E-Mail: mail@setzkasten.de

